Russisches Leben

und

Dichten.

Leipzig,
Biedermannsche Buchhandlung.
1851.

Inhalt.

Druckfehler.

S. 273 Zeile 3 von unten lies Seite statt Seie.
S. 360 Zeile 8 von unten lies Melonenkerne statt Melonenkörner.

Vornehme Welt.

Erzählung

vom

Grafen Sollohub.

I.

Im großen Theater war Maskenball. Die Parquetlogen strahlten von geputzten Damen; vor ihnen standen Offiziere, in den Domino gehüllt, und scherzten und liebelten mit den jungen Schönen. Im Hintergrunde ertönte Musik beim lauten Geplätscher eines Springbrunnens. Im Saale und auf den Treppen drängten sich befrackte Herren mit runden Hüten, Militärs mit bunten Federbüschen, und um sie her schwärmten und rauschten Masken von allen Farben und Gestalten.

Es ging lärmend und lustig zu.

Mitten unter diesem allseitigen Geplauder und Gelächter, mitten im stürmischen Jubel einer frohen Sylvesternacht zeigten sich zwei Männer ziemlich gleichgültig gegen die allgemeine Lust. Der Eine von hohem Wuchse, nicht mehr ganz jung, im schwarzen englischen Frack: der Andere in Husarenuniform mit einem Sternchen auf den Epaulettes.

Der Erstere schien sich aus dem Maskenballe nur darum nichts zu machen, weil er sich an allem satt gesehen. Man merkte es ihm an, daß er ganz so dem Carneval in Venedig und den Opernhausbällen in Paris zusah, daß all solch unnützer Lärm ihm etwas Gewöhnliches und Langweiliges war. Um seine Lippen zuckte ein boshaftes Lächeln, bei seiner Annäherung wurde Einem kalt.

Sein Gefährte, noch in blühender Jugend, langweilte sich aus einem ganz andern Grunde. Er war vor Kurzem erst in eines der Garderegimenter versetzt worden und befand sich nach sechsmonatlichem Aufenthalt in Petersburg zum ersten Mal auf einem Maskenballe. Alles, was er sah, war ihm fremd und wunderlich.

Eine Maske in schwarzem Domino, die allein im Saale umherwandelte, trat zu ihnen und wandte sich mit einer Verneigung zum Aeltern:

„Guten Abend."

— „Guten Abend."

„Ich kenne Sie."

— „Das ist leicht möglich."

„Sie sind Herr Safjew."

— „Errathen."

Der schwarze Domino wandte sich zum Jüngern:

„Guten Abend.“

— „Guten Abend.“

„Ich kenne Sie.“

— „Kann sein.“

„Sie sind Herr Leonin.“

— „Ganz recht.“

„Und Sie erkennen mich nicht?“

— „Nein.“

„Wie? wirklich nicht?“

— „Nein.“

„Allen Ernstes, Sie erkennen mich nicht?“

— „Nein, gewiß nicht.“

Safjew lacht aus vollem Halse. — „Es ist doch merkwürdig, wie schnell man bei uns im Norden den Geist der Maskerade erfaßt! Ich kann mir denken, wie all diese Herren und Damen sich amüsiren müssen. Da gehen sie umher, die Unglücklichen, wie auf der Newskiperspective, und grüßen ihre Bekannten und nennen jeden beim Namen.“ —

„Was ist denn aber Ergötzliches in den Maskeraden?“ fragte Leonin naiv.

— „O junges Blut!“ erwiederte Safjew spöttisch. „Wie vieles auf der Welt ist dir noch verschlossen und undurchdringlich! Das Geheimniß der Maskerade ist ein Geheimniß der Weiber. Für die ist

die Maskerade etwas Großes. Nun, was siehst Du mich denn so an? Höre. Es sind hier viele Damen aus den höheren Ständen und aus den mittleren, und auch solche, die zu gar keinem Stande gehören. Manche sind ganz ohne Zweck hier: das sind die unerträglichsten; Du hast so eben ein Muster von solchen gesehen; größtentheils sind's tugendsame Hausmütter. Andere dagegen verfolgen hier irgend eine Liebesintrigue: die will den Mann rasend machen, jene den verrätherischen Kapuziner überführen, eine dritte sich an der treulosen Fledermaus rächen. Meist haben sie alle irgend eine Flamme. Sie suchen hier nur diejenigen, die sie brauchen, um uns aber, mein gutes Herz, bekümmern sie sich ganz und gar nicht. Endlich giebt es auch noch eine kleine Anzahl solcher, die sich hier nur aus ehrgeizigen Absichten herumtreiben."

„Wie das?" fragte Leonin.

— „Das sind die Vornehmsten. Siehst Du, Bruder, die alle haben Männer. So gar absonderlich lieben sie diese nicht: aber die Auszeichnung der Männer geht denn doch auch auf sie über. Unter der Maske läßt sich nun manches sagen, was man mit offenem Gesichte nicht aussprechen kann. Auf dem Maskenballe kann man durch feinen Scherz und zarte Anspielungen die Protection irgend eines einflußrei-

chen Mannes erwerben. Sieh nur hin auf diese Damen in schwarzem Atlas, wie sie sich jenen Würdenträgern an den Arm hängen und sie ihrer Liebe versichern! Glaube mir, all dies liebenswürdige Wesen ist nur eine Folge ihres Scharfsinns. Du weißt noch nicht, o Du mein bescheidener Jüngling, Du arkadischer Schäfer, welches Gewicht die Weiber in der gebildeten Gesellschaft haben, und wie viel Berechnung in ihrem Lächeln ist!"

„Das ist traurig," bemerkte Leonin.

— „Was hilft's! So ist's überall."

In diesem Augenblick näherte sich ihnen eine Maske in prächtigem mit schwarzen Spitzen besetzten Domino, einen Strauß frischer Blumen in der Hand. Sie drohete Safjew.

„Guten Abend, russischer Mephistopheles! wen hast Du jetzt schlecht gemacht?"

— „Dich, schöne Maske."

„Du bist unverbesserlich, Mephistopheles. Du bleibst ewig unerbittlich, spöttisch, kalt. Warst Du denn immer so, Mephistopheles? Hat Dich nicht irgend ein Weib getäuscht?"

Safjew biß sich auf die Lippen.

— „Mich kann ein Weib nicht täuschen" versetzte er.

„Trauen Sie ihm nicht," fuhr die Maske fort, sich zu Leonin wendend: „es ist ein böser Mensch; er hintergeht Sie, er wird Ihnen den Glauben an alles Schöne nehmen. Wenn Sie noch länger bei ihm bleiben, so werden die blonden Haare und die blauen Augen für Sie allen Reiz verlieren.

— „Die blauen Augen?" sagte Leonin verwundert.

„Nun ja, Sie wissen doch, die gestern Abends im Theater waren, im zweiten Rang rechts, dieselben, die in Kolomna*) leuchten, und die jeden Sonntag während der Masurka Sie so zärtlich anblicken."

— „Merkwürdig!" .... dachte Leonin.

„Vergangenen Monat wollten Sie sie heirathen, aber Ihre Großmutter schrieb Ihnen aus Orel, Sie wären noch zu jung, und darum willige sie nicht ein. Ihre Großmutter hat sehr wohl gethan. Von einem so jungen Manne ist's eine große Unvorsichtigkeit, zu heirathen...."

— „Aber wie wissen Sie dies alles?" fragte Leonin.

Der Domino lachte unter der Maske.

„O, das ist meine Sache! Uebrigens, wenn Sie's wünschen, kann ich Ihnen sagen, daß ich aus

*) Ein Stadttheil Petersburgs.

Orel komme, wo man mir Ihre Geschichte erzählt hat. Ich selbst wohne auf einem Gute bei Kursk."

Der Domino lachte wieder, ergriff einen besternten dicken Herrn am Arme und verschwand mit ihm in der wogenden Menge.

— „Wer ist diese Maske?" fragte Leonin verwirrt.

Safjew sah ihn lächelnd an und erwiederte gedehnt:

„Die Gräfin Wo—ro—tyn—ski."

— „Unmöglich! die kennt mich ja gar nicht."

„Ei, wen kennen diese Damen nicht, Freundchen! Weiter haben sie ja auch nichts zu thun, als fremde Namen zu merken, zu erfahren, in wen Jemand verliebt ist, und wen Jemand nicht leiden kann. Das ist leicht die interessanteste Seite ihres Lebens."

„Sonderbar," dachte Leonin. „Die Gräfin, eine der ersten Damen Petersburgs, bekannt durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit, durch ihren außerordentlichen Reichthum und ihre hohe gesellschaftliche Stellung, hat mich, den armen Offizier, bemerkt! Sie beachtet mich, sie weiß, daß ich heirathen will. Sonderbar, höchst sonderbar! Was geht sie das an? Ich komme in keine vornehmen Zirkel, bleibe, wenn

ich vom Exerziren frei bin, zu Hause und fahre nur an Sonntagabenden zu den Arnidins. Und diese besucht ja die Gräfin gar nicht. Was also gehe ich sie an?“

Leonin ward unwillkürlich muthiger. Er nahm seinen Domino über den Arm, trat mit ungewohnter Entschlossenheit vor und betrachtete kühn die in den Parquetlogen sitzenden Damen, die aber ihrerseits, nachdem sie seine Uniform besehen, gleichgültig die Augen von ihm abwandten.

Safjew stand vor einer leeren Loge mit verschränkten Armen und war in trübe Betrachtungen vertieft.

Unterdessen wogte die Menge auf und ab durch den ganzen Saal. Ein großer Theil der Masken schritt in einförmigen Reihen würdevoll einher und bewies durch anhaltendes Schweigen seine unbestreitbare Unbedeutenheit. Andere schrien und rannten, umgeben von der muntern Jugend. In den Nebensälen saßen viele Herren und Damen bei einem schlechten Souper, und die Champagnerpfropfen flogen an die Decke.

Es war drei Uhr Nachts. Die Menge verlor sich merklich. Hier und dort erschienen auf den Estraden noch Cavaliere und Masken in Paaren; blutjunge Tanzhelden führten stolz ihre ermüdeten Damen am

Arme. Der Maskenball neigte sich zu Ende. Leonin hatte bereits zwanzig Mal alle Säle durchmessen, und immer vergebens. Niemand blieb bei ihm stehen, Niemand beachtete ihn. Seine Füße wankten vor Müdigkeit. Voller Unmuth wollte er sich schon nach Hause begeben, denn es fiel ihm ein, daß er früh-morgens zum Exerziren sollte, daß er vor Tagesanbruch aufstehen müßte und wenig würde schlafen können. Er runzelte die Stirn und zog die Brauen zusammen. Da schimmerte plötzlich in der langen Sesselreihe vor ihm der schwarze Spitzendomino.

Ei, sagt doch, warum ist in der Atmosphäre, die ein schönes Weib umgiebt, eine gewisse magnetische Kraft, welche die Gegenwart der Schönheit offenbart? Das Herz Leonins hatte die Gräfin unter der Maske gleich erkannt. In jeder Falte ihres Gewandes war eine reizende Eleganz; sie stützte den Kopf auf ihre kleine Hand und sah ermüdet aus, aber mit bezaubernder Lieblichkeit: in der Art, wie sie sich in den Sessel zurücklehnte, in der ganzen allerliebsten Nachlässigkeit ihres Wesens lag etwas unbeschreiblich Harmonisches.

Leonin näherte sich ihr zitternd. „Sie sind allein?" fragte er ängstlich.

— „Ja; ich bin müde, furchtbar müde."

Beide schwiegen.

— „Sie sind doch nicht böse auf mich?“ hob die Gräfin an.

„O nein, im Gegentheil!“ Leonin gerieth in Verwirrung und verwünschte seine Aengstlichkeit. Er war kaum eines Gedankens mächtig. In solchen Fällen ist das erste Wort, das man spricht, immer eine Dummheit. So war's denn auch.

„Es ist hier furchtbar heiß,“ sagte er.

— „Ja,“ versetzte die Gräfin: „es ist heiß, es ist schwül hier. Diese Luft drückt mich, diese Menschen drücken mich .... Mein Leben ist unerträglich. Es ist zum Ersticken ... Immer dieselben Gesichter, immer dieselbe Unterhaltung, gestern wie heute, heute wie gestern. Sprechen Sie französisch?“

„Ja wohl,“ antwortete Leonin verlegen.

Die Gräfin fuhr auf französisch fort:

— „Wir armen Frauen sind die beklagenswerthesten Geschöpfe in der Welt. Wir müssen die besten Gefühle unserer Seele verbergen; wir wagen es nicht unsere schönsten Regungen zu äußern. Wir opfern alles der Gesellschaft, alles der Stellung, die wir in derselben einnehmen. Wir müssen mit Leuten leben, die uns zuwider sind, müssen Worte ohne Sinn und Gefühl anhören. Ach, wenn Sie wüßten, wenn Sie

wüßten, wie ich aller dieser Frauen, aller dieser Männer überdrüssig bin! Die Männer sind niedrig, die Frauen geschminkt. Dieses ganze glänzende Chaos drückt und beengt mich. Und nun wirft man uns noch vor, daß wir nicht fühlen, nicht lieben können! Aber wo Jeder nur an sich denkt, wie kann man da etwas empfinden, wie kann man da Jemand lieben?"

„Freilich," sagte Leonin verwirrt, „wo Jeder nur an sich denkt, ist keine Liebe möglich. Allein ich sollte meinen .... mir scheint .... ich bin überzeugt .... Warum denn nur an sich denken? Nicht alle Menschen sind so verdorben! Man muß solche suchen, die .... Es gibt feurige Seelen, über die andern erhaben. Wahrhafte Liebe muß zu finden sein; sonst widerspräche das Leben dem göttlichen Gebote. Wenn Sie meinen, Gräf.., wenn Sie meinen, gnädige Frau, es gebe kein wahrhaftes Gefühl, es könne keins geben, so täuschen Sie sich."

Die Maske, schien es, hörte den jungen Mann mit Verwunderung. Kamen ihr seine Worte seltsam und ungewöhnlich vor, oder beschäftigte sie ein neuer Gedanke — genug, sie schien in heftiger innerer Aufregung.

„Sie täuschen sich," fuhr der Offizier fort: „das Leben hat viel Schönes, viel Genußbietendes....

Malerei und Musik, die Schöpfungen des Genies, die Musterwerke der Jahrhunderte... Das Leben hat viel Schönes... Ich bin zwar noch jung, doch habe ich schon viel Erfreuliches auf der Erde gesehen. Vor allem die Frauen! ... Was gibt es Schöneres als das Weib?"

— „Das Weib," unterbrach ihn die Maske, „ist nur schön, wenn es jung ist und den Männern gefällt. Das Weib ist ein Abgott, so lange äußere Schönheit in den Augen der Welt ihm Werth verleiht — verschwindet die Schönheit, so stürzt das Idol, von seinem eignen Anbeter verlacht; und was bleibt alsdann? Nichts, nichts! Und da schilt man uns noch, sagt, daß wir nicht fühlen, nicht lieben können!"

„Aber Sie sind doch geliebt?" entgegnete Leonin ängstlich.

— „Ich glaube es nicht, wiewohl Viele sich Mühe geben, mich zu lieben. Sie kennen mich nicht, und darum kann ich offenherzig sprechen — was mir lange nicht begegnet ist.... Ja, Viele wollen mich lieben, aber ich traue ihnen nicht. Jeder hat seine Gründe, seine Berechnung. Erstlich bin ich verheirathet: mein Mann liebt mich, weil er mich für seine

gesellschaftlichen Verhältnisse braucht. Sodann liebt mich ein gewisser Adjutant, weil er durch mich emporzukommen hofft; sodann ein Diplomat, weil er dadurch eine besondere Bedeutung in der Gesellschaft erhält. Außerdem lieben mich noch Mehrere, weil sie nichts Anderes zu thun haben, weil — sie unausstehlich sind. Sie begreifen, daß mit solchen Gefühlen Einem wenig Genuß im Leben bleibt. Mir ist die Welt zuwider, unbeschreiblich zuwider ... und heute ganz besonders. Ich weiß selbst nicht, wie mir geschieht. Dieser Lärm, diese Musik, alles hat mich zu einer Traurigkeit gestimmt, über die ich mir keine Rechenschaft geben kann .... Sie werden mich niemals kennen lernen, aber ich freue mich, daß ich wenigstens einmal mich aussprechen konnte, und Sie, Sie sind noch so jung, daß Sie mich verstehen werden .... Meine Lage ist schrecklich! Jung, mit einem warmen, allen zärtlichen Empfindungen erschlossenen Herzen den Himmel zu ahnen — und ewig an die Erde gefesselt zu sein, an kalte, seelenlose Menschen, und nirgends ein Asyl für sein Herz zu finden! Und heute wie gestern, gestern wie heute, und nicht einmal das Recht haben, zu klagen! .... Ich komme Ihnen sonderbar vor, nicht wahr? .... Aber was ist zu thun? Ich kann ja nur unter dieser Maske aufrichtig

sprechen. Morgen trage ich eine andere Maske, und die darf ich niemals, niemals abnehmen....."

„Aber sollten Sie denn wirklich," fragte Leonin mit Theilnahme, „sollten Sie niemals sich die Möglichkeit gedacht haben, auf Erden einer gleichgestimmten Seele zu begegnen, einem Bruderherzen, einem Menschen, der mit Freuden Ihnen, Ihnen allein sein ganzes Leben widmet, der Ihr geheimer Schutzgeist wird, Sie liebt, wie man ein Kind liebt, Sie mit Andacht anbetet, wie ein überirdisches Wesen?"

Die Maske ergriff Leonins Hand und drückte sie fest.

— „Was Sie da sagen," erwiederte sie, „ist so schön.... Welches Weib hätte nicht ein ähnliches Glück geträumt? Aber wo findet man es, wo trifft man es? Wo findet man den Mann, der über alle kleinliche Berechnung erhaben, in dieser kalten Welt sich die Gluth der Seele bewahrt, der das Herz eines armen Weibes zu trösten und ihr unwandelbar, ohne Murren sein ganzes Leben zu widmen vermag? Ja, für einen solchen Menschen könnte man wohl alles in der Welt hingeben, und seine Liebe muß uns im schwersten Kummer Trost bieten.... Aber gibt es solche Menschen? Ich habe zu glauben aufgehört, daß es möglich sei."

„Mit Unrecht!“ fiel Leonin lebhaft ein. „Ich urtheile nach mir selbst. Ich kann mir kein höheres Glück denken, als am düstern Himmel des Daseins einen einzigen freundlichen Stern zu wählen. Dieser Stern muß Flamme wie Licht sein, er muß die Seele erwärmen und den schwierigen Lebenspfad erhellen. An ihn heftet man die schönsten Ideen, ihm weiht man alle seine Kräfte. Er ist der Leitstern unseres ganzen Lebens, hoch und himmlisch: man kann ihn mit irdischen Gedanken nicht erreichen, aber er sendet tröstende Strahlen nieder, und diese Strahlen erleuchten und beleben bis zum Grabesdunkel.“

— „Ist Fräulein Armidin schön?“ fragte die Maske in einem Tone voll weiblicher Koketterie.

Der begeisterte Fähndrich war wie mit kaltem Wasser übergossen.

„Fräulein Armidin? ... Wie kommen Sie darauf? ... warum fragen Sie mich nach Fräulein Armidin?“

— „Sie sind ja in sie verliebt.“

„Ich verliebt ... nein ... ja ... übrigens ... ich weiß es nicht.“

„Ich glaube sie gestern im Theater gesehen zu haben, dort oben. Sie ist blond, glaub' ich....“

„Blond,“ erwiederte Leonin.

— „Wie abscheulich ist die Welt! wie erbärmlich sind die Menschen!“

Leonin war unstreitig ein ganz vortrefflicher junger Mann. Sein Herz streifte wirklich bisweilen an Poesie, auch war er durchaus nicht ohne Verstand und Geist. Und doch — kaum hatte ihn eine Weltdame nur berührt, so trübte ein Gefühl weltlicher Eitelkeit seine Phantasie! Der Arme gedachte an Fräulein Armidin mit einer gewissen Verachtung. Das unbedeutende Vermögen, die Wohnung in Kolomna,*) die lächerlichen Ansprüche auf Gesellschaft, die dicke Mutter mit dem ganz volksthümlichen Namen Nimphodora Terentjewna, der kleine Leibbursche und der alte Schenk, der im Vorzimmer beständig verschiedene Kleider zum häuslichen Gebrauch zuschnitt — alles dies schwebte ihm auf einmal vor Augen, wie ein Zerrbild der Laterna magica. Auf der andern Seite schimmerte vor ihm der reiche Palast der Gräfin, voll von allen Launenspielen des Luxus, und in diesem Palaste, mitten in all dieser Pracht sah er die Gräfin, schön, zärtlich, verwöhnt ...

„Soll ich Sie niemals wiedersehen?“ fragte er traurig.

---

*) Es ist dies eben kein eleganter Stadttheil.

— „Niemals.“

„Und darf nicht hoffen?“

— „Nein.“

„So geben Sie mir wenigstens etwas zum Andenken an unsere Bekanntschaft.“

Die Dame reichte ihm ihr Bouquet hin und stand auf.

— „Leben Sie wohl,“ sagte sie: „bleiben Sie immer so jung wie jetzt. Und sollten Sie sich jemals in der vornehmen Welt bewegen, so vergessen Sie nicht, daß die Weltdamen viel Kummer im Herzen tragen, daß man sie mit Unrecht schmäht, da sie nur zu bedauern sind. O, wüßte man, was sie opfern möchten, um aus dem unruhvollen Lärm zu einem Stillleben des Herzens überzugehen — ich wiederhole Ihnen — was sie opfern möchten!...

„Nichts!“ rief Jemand laut hinter ihnen.

Die Maske wandte sich um. Safjew stand neben ihr mit seinem ewigen Lächeln.

— „Es ist vier Uhr, gnädige Frau,“ sagte er. „Wie es scheint, haben Sie nichts mehr zn erwarten. Ihr schöner Fürst kommt nicht mehr. Was ist zu thun? Nicht alle Erwartungen gehen in Erfüllung!“

Die Maske preßte krampfhaft die Finger an die Lippen, rief ihre lautlose Freundin, die einsam in

einem Sessel schlummerte, und verschwand eilends durch die Seitenthür.

Leonin blieb Safjew gegenüber stehen.

— „Nun?“ fragte dieser Letztere — „hat sie Dir nicht gesagt, daß man sie nicht verstehe, daß sie höhere Genüsse suche, daß eine Weltdame zu bedauern sei, da sie ihre schönsten Gefühle bergen muß?“

„Nun also?“

Safjew sah ihn mitleidig an; darauf begann er zu lachen.

Leonin wurde böse, nahm einen Fiaker und fuhr nach Hause.

II.

Wenn ich eine Erzählung nach meinem Belieben zu schreiben hätte, so wählte ich mir zum Helden einen Mann von ritterlichen Eigenschaften, von kräftigem, eisenfestem Willen, aber mit einer schrecklichen geheimen Leidenschaft, die ihn in den Augen aller empfindsamen Provinzialfräulein höchst interessant machen würde. Er liebte lange, sehr lange. Seine Schöne liebte ebenfalls lange, sehr lange. Alles ginge seinen Gang. Da wäre auch ein Bächlein und ein schattiger Baum und zärtliche Zusammenkünfte; da gehörte alles hinein, was von der Liebe, von der Natur gesprochen wird. Und plötzlich zöge ein Gewitter herauf, der Sturm erbrauste; es erschiene ein böser Vater, oder eine böse Mutter, oder ein wüthender Vormund, oder schlechtweg irgend ein Bösewicht. Ein Hinderniß käme auf's andere, alles in klassischer Ordnung — und erst ganz am Ende, vor der letzten Seite heiterte es sich auf, denn ein tragischer Schluß

erregt nicht mehr das schuldige Mitleid, das Publikum ist dessen übersatt. Da würde denn der Bösewicht plötzlich besänftigt und mein Paar getraut werden; der Hochzeitsball ginge an, alle wären glücklich und ich mit mir sehr zufrieden.

Aber ach! ich darf mir aus keiner erdichteten Welt, aus keinem Kreise fabelhafter Menschen die Hauptperson meiner Erzählung wählen, sondern aus Eurer Mitte, meine Freunde, die ich tagtäglich sehe und treffe, heute im Michaelstheater, morgen auf der Eisenbahn und auf der Newskiperspective allemal.

Ihr lieben Jungen, Ihr, meine Freunde, seid gute Kameraden, aber Ritter alterthümlicher Empfindsamkeit, aber Helden unserer jetzigen Romane seid Ihr nicht! Ihr speist zu Mittag bei Dumé, Ihr ruft die Taglioni heraus, Ihr tanzt mit reichen Mädchen oder mit angesehenen Modekoketten. Ihr seid wie alle Menschen, und aufrichtig gesagt, etwas Geheimnißvolles, Romantisches finde ich in Euch nicht. Ihr seid gute Jungen, seid meine Freunde, aber weiter nichts! Die Wahrheit, die furchtbare Wahrheit, der ich gehorchen muß, gebietet mir, Euch in meiner getreuen Erzählung ohne lügenhafte Ausschmückung darzustellen.

Es war spät, als Leonin vom Maskenball nach

Hause kam. Im schmalen Vorzimmer brannte ein Talglicht herab. Sein Diener Timofej schlief auf einer Bank.

„Ist nichts für mich angekommen?" fragte Leonin.

— „Ordre für Ew. Gnaden: morgen um sieben Uhr ist Exerziren."

Leonin runzelte die Stirn.

„Sonst nichts?"

— „Ein Brief per Post; ich glaube von Nastassia Alexandrowna."

„War Jemand in meiner Abwesenheit da?"

— „Fürst Schetinow."

„Gut."

Das Zimmerchen eines jungen Husarenoffiziers ist bald beschrieben. Sattel, Pfeifenspitzen, einige Lithographien, ein Bronzetintenfaß, ein kleiner Teppich, eine Statuette der Taglioni, ein Bett — das ist alles.

Leonin zündete eine Pfeife an und erbrach den Brief.

„Von der Großmutter," sagte er.

Er begann zu lesen:

„Lieber Mischa!*) Schon vier Wochen habe ich von Dir keine Zeile, keine Nachricht. Du bist

*) Diminutivum von Michael.

doch nicht krank, mein Guter? Du bist doch nicht in Arrest? Sieh zu, Mischa, trage Dich nicht gegen die Form. Es ist im Grunde doch einerlei, ob nach der Form oder nicht nach der Form; also wozu um nichts und wieder nichts vor den Obern schuldig erscheinen und sich in ungünstigen Ruf bringen? Gehorche Deinen Vorgesetzten, Mischa, nimm Dich vor bösem Rath und schlechter Gesellschaft in Acht. Von schlechten Menschen lernt man nichts Gutes."

Leonin hielt inne und wurde nachdenklich. — „Was gehe ich die Gräfin an? Warum hat sie mir das alles gesagt? Vielleicht bemerkte sie gestern Abend im Theater, daß ich nach ihrer Loge sah, in der Schetinow saß. Ich muß ihr wohl gefallen haben, da sie zu mir wie zu einem alten Freunde sprach und mir ihren Strauß geschenkt. Solche Dinge schenkt man nicht Leuten, gegen die man völlig gleichgültig ist. Unbegreiflich!"

Leonin las weiter:

„Glaube nicht, Mischa, daß wir Alten gar keinen Verstand mehr haben und lauter Albernheiten reden. Unser Rath ist immer gut, selbst wenn er Euch jungen Leuten nicht gefällt. Siehst Du z. B. vor zwei Monaten warst Du sehr böse auf mich, daß ich Dir nicht zu heirathen erlaubte.

Du schreibst mir, es sei ein reizendes Mädchen, habe ein Engelsgesicht, Herzensgüte, eine schlanke Taille und schönes Haar — mag alles sein, aber wie steht es denn mit Dir, Mischa? Als meine arme Olinka, Deine Mutter, starb, und gleich nach ihr Dein Vater, nachdem er — ich will ihm nichts Böses nachsagen — das Vermögen der Frau durchgebracht, bliebt Ihr mir allein überlassen, Dein älterer Bruder, Du, ein Knabe von fünf Jahren, und Deine zwei Wochen alte Schwester. Da machte ich mich denn auf meine alten Tage an die Wirthschaft und suchte Euch ein bischen Vermögen zu retten, damit Ihr in Zukunft Brod habt. Aber mein Gedächtniß ist schwach, ich bin denn doch nur eine alte Frau: so sehr ich mir Mühe gab, so besitzen wir doch in allem, mein Gut dazu gerechnet, nur etwas über vierhundert Bauern. Wie viel kommt da nun auf Dein Theil? Wo willst Du denn also, daß ich die Einkünfte hernehme, damit Du mit Deiner Frau anständig leben kannst, wie sich's für einen Edelmann gehört? Zu ihrer bloßen Toilette würden ja unsere sämmtlichen Einkünfte nicht reichen. Trotzdem daß ich alt bin, weiß ich doch, was es heißt, in der Residenz leben: da will man das und will jenes. Warum hat der

einen Wagen und ich keinen? warum hat die eine Atlasrobe und ich keine? Ich glaube gern, daß das Mädchen schön ist..."

„Ja, schön ist sie!" dachte Leonin seufzend: „welches Haar! Ich habe nie solches Haar gesehen. Und wie sie spricht, wie sie lächelt! Nur die Augen, scheint mir, sind etwas zu klein. Ja, wirklich zu klein. Da hat die Gräfin wundervolle Augen, kohlschwarz, glänzend wie Sterne.... Was schreibt denn noch Großmutter?"

„.... das Mädchen schön ist... Aber weißt Du denn auch, ob sie Dich wirklich liebt? Hat ihr nicht blos Deine Uniform, Dein Aeußeres gefallen? Denn Du mußt wissen, Mischa, daß Du ein recht hübscher Junge bist." —

„Das mein' ich auch, ich bin gar nicht häßlich!" dachte Leonin vergnügt. „Ich gefalle nicht der Armidin allein.... Nun?"

„Sie wird Dich heirathen, gewöhnt sich an Dich... hernach werdet Ihr lange Weile haben, und dann ... nein! da sei Gott vor!... Mischa, bitte mich gar nicht um meine Einwilligung ... ich könnte zu schwach sein und nachgeben und würde auf meine alten Tage über Euch weinen müssen..."

„Gute Großmutter!" — dachte Leonin: „ich sehe sie

vor mir in ihrem niedern Häuschen, im großen Lehnstuhl, wie sie langsam in der Bibel blättert oder mit unserm Dorfpfarrer, dem Vater Joann, sich leise unterhält... Gute Großmutter!... Aber was gehe ich die Gräfin an? Sie weiß, daß mir meine Großmutter nicht erlaubt hat, zu heirathen, und weiß, daß ich in die Armidin verliebt bin... Uebrigens, bin ich denn auch verliebt? Es kann sein, daß meine Liebe nichts Anderes ist als eine Täuschung der Einbildungskraft. Nicht? es kann ja wirklich sein...."

Er las weiter:

„Bisweilen denke ich, Mischa, Gott wird mich dafür strafen, daß ich Dich mehr geliebt und gehätschelt als Deinen Bruder und Deine Schwester. Dein Bruder war schon ein großer Junge und Deine Schwester noch in der Wiege, als ich Euch zu mir nahm. Du aber liefst schon im rothen Hemdchen umher, langes Haar wallte Dir um die Schultern, Du umarmtest mich, saßest auf meinen Knieen, küßtest mich und sagtest mir immer: „ich werde Ihnen helfen, Großmutter!" Um jene Zeit gebar meine Nachbarin und gute Freundin, die Gorin, ihre zweite Tochter Nadinka und scherzend nannten wir Euch Braut und Bräutigam. Später sprachen wir häufiger und ernstlich davon und gaben uns gegen-

seitig das Wort. Vor zwei Jahren starb die arme Gorin — Gott habe sie selig! Ich besuchte sie vor ihrem Tode und wir kamen auf Euch zu reden. „Dir," sagte sie, „übergebe ich meine Nadinka. Sie soll sich einen Mann nach ihrer Herzensneigung wählen; das ist mein letzter Wille. Wenn sie Deinen Mischa lieb gewinnt, so mögen sie glücklich mit einander sein. Reichthum braucht sie nicht. Mein ganzes Vermögen lasse ich ihr. Ihre Schwester ist reich und hat ihren Reichthum theuer erkauft; aber es war ihr Wille — ich habe meine Töchter zu nichts gezwungen."

Du warst damals auf dem Provinzialgymnasium, darauf tratest Du in's Regiment und hast meine Nadinka lange nicht gesehen. Nadinka aber nebst der Wärterin Sawischna hat ihre Schwester jetzt nach Petersburg geholt, welche dort mit einem vornehmen Manne verheirathet ist. Sieh, Mischa, das wär' eine Braut für Dich, wie keine! Sie war dreizehn Jahre alt, als sie von hier wegkam, ist schön von Gestalt, die Tochter meiner Freundin, Besitzerin eines zwar nicht großen, aber herrlichen und schuldenfreien Gutes, dabei von der trefflichsten Gemüthsart, nicht verwöhnt, nicht launisch. Ja, das wär' eine Braut für Dich, Mischa! Du siehst,

all mein Glück ist Dein Glück. Zürne mir nicht, wenn ich Dir bisweilen ein unangenehmes Wort sagen muß. Glaube mir, mein Lieber, das alles geschieht zu Deinem Wohl. Jetzt diene, und das Heirathen läuft Dir nicht davon. Nimm Dich vor schlechten Menschen in Acht und am allermeisten vor dem Kartenspiel. An Feiertagen und Sonntagen geh' in die Kirche. Dies zu versäumen ist eine Sünde, lade sie nicht auf Deine Seele. Ich möchte wohl auch um Euretwillen eine Wallfahrt nach Kiew machen zu dem Muttergottesbilde im Höhlenkloster und nach Woronesch zum Grabe des Heiligen. Ich weiß nur nicht, wie ich mit meinen Kräften zurecht komme und mit dem Gelde. Du weißt selbst, was wir für Zeiten haben: die Trockenscheune ist abgebrannt, die Sommerfrucht ist so gut wie gar nicht gekommen. Du dienst in Petersburg, brauchst ein Reitpferd, Schlitten und alles wie sich's für einen Offizier gehört; Deine Schwester ist bald heirathsfähig — man kann sie doch nicht mit leeren Händen in ein fremdes Haus lassen! Dein älterer Bruder langweilt sich, seit er den Abschied genommen; da ist's ihm eingefallen, auf dem Lande große Jagd zu veranstalten. Alles erfordert Geld und doch ist nichts zu thun; ein junger Mann muß doch auch

sein Vergnügen haben. Ich hatte ihm zugeredet, noch im Dienste zu bleiben, aber er sagte, er eigne sich nicht dazu.

Uebrigens geht alles bei uns gut und sieht alles aus wie sonst. Am Sonntage hatten wir Kirchfest. Der Bischof wurde erwartet, aber er kam nicht. Nach der Messe hielt Vater Joann, der Dich grüßt, eine von ihm selbst verfaßte rührende Predigt. Nach dem Gottesdienst blieben unsere Nachbarn, die Lidarins, Mitrowichins und die alte Bobülew*) bei mir zu Tische. Auch der Richter war da und ein verabschiedeter Capitain-Lieutenant, ein vortrefflicher Mann, der in Amerika gewesen und immer von der See erzählt.

Da hast Du alle meine Neuigkeiten, Mischa. Bei uns auf dem Lande hört man nicht viel. Ich küsse Dich im Geiste. Ich sende Dir meinen mütterlichen Segen. Der Himmel erhalte Dich froh und gesund. Nimm Dich vor Erkältung in Acht. Bete zu Gott und vergiß nicht Deine alte Großmutter

Nastassia Swerbin."

*) Diese Namen von echt volksthümlichem Gepräge haben im Russischen einen so wenig vornehmen Klang wie etwa die deutschen Namen: „Schmidt, Schultze, Piesecke." — Ich bemerke das, weil sich im Original daran ein gewisser Eindruck auf den jungen Mann knüpft, welchen die Vornehmheit blendet. A. d. Ü.

„Warum sagte mir die Gräfin“ — dachte Leonin — „ich solle die Weltdamen bedauern, wenn ich in der vornehmen Welt mich bewegen werde? Also kann ich mich doch in der vornehmen Welt bewegen? Freilich, warum denn nicht? Ich soll hübsch sein und tanze leidlich. Auch bin ich in Gesellschaft ziemlich gewandt; bei Armidins werde ich in der Masurka in einem fort gewählt .... Wie, wenn ich wirklich der Gräfin gefallen hätte? ... Das wär' ein Glück! Dann würden mich alle unsere Gardestutzer mit Neid ansehen und alle die Herren im Pariser Frack, die sie so gewaltig ansüßeln ... Und ich, der arme, vergessene Offizier, ich stünde bei dem ersten Schritte höher als sie alle ... Ich brauche nur Schetinow zu bitten, er führt mich in die besten Häuser ein .... Und dort werde ich die Gräfin sehen.“

In süßen Gedanken begab er sich zu Bett, aber er konnte lange kein Auge zuthun.

Noch war er nicht so verdorben oder so weltklug, daß er die Gunst eines Weibes zu seiner Erhöhung hätte benutzen wollen. Was ihn zur Gräfin hinzog, war vor allem ihre Schönheit, an die keines seiner Traumgebilde reichte. Ihre Augen entflammten sein Herz, ihre leise, wohltönende Stimme erregte seine Phantasie. Er war jung, verliebt ...

Schon ging am Himmel seiner Wünsche ein bleicher Stern, Fräulein Armidin, unter, und auf stieg majestätisch eine helle Sonne, die bezaubernde Gräfin: ein neues unbekanntes Licht umstrahlte ihn. Und plötzlich fiel ein Funke von dieser Sonne ihm tief, tief ins Herz. Ach! es war ein Funke der Ehrsucht. So leid es mir thut, die Schwächen meines Helden einzugestehen — die Wahrheit darf ich nicht verhehlen. Ich weiß nicht, warum in dem Geiste des entflammten Fähndrichs mit dem Bilde der Gräfin sich der lockende Gedanke an Erhebungen und Auszeichnungen verwob. Vielleicht geschah es, weil er zu schlummern anfing — genug, es schien ihm, als lächelte ihn die Gräfin an, als heftete er mit Liebe seinen Blick auf sie und lehnte sich an sie sacht, und sie war immer so schön, so prächtig und bezaubernd und lächelte ihm immer so süß, und er war bereits Flügeladjutant und Oberst mit Ordenskreuzen an der Brust — darauf General, Generallieutenant, Generaladjutant, Generalgouverneur, Minister ...

Und als er einschlief, ruhte das Band des Andreasordens majestätisch auf seiner Schulter.

Vergebens zerrte ihn Timofej an den Beinen und schrie ihm ins Ohr, es sei sieben Uhr, es sei Zeit, daß er sich anziehe und zum Exerziren reite. Schlaf-

trunken stieß er Timofej hinaus und im Gefühle seiner neuen Würde sank er in einen festen, tiefen Schlummer.

Das Erwachen war recht unangenehm....

Eine Ordonnanz aus dem Regiment brachte den Befehl: „Der Fähndrich Leonin hat sich sofort in der Regimentskanzlei einzufinden, einer Eröffnung halber in Dienstangelegenheiten.“ Die Eröffnung war die allerkürzeste. Der Regimentschef ließ den Schuldigen gar nicht vor sich und schickte ihn auf drei Tage in Arrest.

Es ist langweilig im Arrest! Kahle Wände, abgeriebene Ledersessel — in den Winkeln scharren Mäuse — im anstoßenden Zimmer derbgesalzene Soldatenscherze — das Alltagsleben stockt und vor den Fenstern neckt Einen das Treiben der Menschen.

Leonin wurde traurig. Gegen Abend schlummerte er sanft, über ein aufgeschlagenes Buch gelehnt.... Plötzlich weckte ihn lautes Gelächter. Schetinow mit Patrontasche und Schärpe, als der diensthabende Offizier, führte Safjew herein. Beide lachten. Safjew kennt Ihr schon. Mit Schetinow will ich Euch gleich bekannt machen.

III.

Die jungen Männer in Petersburg gleichen sich fast alle; sie haben dieselben Gewohnheiten, dieselben Manieren, dieselben Kleider, dieselbe Frisur, dieselbe Sprache, dieselbe Bildung und beinahe denselben Verstand.

Man sehe nur, wie sie in der Masurka bei irgend einer Schwenkung alle auf einerlei Weise mit den Absätzen anschlagen und in der französischen Quadrille alle auf einerlei Weise so ungezwungen den rechten Arm bewegen.

In der vornehmen Welt beobachten sie alle den höchsten Anstand. Mit mathematischer Genauigkeit wissen sie, wo sie sich zu verbeugen, wo sie zu stehen, zu sitzen, zu sprechen oder zu schweigen haben. Die Salontaktik haben sie vollkommen inne. Sind sie aber unter sich, da geht's anders zu; da werfen sie den Frack ab, knöpfen die Uniform auf und suchen sich als „gute Jungen" zu zeigen; Karten auf den Tisch,

Champagner her! — Und siehe da, allesammt, Einer wie der Andere, sind's „gute Jungen.“

Das Merkwürdigste aber ist, daß derselbe Stutzer, der eine halbe Stunde zuvor in geschniegelter Uniform oder in steifgestärkter Binde so ängstlich und unzugänglich schien wie eine züchtige Jungfer, auf einmal ein verzweifelter Schreier wird, über den Salonzwang schilt und einen Lärm macht wie drei Wachtmeister mit einander.

Sie zerfallen sämmtlich in zwei Klassen: Militärs und Civilisten. In Moskau giebt es noch eine dritte Klasse, die ist weder civil noch militärisch, trägt einen Schnurrbart, Sporen, eine Militärmütze und einen Ungarrock, aber die geht uns nichts an: wir reden einzig und allein von den jungen Männern Petersburgs. Die Stufe der gegenseitigen Achtung, natürlich der gesellschaftlichen, bestimmt unter ihnen gebührender Maßen der größere oder geringere Reichthum. Wenn Einer seinen eignen Wagen besitzt, seinen eignen Koch, seine Wohnung elegant eingerichtet hat und im Theater abonnirt ist, so nimmt er, zumal bei anständigem Namen, gewiß einen Ehrenplatz unter den jungen Leuten der Residenz ein.

Solche Vorzüge besaß Herr von Schetinow in vollem Maße. Ueberdies hatte sein Vater, ehemaliger Gesandter, ihm ein bedeutendes Vermögen hinter-

lassen, das Niemand bestritt, und die Natur ihn mit einem schönen Aeußern, mit einem lebhaften klaren Geiste begabt. Von Kindheit an gerieth er in das Element der vornehmen Welt, bildete sich im Auslande und kam hierauf nach Petersburg, wo er unter den Jünglingen der höhern Gesellschaft gleich eine der ersten Stellen einnahm. Die Gesellschaft war ihm etwas Gewöhnliches, das er zur Genüge kannte, das ihn weder abstieß noch anzog noch in Verwunderung setzte, nur vermißte er oft viel darin — was eigentlich, das begriff er lange nicht.

Keiner aber verstand auch so ehrerbietig wie er die alten Damen zu grüßen und so ungenirt mit den jungen zu scherzen und zu lachen. Seine Calembourgs wiederholte man in allen Salons. Einladungen zu glänzenden freundschaftlichen Diners regneten auf ihn. Sämmtliche Fräulein lächelten ihn freundlich an; einige — Gott verzeihe mir die Sünde und Verleumdung! — drückten ihm sogar während des Walzens in einem Augenblicke der Zerstreuung leise die Hand. Die verheiratheten Damen hatten für ihn auf dem Balle beim Souper stets ein Plätzchen neben sich. Mit einem Worte, er war das Haupt aller Cavaleristen der nordischen Residenz.

Seine Kameraden hatten ihn, abgesehen von der

seinem Reichthum gebührenden Achtung, herzlich lieb; und er war in der That ein guter Junge, bisweilen sogar zu gut, weil seine lebhafte Natur ihn zu weit hinriß. In keinerlei Muthwillen blieb er hinter seinen Dienstgenossen zurück. Karten spielen konnte er ganze Nächte, eine Flasche Champagner (man entschuldige die historische Genauigkeit!) leerte er, ohne sich anzustrengen, auf einen Zug; und ging's vollends an lustige Anekdoten und Beranger'sche Lieder, so schallte ihm das laute Lachen der Kameraden immer feiernden Beifall.

Ob er jedoch im Dunste seiner Erfolge mit sich zufrieden war — das weiß ich nicht. Wenigstens überkam ihn oft eine unbeschreibliche Verstimmung. Dann merkte er, daß in der Freundschaft seiner Freunde Neid durchschimmerte, daß im Entgegenkommen der jungen Mädchen sich ein geheimer Gedanke an die vortheilhafte Partie barg, daß die vornehmen Damen ihn in ihre Netze zogen, weil er Mode war, aller Welt nahe stand, und weil über eine solche Eroberung ihre Putz- und Schönheitsrivalinnen sich zu Tode ärgern konnten. Da ließ er vor Leere und Ermattung den Kopf sinken. Er griff sich an die Brust und fühlte, daß in ihr ein Herz schlug, nicht für Geräusch und Glanz geschaffen, sondern für ein anderes Leben, für

ein höheres Geheimniß — da wurde ihm so schwer zu Muthe und der Gram erfaßte ihn mit seinen scharfen Krallen. Er aber schämte sich dessen, und mit einem Herzen voll Sehnsucht und unerklärlichem Weh setzte er das flotte, ausgelassene Treiben mit seinen Kameraden fort, liebelte nach wie vor im Salon mit den Damen und überbot sich in Stutzerkünsten.

So vergingen mehrere Jahre. Schetinow trat in jene unangenehme Periode, wo der Mensch zu merken anfängt, daß er altert. Er verliebte sich wo und wie er konnte, aber er kannte die Welt und das Leben zu gut, um sich ernstlich zu verlieben, und so blieb er im alten ausgefahrnen Gleise seines Lebens. Manchmal dachte er nicht daran, manchmal aber verwünschte er's auch von ganzer Seele.

Eines Tages — im Sommer — war in einem kleinen Landhause, das an die prächtige Villa der Gräfin Worotynski grenzte, ein lärmender Junggesellenschmaus. Es wurde viel gelacht und getrunken. Nach dem Essen setzte man sich zum Spiel und kochte Punsch. Eine neue Anzahl junger Leute kam dazu und der Jubel ging los. Schetinow saß oben an, trank, so viel ihm eingeschenkt wurde, und verspielte mehr als alle. Das Spiel zog sich lange hin. Die ganze Nacht hindurch klirrten die Fensterscheiben von der rauschen-

den Unterhaltung, die ganze Nacht hörte man das Singen und Lärmen der Zechenden. Als alle auseinandergingen, war heller Tag. Schetinow wollte sich in der frischen Morgenluft abkühlen und begab sich zu Fuße nach seiner Sommerwohnung.

Es war ein wundervoller Morgen. Die Sonne stieg langsam auf und das Frühroth spielte heiter auf den bunten Dächern der Landhäuser an der Newa. Die Bäume regten kaum ihre Wipfel. Die Vöglein flogen von Ast zu Ast. Die Blumen erschlossen sich und lächelten unter Thauthränen. Die Luft war rein und duftig. Eine bunte Heerde weidete rechts auf einer grünen Wiese. In der Ferne gingen Bauern zu ihrer Tagesarbeit, und ein Geistlicher ging zur Frühmesse.

Schetinow begann sich zu schämen. Mit Verdruß dachte er an seine tolle Nacht, und erinnerte sich an die gerötheten Gesichter seiner Freunde, an die Gier, mit der sie zur Kreide griffen, um seinen Spielerverlust aufzuzeichnen. Der ganze Abend, den er in ausgelassener Zerstreuung zugebracht, kam ihm so widerwärtig und so erniedrigend vor gegenüber dem hehren Gemälde, das sich vor seinen Augen entfaltete.

In diesem Moment flatterte vor ihm ein dreizehnjähriges Mädchen her, das munter einem Schmet-

terling nachlief. Das reizende Gesichtchen glühte vom Laufen, die Haare wehten im Winde; sie lachte und hüpfte und drehte sich leichter noch als der Schmetterling, ihr luftiger Nebenbuhler. Nie hatte Schetinow Lieblicheres, Anmuthigeres gesehen, als dieses himmlische Wesen. Es war wie von einem Bilde Raphaels, wie aus der Schaar seiner Engel entschwebt, um sich unter die Frühlingsblumen, unter die Strahlen der Morgensonne zu mengen, zur allgemeinen Feier der Natur. Schetinow wurde es so licht im Herzen, es ging ihm weit auf. Eine Thräne bebte an seiner Wimper. Lange stand er bezaubert und sah dem lieben Kinde nach, wie es hüpfte und dahin flog immer weiter und weiter, und fern zwischen den duftigen Büschen schimmerte.

Es gibt Augenblicke im Leben, die kein außerordentliches Ereigniß, die nichts äußerlich Auffallendes bezeichnet, und die gleichwohl für uns untilgbare, unvergeßliche Lichtpunkte werden.

Die erquickenden Eindrücke des wundervollen Morgens prägten sich tief in die Seele Schetinows. Er bewahrte sie wie ein Heiligthum, das man vor Ungläubigen birgt. Freilich sagte er es Niemanden und hätte sich selbst seinem besten Freunde um keinen Preis vertraut. Als Weltmann fürchtete er mehr denn alles

Spötteleien, die nichts so hervorruft als das unbefangene Geständniß eines tiefen Herzenseindrucks. Von der Zeit an näherte sich Schetinow der Gräfin Worotynski und bald bezeichnete ihn der Ruf als einen ihrer Anbeter. Die Gräfin kokettirte erst ein wenig mit ihm, nachdem sie sich aber seiner Beständigkeit versichert, wandte sie sich, ohne ihn aus den Augen zu verlieren, mit ihren harmlosen Angriffen Andern zu.

Aber der Modefürst suchte etwas Anderes, Besseres und konnte sich über das seltsame Gefühl, das ihn beherrschte, keine Rechenschaft geben. Er, der Salongebieter, vor dem alle verheiratheten Männer aus Angst und alle unverheiratheten aus Neid bebten, er, der an Niemand und an nichts geglaubt, der Niemand liebte — er, Fürst Schetinow, wartete mit unaussprechlicher Aufregung und zitternd auf das seltene, augenblickliche Erscheinen eines kleinen Mädchens in weißem Kleide mit schwarzer Schürze, mit dem unerläßlichen Knix, der unvermeidlichen Gouvernante, und fühlte es selbst, ohne zu begreifen warum, daß bei dessen Anblick seine Seele von schwerer Ermüdung sich erholte. Das Mädchen, das ihm an jenem hellen Morgen erschien, war die Schwester der Gräfin!

In Augenblicken geräuschvoller Lust lachte der

Weltmann oft über sich selbst. Aber wenn er traurig war, wenn er in seinen Gedanken sich vereinsamte, rief er stets die holde Erscheinung sich vor die Seele, und ihn umschwebte das liebliche Bild des Kindes, das so unerwartet an jenem unvergeßlichen Morgen ihm alle Schönheit der Natur, allen himmlischen Trost erhöhte.

In solchem Doppelleben brachte er schnell zwei Jahre hin. Niemanden kam auch nur eine Ahnung seines Geheimnisses bei. Er bewegte sich nach wie vor in Gesellschaft und hielt's mit seinen Kameraden.

Wir blieben da, wo er mit Safjew unsern Leonin im Arrest besuchte.

IV.

„Nun Bruder, hat man Dich ertappt?"

— „Wie Du siehst, lieber Freund, ich sitze fest... Was ist zu machen! Ich war gestern auf dem Maskenball und habe heute das Exerziren verschlafen."

„Was machst Du aber auch auf Maskenbällen? Ich finde nichts Langweiligeres. Da wandelt Einer bis Morgengrauen mit irgend einem alten Weib umher und bewundert sein Glück..."

— „Dafür aber, Herzchen," setzte Safjew spöttisch hinzu, „sind Sie vielleicht der Vertraute wichtiger Damengeheimnisse geworden."

— „Höre, Schetinow," sagte Leonin: „bist Du Mitglied der Gesellschaft für die englischen Berge?" *)

„Ja wohl; willst Du, daß ich Dich einschreiben lasse?"

*) „Englische Berge" werden die künstlichen Rutschberge an der Newa genannt, die ein besonderes Wintervergnügen der Petersburger bilden.

— „Sei so gut.“

„Recht gern, aber was hast Du davon? Es ist fürchterlich kalt. Eh' Du Dir's versiehst, erfrieren Dir die Finger, oder irgend ein gewandter Herr bricht Dir den Hals.“

— „Gleichviel! Bitte, sage mir doch, was für Visitenkarten sind jetzt Mode, mit oder ohne Wappen?“

„I Freundchen, das ist ja einerlei!“

— „Ich glaube mit Wappen und Goldlettern. Das ist hübscher. Bestellt man die nicht bei Beggrow?“

„Bei Beggrow.“

. . . .

— „Höre, willst Du nicht, wenn ich heraus bin, mit mir einen Spazierritt durch die Newskiperspective machen?“

„Nein Bester, da danke ich sehr. Ich fürchte mich zu erkälten.“

. . . .

— „Kommst Du in die Abendzirkel der Gräfin B.?“

„Ja wohl.“

. . . .

— „Besuchst Du auch den englischen Gesandten?“

„Ja wohl.“

. . . .

— „Wie mach' ich's nur, daß ich in die Leibgarde komme?"

„Weshalb?"

— „Nun ja ... Vielleicht lädt man mich zum Hofball."

„Kann sein."

— „Sage mir doch, hast Du gesehen, wie ich Masurka tanze?"

„Ich erinnere mich wahrhaftig nicht mehr."

. . . .

— „Wie denkst Du, werde ich wohl eine Masurka wagen können?"

Schetinow sah Leonin verwundert an. „Was soll das sein? Wie kommst Du auf einmal zu dieser Weltlust? Du willst doch nicht etwa ein Salonheld werden?"

— „Nun? und wenn auch? Ist denn dies etwas Unmögliches? Findest Du denn, daß ich's nicht werth bin? Ich dachte sogar, Du würdest mir dazu verhelfen ... Du hast so viel Verwandte und Bekannte! Du könntest mich leicht in die besten Häuser einführen."

Schetinow sagte mit einigem Kopfschütteln: „Ich würde Dir nicht rathen...."

— „Du willst nicht?" unterbrach ihn Leonin halb beleidigt.

„Ja doch! Vorstellen kann ich Dich, wem Du willst. Für's Erste meinen sämmtlichen Cousinen. Ich muß Dir nämlich sagen, daß ich in Petersburg eine ganze Masse Cousinen habe: die Fürstin Galinsky, die Fürstin Kraßnoselsky, die Gräfin Worotynski ...“

— „Die Gräfin!“ rief Leonin, und die ganze Gluth der Jugend loderte auf seinen Wangen. „Du führst mich zu ihr. Sie wird mich annehmen? Ich werde sie sehen? sie sprechen?“

Schetinow lächelte. Beide fingen zu rauchen an und beide wurden nachdenkend.

Woran mochten sie denken, die jungen Männer? Das ist nicht schwer zu errathen. Wenn ein junger Mann raucht und nachdenkt, so kann man mit Gewißheit annehmen, daß im Dunste seiner flüchtigen Gedanken seidene Locken, schmachtende Augen, Sylphidenfüßchen schimmern, kurz, alle Reize, aller Zauber weiblicher Anmuth.

Leonin sah im Geiste die Gräfin in allem Glanze ihrer Schönheit, hehr und leuchtend, wie sie ihn zu sich winkte in die Goldpaläste der Großen Petersburgs — und er weidete sich mit Stolz an ihr.

Woran aber dachte Schetinow? Wir, die wir indiscret genug den Schleier seines Geheimnisses gelüftet, können auch das leicht errathen.

Er sah das weiße Kleid vor sich, das glatt gekämmte Haar, den schamhaft gesenkten Blick, das Mädchen von funfzehn Jahren, in jenem Alter, wo es nicht mehr Kind und noch nicht Jungfrau ist, in jenem Alter, wo es noch lernen muß und schon zu Balle will.

Safjew trommelte ungeduldig an die Fensterscheiben. Endlich wandte er sich zu Leonin mit einem Blick aufrichtigen Bedauerns.

„Also Herzchen, Sie wollen durchaus in die vornehme Welt? Haben sich schnell entschlossen .... Nehmen Sie sich in Acht, junger Mann! Es wird Ihnen schlecht gehen. Sie haben keinen einflußreichen Vater und keine einflußreiche Mutter, die Sie in den Vordergrund schieben könnten."

— „Ich bitte um keine Ermahnung," sagte Leonin.

„In Gottes Namen!" versetzte Safjew. „Aber ich treibe mich schon so lange in der Welt herum und in den Gesellschaften verschiedener Hauptstädte, daß in diesem Fache meine Rathschläge für jeden Debütanten nur von großem Nutzen sein können. Da hast Du meine väterlichen Lehren und unerläßlichen Regeln für Deinen Eintritt in das Faubourg St. Germain Petersburgs. Zuvörderst — walze meisterhaft. Für Einen, der nicht reich ist, gibt es kein besseres Mittel, sich in der

Gesellschaft emporzuschwingen. Mache stets den ersten und ansehnlichsten Schönheiten den Hof. Hörst Du? Gott bewahre Dich, aus unzeitiger Bescheidenheit in der Masurka neben irgend einer Ungestalt im Gaze- kleide zu stehen. Das dürfen sich nur alte Masuristen erlauben. Einem Anfänger kann solche Unvorsichtig- keit verderblich werden. Sprich fast niemals oder nur die allergewöhnlichsten Dinge. Mag man immerhin glauben, daß Du ein wenig dumm bist. Das wird Dir nicht schaden — im Gegentheil. Trage Dich immer ganz vorschriftsmäßig, erlaube Dir weder Kettchen noch Lorgnetten, noch die sonstigen Schnör- keleien der Militärstutzer — mit einem Worte nichts, wodurch Du auffallen könntest. In Mode kommst Du nie bei der feinen Welt, aber man kann sich an Dich gewöhnen, und Du erhältst ein- für allemal Deinen Platz im vierten oder fünften Paar jeder Masurka; Dein Name wird unter diejenigen kommen, die man am Abend vor dem Balle erwähnt und Tags darauf vergißt ....

„Vor allem aber erscheine nicht zudringlich, beeile Dich nicht überall Bekanntschaften anzuknüpfen. Ver- beuge Dich vor Niemanden zu tief. Tanze und schweige. Verbindungen und Einladungen kommen allmälig von selbst, um so mehr, da irgend eine Dame Dich unter

ihren Schutz nehmen wird und die Andern Dich ihr werden entreißen wollen. Eins aber merke Dir: Dein Ziel kann nicht sein, daß man von Dir sagt: c'est un jeune homme distingué. Das mußt Du reichen oder wirklich genialen Leuten überlassen. Dein ganzes Ziel ist, daß die jungen Frauen von Dir sagen: il est vraiment gentil, und die Männer sorglos gähnend antworten: ou...i, c'est un joli danseur pour un bal. Wenn Du Dich aber auf Deinem Platze festgesetzt, wird man Dich im Allgemeinen le petit Leonin nennen, und Du, mein armer petit Leonin, wirst petit Leonin bleiben bis zu achtzig Jahren. Da hast Du Deine ganze Carriere. Demnächst gebe ich Dir meinen väterlichen Segen. Mach' es, wie Du's verstehst. Ich muß nach Hause zum Essen. Ich habe herrlichen Wein und ein Rostbeef, das man in London bewundern würde. Komm mit, Schetinow, iß bei mir."

— „Nein, lieber Freund, ich kann heute nicht."

„Das ist recht Schade, gute Seele! Ich kann nicht allein essen. Das ist der einzige Monat, in dem ich Gesellschaft brauche."

Er nahm den Hut und ging.

— „Ein Egoist!" sagte Leonin.

„Ein Sonderling!" versetzte Schetinow — „aber

Recht hat er doch. Uebrigens nehme ich mein Wort nicht zurück. Künftige Woche ist bei meiner Tante großer Ball. Wenn Du willst, kann ich Dir eine Einladung verschaffen."

—„Du wirst mich sehr verbinden," sagte Leonin, ihm die Hand drückend, und fügte im Geiste hinzu: „ich werde sie sehen .... und dann .... komme was da will.

V.

Folgt mir jetzt in das Zimmer Nadinka's. Ein kleines zweifenstriges Zimmerchen mit weißen Vorhängen. In der Ecke einige Puppen neben dicken Wörterbüchern; an der Wand ein Tischchen, worauf Hefte und ein kleines Album liegen. Daneben ein Schirm und Spiegel, hinter dem Schirm ein Bett.

Nicht wahr, in diesem Zimmerchen weht uns eine gewisse Seelenfrische an? Hier scheint die Luft reiner, das Licht heller. Alles trägt hier den Stempel jugendlicher, unverdorbener Eindrücke....

Im Sessel saß Nadinka und ordnete nachdenkend trockene Blumen, die sie in Gretsch's „Russischer Grammatik" gepreßt.

An der Thür stand Sawischna, die alte Wärterin, mit einem Tuch um den Kopf, und betrachtete schweigend das sinnende Gesichtchen ihres jungen Fräuleins.

Das Mädchen wandte sich zu ihr um.

„Nun, Sawischna?...“

— „Nichts, liebes Fräulein; ich kam nur so... Sie ein bischen zu sehen. Die Madame ist wahrscheinlich zu Besuche ausgefahren. Wenn die nur ihrem Vergnügen nachgehen können, diese Miethlinge, daß Gott erbarm'! Weiter kümmern sie sich auch um nichts. Daran denkt sie nicht, daß sie Sie allein gelassen. Das sind mir alle die rechten. Ich wollte nachsehen, liebes Fräulein, ob Sie nicht was brauchen....“

— „Mir wird die Zeit so lang!“ sagte das Mädchen und blickte die Alte traurig an.

„Glaub's wohl, mein Herzenskind!... Und wie muß es da mir sein? Habe mein ganzes Leben im Dorfe bei den Meinigen nach meiner Weise gelebt — und sieh, auf meine alten Tage schleppt man mich nach Petersburg in ein vornehmes Haus, wo alles nach fremdländischer Art, wo die Leute alle Ausländer sind. Und wollen mich gar noch in deutsche Kleider einmummen! Haben wohl nicht einmal Achtung vor meinen Jahren! Schickt sich das? Neuerdings drangen wieder die Stubenmädchen der Gräfin in mich, ich sollte eine Haube aufsetzen. Nein, da mögen sie nun sagen, was sie wollen, eine solche Schande werde ich mir nicht anthun lassen.“

—„In unserem Dorfe war's schöner!“ sagte das Mädchen.

„Das wollt' ich meinen, liebes Fräulein! Das ist was Anderes. Da ist alles heimisch. Und wenn die Lust da ist, gibt's Arbeit die Fülle nnd man weiß nichts von langer Weile. Da kann man sich in der Scheune und beim Geflügel und in der Küche zu schaffen machen, kann Früchte einkochen, Pilze einlegen. Was ist da zu reden! Im Dorf ... da ist ein Leben; aber hier — hier sitzt man und legt die Hände in den Schooß wie ein Thunichtgut und ißt das liebe Brod umsonst.“

Ja, dort war's schöner, dachte Nadinka. Dort konnte ich herumlaufen ohne Erlaubniß der Gouvernante. Dort schlugen im Frühjahr die Bäume aus. Dort war ich froh und frei und hatte mein kleines Gärtchen und meine Blumen, mein eignes Pferd, meine braune Kuh. — „Sawischna, erinnerst Du Dich meiner braunen Kuh?“

„Wie sollt' ich nicht, liebes Fräulein! Die mit den weißen Flecken ... Nun, glaube ich, wird wohl Niemand auf sie Acht geben, und im Hause werden sie wohl auch alles auseinander geschleppt und zerbrochen haben. Was ist da zu reden! Alles geht drunter und drüber, seit die gnädige Frau, Ihre Mutter,

gestorben ist — Gott geb' ihr sein Himmelreich und das ewige Leben!"

Die Wärterin seufzte und bekreuzte sich. Das Mädchen antwortete nichts, Thränen drangen ihr in die Augen.

„Und da hatte man auch mit wem ein Wort zu sprechen," fuhr die Wärterin fort: „nicht so wie hier, mit diesen galonnirten Lakaien, die von den Theatern schwatzen .... Da ging ich zur Küstersfrau, oder zu der Kantorin. Die Kantorin, die unterhält Einen so, man weiß nicht, wo die Zeit hinkommt. Und an Feiertagen besuchte ich die Nachbarn, meinetwegen die Thominischna, die bei Frau von Swerbin Wirthschafterin ist. Da saß ich und sprach. Manchmal kam auch die alte Herrin heraus. „„Ah! Sawischna! guten Tag, meine Beste."" — „Guten Tag, Mütterchen Nastassia Alexandrowna." — „„Wie geht's denn, Sawischna, befinden sich alle bei Euch wohl?"" — „Gottlob, Mütterchen Nastassia Alexandrowna." — „„Hört, daß Ihr mir ja der Sawischna Thee einschenkt; sie ist mein Gast."" — „Bedanke mich vielmals, Mütterchen Nastassia Alexandrowna, danke ergebenst für die Freundlichkeit ...." Sehen Sie, das ist eine gnädige Frau, das lass' ich mir gefallen! Nicht so wie die hiesigen, Gott verzeih' mir! Das ist

eine echte Russin, gottesfürchtig, verschmäht uns arme Leute nicht. Geb' ihr der Himmel langes Leben und Gesundheit!"

Nadinka griff sinnend nach den trocknen Blumen.

Auch vor ihr entfaltete sich das Bild des frühern Dorflebens. Dort — am Ufer des Flusses, vor dem dichten Hain, steht ein graues Häuschen mit grünen Fensterläden .... In diesem Häuschen kam sie zur Welt. In ihrer Kindheit, erinnerte sie sich, hörte sie viel von ihrer ältern Schwester sprechen, die alle schön nannten und die wirklich schön war. Dann besann sie sich, wie zu ihnen viele Offiziere kamen, einer aber häufiger als alle. Plötzlich fand sich ein vornehmer Herr ein. Ihre Schwester weinte drei Tage. Der Offizier zürnte und schrie, dann reiste er ab und kehrte nie wieder. Hernach war die Kirche erleuchtet, der vornehme Herr stand mit ihrer Schwester vor dem Altar. Man sagte ihr, das sei die Hochzeit. Darauf setzte sich ihre Schwester mit dem Herrn in den Wagen und reiste ab. Von der Zeit an blieb sie allein mit ihrer Mutter, und sie führten ein stilles Leben. Dann und wann besuchten sie ihre Nachbarin, die alte Frau von Swerbin, meist aber blieben sie zu Hause. Und sie hatte ihr Lämmlein, ihr Pferdchen, ihre braune weiß-

gefleckte Kuh, und hatte frische Luft und ländliche Freiheit.

Sie ward zwölf Jahre alt. O, dessen erinnerte sie sich lebhaft! Es war Herbst, der Schnee schlug in dichten Flocken an die trüben Fensterscheiben; überall sah es traurig aus ... Da erkrankte ihre Mutter ... Es wurde immer schlechteres Wetter ... Die Mutter hütete das Bett. Lange wartete sie sie, gab ihr Arzenei ein, durchwachte ganze Nächte an ihrem Lager ... Der Winter brach herein; einen so fürchterlichen Winter hatte sie nicht erlebt. Die Mutter rief sie zu sich, legte ihr die abgemagerte Hand auf's Haupt, segnete sie und begann schwer zu athmen. Darauf wurde der Spiegel verhängt,*) mitten ins Zimmer ein Tisch gestellt — auf dem Tische lag ihre entschlafene Mutter, starr und kalt. Es kam der Geistliche im schwarzen Talar. Man legte die Todte in den Sarg, trug sie fort und senkte sie in die Erde — und im grauen Häuschen blieb das arme Kind ganz allein mit der Wärterin Sawischna, die sich ein schwarzes Tuch um den Kopf band, und alle Tage mit dem Mädchen in die Kirche ging und am frischen Grabe betete und weinte.

---

*) Was in russischen Häusern bei jedem Todesfall geschieht.

Bei diesem Gedanken sah Nadinka mit einem unaussprechlichen Gefühl kindlicher Liebe ihre alte Wärterin an.

„Du hast mich nicht verlassen, Gute!" sagte sie: „Du kamst mit mir nach Petersburg, als meine Schwester mich zu sich rief. Du wolltest Dich nicht von mir trennen!"

— „Aber, liebes Fräulein, was denken Sie denn? War die Selige umsonst so gütig gegen mich? Wie? Bin ich denn eine Undankbare? Nein! was mich auch mitunter hier betrüben mag — aber von Dir, mein herziger Engel, weich' ich keinen Schritt."

Und womit habe ich mein früheres Leben vertauscht! dachte Nadinka. Mit einem dumpfen Zimmer, wo die Fenster verhängt sind, wo ich nicht Raum genug habe. Nur in der Sommerwohnung kann ich etwas freier athmen — aber auch da hindert mich jetzt Madam Pointue; die geht mir immer nach und spricht: „Halten Sie sich gerade; reden Sie nicht zu laut; gehen Sie nicht zu schnell; gehen Sie nicht zu langsam; schlagen Sie die Augen nieder..." Wozu das alles?.... Wenn ich doch nur recht bald groß wäre! Meine Schwester sagt mir, wenn ich groß bin, würde sie mich in Gesellschaft mitnehmen. Da muß es sehr lustig sein, gewiß, denn meine Schwester

ist alle Tage da. Ich werde ins Theater gehen, auf Bälle, werde mit den Cavalieren tanzen. Ich möchte nur wissen, wovon die beim Tanze sprechen. Gewiß von lauter interessanten Dingen.... „Sawischna, ist meine Schwester zu Hause?"

— „Ich glaube wohl, liebes Fräulein; es klingelte, sie muß wohl Besuch haben."

Nadinka durfte nicht zur Schwester, wenn Besuch da war: aber sie konnte es nicht länger auf einem Fleck aushalten... Madame Pointue war nicht zu Hause!... Ihr Gesichtchen erheiterte sich und leicht wie ein Vogel flatterte sie aus dem Zimmer.

Die Gräfin saß auf dem Sopha an dem mit Bronze umgebenen Marmorkamin. Um sie herum lagen auf Tischchen und Etagèren alle prächtigen Modekleinigkeiten: altes sächsisches Porzellan, Malachit, Fächer, Keepsake's und eine ganze Menge Erinnerungen an Karlsbad, Wien, Paris in Gestalt von Albums, geschliffenen Gläsern, chinesischen Figuren und leerem Schreibzeug.

Das Zimmer war überhaupt prunkvoll eingerichtet. Die Fenster hatten echt mittelalterliche Scheiben, mit Darstellungen aus katholischen Legenden und aus dem Ritterthum. Die kostbaren Tapeten bedeckten Gemälde von berühmten Künstlern. Auf dem weichen

Teppich waren in verschiedenen Richtungen Gambs*) geniale Erzeugnisse umhergestreut. Auf dem Schreibtisch endlich, den ein Ueberfluß vom feinsten Wiener Schreibmaterial schmückte, lagen mehrere französische Romane und, wohlgemerkt, ein russisches Buch, das höchlichst verwundert war, sich zum ersten Mal in so glänzendem Palaste zu sehen.

Dem Sopha gegenüber, auf welches die Gräfin sich nachlässig hinlehnte, saß Schetinow, in freundlichem Geplauder mit der gnädigen Frau begriffen ....

„Was gibt's Neues?"

— „Es heißt, daß Herr von G. zu den Feiertagen Kammerherr wird. Bis jetzt waren ihm viele Thüren verschlossen: vielleicht öffnet sie der Kammerherrnschlüssel."

„Was sonst?"

— „Eine Hochzeit. Fürstin B*** hat sich entschlossen, ihren beständigen Anbeter zu heirathen."

„Aber sie kann ihn ja nicht leiden und hat ihn seit zwei Jahren zum Besten."

— „Thut nichts: er hat eine Erbschaft bekommen, die Fürstin aber ist nur um Jahre reicher gewor-

*) Der Inhaber des glänzendsten Meublesmagazins in Petersburg.

den. Gestern war die Verlobung und heute ist sie so leidenschaftlich verliebt, daß man sich nicht genug wundern kann."

„Arme Fürstin! Uebrigens ist es eine in jeder Hinsicht anständige Partie."

— „Man spricht auch noch von einer andern," fuhr Schetinow fort: „es heißt, daß mein Freund, Fürst Tschudin, zwei Millionen heirathet."

Die Gräfin warf Schetinow einen boshaften Blick zu und lächelte dann.

„Das ist nicht wahr. Leeres Gerede. Er denkt nicht dran."

— „Apropos," sagte Schetinow, „ich muß Ihnen zu einer neuen Eroberung gratuliren."

„Wer das?"

— „Mein Freund Leonin, der, glaube ich, noch von Sinnen kommt. Erinnern Sie sich, derselbe junge Offizier, nach dem Sie mich letzthin mit solcher Neugier gefragt. Er läßt mir gar keine Ruhe, ich soll ihn durchaus in die vornehme Welt hineinschieben. Die Kolomnaer Flamme ist vergessen und bei Ihrem Namen wird er verwirrt und roth wie ein Schulknabe."

„Leonin," sprach die Gräfin vor sich hin. „Leonin, Ja, das ist er gewiß... Der Enkel der Swerbin..."

Sie zog aus einem schwarzen Kästchen einige Briefe von alterthümlicher und keineswegs eleganter Handschrift und blätterte in ihnen mit tiefem Seufzer.

— „Was ist das für eine zärtliche Correspondenz?" fragte Schetinow: „es ist unvorsichtig, dergleichen Dinge vor Zeugen zu lesen."

„Das sind Briefe meiner seligen Mutter," antwortete die Gräfin traurig. „Das ist ihr letzter Wille."

Schetinow ließ den Kopf sinken und schwieg. Aber seine weltliche Heiterkeit gewann bald die Oberhand.

— „Was wollen Sie nun, daß ich mit Leonin mache?" fragte er.

„Bringen Sie ihn unbedingt Freitag auf den Ball und stellen Sie ihn mir vor. Ich muß ihn näher kennen lernen...."

— „Oh, oh!" rief Schetinow — „wo wollen Sie sie alle hinthun? Sie haben ja ohnehin eine ganze Heerde hoffnungslos Seufzender."

„Scherz bei Seite! ich bitte Sie ernstlich darum."

— „Zu Befehl, meine reizende Cousine! Sie wissen, daß ich für Sie alles zu thun bereit bin. Wollen Sie, so speise ich bei F ** und analysire mit ihm jedes einzelne Gericht — wollen Sie, so bringe ich einen ganzen Tag mit Ihren alten Anbetern zu,

von denen der Eine England, der Andere Italien entdeckt hat — wollen Sie, so gehe ich ins russische Theater — wollen Sie, so spiele ich Whist mit Ihrer tauben Tante und entschließe mich hernach, L.'s Gedichte und S—b's Erzählungen vorlesen zu hören... Kurz, ich bin bereit, Ihnen jegliches Opfer zu bringen. Wenn Sie befehlen, so tanze ich... was tanzen! ... so verliebe ich mich in alle Mißgestalten, an welchen unser schönes Petersburg so außerordentlich reich ist..."

Plötzlich stockte Schetinow im Flusse seiner Witzeleien.

Der rothe Thürvorhang ging leise auf, und hinter ihm zeigte sich das reizende Köpfchen Nadinka's, die sich schüchtern umsah. Schetinow sprang von seinem Platze auf. Seine ganze Flitterberedtsamkeit war hin. Er ward bestürzt und schwieg.

Die Gräfin warf einen unzufriedenen Blick auf ihre Schwester. Nadinka's Erscheinen riß sie aus einem Irrthum.

Um dies vollständig zu erklären, müssen wir zunächst in das eigentliche Leben einer schönen Weltdame eingehen. Der enge Kreis, in welchem sie glänzt, ist ihr Reich — die Schönheit ihr Scepter — die Schaar ihrer Anbeter ihre Unterthanen. Darum sind alle

anderen Frauen ihre Nebenbuhlerinnen, schöne Frauen aber ihre natürlichen Feinde, die durch die Gewalt der Anmuth ihr Reich und Unterthanen zu rauben drohen.

Die Gräfin liebte Schetinow nicht und kokettirte, wie aller Welt bekannt war, ganz offen mit dem Fürsten Tschudin. Nichts desto weniger aber war Fürst Schetinow, wie wir oben gezeigt haben, ein schmeichelhafter Besitz für eine Modedame. Mit einem ganz besonderen Gefühl befriedigter Eigenliebe sah ihn die Gräfin zu ihren Füßen — und plötzlich offenbarte sich die Wahrheit. Bei der ersten Bewegung Schetinows errieth sie mit jenem Instincte, mit dem die Frauen allein begabt sind, auf einmal sein Geheimniß, und hierbei bemerkt sie zuerst, daß ihre Schwester kein Kind mehr sei, daß Nadinka's Schönheit bald die ihre verdunkeln würde.

„Nadinka, ist Madame Pointue ausgefahren?“

— „Ja wohl, Mamachen.“

Nadinka nannte ihre Schwester Mama.

„Komm doch her, setze Dich zu uns. Fürst, Sie kennen wohl meine Schwester nicht? Erlauben Sie mir, sie Ihnen vorzustellen.

Schetinow verneigte sich ungeschickt.

— „Ich habe schon die Ehre gehabt ...“

„Ei, lassen Sie das! .... Sie ist ja noch ein Kind .... Ich glaubte, Sie hätten sie noch nicht gesehen.“ Die Gräfin blickte Schetinow unverwandt an.

Dieser erröthete.

Verteufeltes Weib! dachte er, ihr entgeht nichts!

Nadinka betrachtete unbefangen den Offizier und erinnerte sich, daß sie ihm einmal an einem schönen Morgen auf dem Landgute begegnet, als sie da noch herumspringen durfte, wie ehedem.

Die Gräfin war äußerst verdrießlich ....

„Sie sind heute merkwürdig aufgeräumt,“ sagte sie: „alle haben was bekommen. Ihr Scherz sticht wie ein Messer. Man kann sich dagegen nicht verwahren. Nicht umsonst gelten Sie für einen so boshaften Menschen. Ueber Ihre Freunde und Verwandten zu spotten, ist Ihnen eine Kleinigkeit! Es ist doch wahr, Sie lieben Niemand ....“

— „Ich liebe meine Freunde!“ entgegnete Schetinow auffahrend: „meinetwegen z. B. den Fürsten Tschudin; glauben Sie mir, alles was ich ihm rathe, kann nur zu seinem Wohle dienen ....“

„Nadinka, heiße meinen Wagen anspannen; geh', zieh' Dich an: ich nehme Dich heute mit!“

Nadinka ging.

„Nicht wahr, sie ist recht hübsch?“ fragte die Gräfin lächelnd.

Schetinow nickte bejahend.

„Sie ist noch ein Kind, scheint's, und denken Sie nur — schon verlobt ...“

— „Verlobt?“ rief Schetinow.

„Ja wohl. Es ist freilich ein Geheimniß. Aber Ihnen als Verwandtem kann ich es anvertrauen. Nur sagen Sie Niemanden was davon .... Nun, tanzt denn heute die Taglioni?“

— „Ich glaube ... sie tanzt ...“

„Kommen Sie in meine Loge ...“

Beide standen auf.

Unterdeß kam Nadinka leise in ihr Zimmer zurück.

„Sawischna!“ fragte sie die Wärterin: „kennst Du den Fürsten Schetinow, der meine Schwester besucht?“

— „Habe ihn gesehen; hat, glaube ich, schwarzes Haar.“

„Er soll ein boshafter Mensch sein.“

— „Möglich, aber was geht er uns an, meine Liebe?“

„Es ist Schade.“

— „Ei was, liebes Kind! In Gottes Namen!“ —

VI.

Mlle. Armidin, die erste Schönheit des ganzen Kolomna'schen Stadttheils war wirklich gar nicht übel. Die verliebten Marinelieutenants erzählten von ihr in Kronstadt ihren Kameraden mit erstaunlicher Gluth. Viele Actuare und sogar Büreauchefs dachten an sie, während sie über ihren Papieren saßen, und vergaßen die nöthige Revision. Von ihr wurde im Ismailow'schen Regiment mit Bewunderung gesprochen — ihrer gedachte man auf der Wassiliinsel mit Neid. Sie war wirklich sehr hübsch. Aber unter uns gesagt, ihrer Schönheit schadete eine gewisse Ziererei und ein gezwungenes Benehmen. Sie sprach affektirt, spitzte das Mündchen, blinzelte mit den Augen, stellte sich schwachnervig und empfindsam, mit einem Worte, sie suchte auf alle Weise die veralteten Manieren nachzuahmen, die sie bei den Damen der höhern Gesellschaft voraussetzte.

Ihre Mutter Nimphodora Terentjewna, die

Wittwe eines Pachtherrn, der sein Vermögen durchgebracht, war eine gute dicke Frau, weit mehr für Moskau als für Petersburg geschaffen. Treu der alten Sitte, hatte sie ihre echtrussische Lebensweise nicht abgeändert und sich von keinen fremdländischen Neuerungen anstecken lassen; sie aß zu Mittag großmächtige Kulibjakas, *) trank nach Tische Quaß, **) schimpfte beim Kartenspiel und gab nach der Ueberlieferung aller Mütter, die Waare loszuschlagen haben, jeden Sonntag Abendunterhaltungen, um die Freier zu sammeln — ein Kunstgriff, der sehr alt und nicht immer von Erfolg, in Kolomna aber und in Moskau noch sehr in Gebrauch ist.

Die gebildete Klasse in Petersburg (ich verstehe darunter Beamte, Edelleute, in und außer Diensten, mit einem Worte, mehr oder weniger Standespersonen) hat, wie der Leser vielleicht weiß, gar verschiedene Schichten. Die höhere hat sich den Namen der feinen Gesellschaft angeeignet; der suchen nun die andern, wie Fräulein Armidin, auf alle Weise nachzuahmen. Diese Gesellschaften zweiten Ranges sind

*) Eine Art Fischpastete; eine Lieblingsspeise des russischen Volks.

**) Ein aus Mehl oder Früchten gegohrenes russisches Nationalgetränk.

gleichsam Zerrbilder der ersten. Sie haben auch ihre Schönen, ihre Stutzer — alles dasselbe, nur in anderm Maßstab. Die engherzige Eitelkeit, die in den höhern Kreisen sich hinter dem Gold der Gewänder, unter dem Flitter der Unterhaltung birgt, ist hier augenfälliger und ärgerlicher. Hier hört man von weiter nichts sprechen, als von Vornehmheit, Titeln, hoher Geburt, künftigen Gnadenbezeigungen, von demjenigen, der ein Band erhalten soll, von derjenigen, die zu den Feiertagen Hoffräulein wird, von dem Kleide der und der Gräfin, von der Frisur der und der Fürstin. Mit einem Worte: alles will bedeutender scheinen, als es Gott geschaffen. Dabei findet Ihr hier denselben Neid, dieselbe Berechnung, die auch in der höhern Gesellschaft vorwaltet — Ihr findet nur nicht jenen Firniß von Bildung, jene Ungezwungenheit des bon ton (man entschuldige den fremden Ausdruck), welche einzig und allein die Erwählten der höhern Gesellschaft auszeichnen.

Leonin, der seine Kindheit unter den Flügeln der großmütterlichen Sorgfalt und dann im Provinzialgymnasium zugebracht, hatte keine Idee von solchen Unterabtheilungen. Gleich nach seiner Ankunft in Petersburg von einem seiner Kameraden in das Haus der Nimphodora Terentjewna eingeführt, war er hoch-

beglückt, sich in ein so ausgezeichnetes, idealisches Wesen wie Mlle. Armidin verlieben zu können. Sie war so bezaubernd, sprach so allerliebst die Worte: Monsieur .... Leonine aus, stellte sich so allerliebst poetisch, ätherisch, überirdisch dar .... Die Fähndrichsphantasie erglühte; jeden Sonntag bat sich Leonin die Masurka aus, und über den Stuhl der Kolomna'schen Sylphide gelehnt, flüsterte er ihr leise ins Ohr von ehelichem Glück, von dem Paradies gegenseitiger Liebe. Er sprach begeistert, die Wünsche seines feurigen Herzens ergossen sich in volltönende Worte, und mit hellen Farben malte er, wie süß es sei, im Leben zu lieben, wie süß, zu Zweien zu leben.

Aber liebte er denn wirklich? ....

Ich, der ich aus wohlbekannten Gründen verpflichtet bin, um alle seine Geheimnisse zu wissen, muß offen gestehen: nein. Sein Gefühl war die halbkindische Erregung eines neunzehnjährigen Jünglings, der in jedem schönen Mädchen die Verwirklichung seines Ideals sucht. Zudem schlich sich auch der schmeichelnde Zauber befriedigter Eigenliebe ein.

Für Mlle. Armidin hatte nämlich, obgleich sie im äußersten Grade ätherisch war, nichts desto weniger der Gedanke an die Ehe, wie für alle Mädchen, einen besondern Reiz. Sie sah bisweilen Leonin so schmach-

tend an, so schmachtend, und dann seufzte sie .... Ihm galt ihr schönstes Lächeln, ihm ihr empfindsamstes Wort .... Armes Mädchen! dachte Leonin, wie sie mich liebt! Sie hat mir ihr ganzes Herz hingegeben, ihre Liebe zu mir kennt keine Grenzen .... und ich, ich sollte undankbar sein? Nein, meiner Großmutter und der ganzen Welt zum Trotz muß ich das Vertrauen des guten Mädchens rechtfertigen... Ich heirathe sie, ich will sie heirathen, ich muß sie heirathen! ...

So verflossen einige Monate. Unterdeß hatte sich der junge Mann umgesehen, erhielt einen Begriff von einer andern Sphäre, machte einige Bekanntschaften, unter andern mit Safjew, der, sonderbar genug bei solchem Charakter, ihn ungemein lieb gewann und ihm das Leben auf seine Weise zu erklären anfing.

Plötzlich blieb mein Leonin bei den Kolomnaer Abendunterhaltungen aus. Einige Sonntage vergingen, und den Stuhl neben Mlle. Armidin nahm nicht mehr der feurige Cornet ein. Mlle. Armidin war erschüttert und lachte noch gezwungener als sonst.

Und Leonin, der undankbare Leonin, hörte nach und nach auf an sie zu denken. Die Zerstreuungen Petersburgs rissen ihn immer mehr hin und übertäubten die innere Mahnung seines Gewissens, das ihm streng

sein verletzendes Benehmen gegen eine Familie vorwarf, welche ihn wie einen Verwandten aufgenommen und so liebreich behandelt. Die Bekanntschaft mit der Gräfin vollendete den Undank. Er dachte sich, wie süß, wie unnennbar beseligend es sein müsse, von einer solchen Frau im Stillen geliebt zu werden und ihr Trost und Erquickung zu bieten unter den glänzenden Qualen und dem lächelnden Kummer des vornehmen Weltlebens.

Die Einladung zum Ball der Fürstin wurde ihm von Schetinow zugestellt. Der Balltag kam heran.

VII.

Soll ich es Euch beschreiben, mit welchem Beben er in seinem Fiaker sich dem hellerleuchteten Hause näherte? Für ihn begann ein neues Leben. Er fühlte zwar, daß ihm dieses neue Leben auch Mühseligkeiten und Kränkungen bringen würde, aber in der Ferne strahlte ihm das wunderbare Antlitz der Gräfin, und mit Stolz empfand er in sich Gluth und Liebe genug, um alles hintansetzen zu können und sie in ihrer gesellschaftlichen Einsamkeit zu trösten. Er erinnerte sich lebhaft an die leidenschaftliche Beichte ihres leidenschaftlosen Lebens. Er wiederholte sich im Geiste Wort für Wort alles, was er auf dem Maskenballe von ihr gehört, als ihre Seele, ihre ganze unbegreifliche Seele sich in stille Klagen ergoß und eine Sehnsucht nach höhern Genüssen aussprach, nach dem wunderreichen Himmel einer unnennbaren endlosen Liebe.

Der Wagen fuhr vor.

Am Eingang stand ein Polizeioffizier; es wimmelte von Menschen. Die Treppe, über die ein bunter Teppich gebreitet war, bedeckte von oben bis unten ein duftiger Wald von Blumen und Gewächsen — ein ganzer Sommer mitten im schneidenden Frost. Auf den Stufen gruppirten sich paarweise aufgeputzte Diener in Sammtlivreen mit dem fürstlichen Wappen. Leonin ging weiter.

Eine Reihe Säle mit kostbaren Tapeten und Marmorwänden strahlte von tausend Lichtern. Besternte große Herren schaarten sich um die Spieltische. In der Ferne schallten die lockenden Klänge der Ballmusik. Frauen, mit Brillanten bedeckt, mit Blumen umkränzt, in durchsichtigen, ätherischen Gewändern schwebten über das spiegelglatte Parquet unter dem Geräusch der bunten Menge mitten in einem Chaos von Federn, Epaulettes, Orden, Lorgnons und zufriedenen Gesichtern.

Ihr nordischen Schönen! Ihr Schönen Petersburgs! o Ihr freudigen Erinnerungen! Warum ersterben Eure Namen mir auf den Lippen, und ich wage es nicht, Eure glanzvolle Schaar in meiner Erzählung darzustellen! Wie sind Eurer so viele hier: eine schöner, reizender als die andere! Die Augen schweifen hin und her, das Herz wird in Stücke ge-

rissen, und die Seele umfaßt Euch Alle, Alle .... Hier sind auch Sie, schwarzäugige Zierde des Nordens: man vergißt Sie zu betrachten, um Sie zu hören, vergißt Sie zu hören, um Sie zu betrachten! Hier sind auch Sie, Esmeralda, ätherisch wie der Gedanke, sorglos wie das Glück! Hier sind auch Sie, Zierde Deutschlands — auch Sie, Königin des Gesanges, Echo des Südens im Norden! — auch Sie, Zauberin der Schönheit, waltend in Ihrem Feenschlosse — auch Sie, mit der ich einst so viel gewalzt — auch Sie, die ich nicht zu lieben wagte — auch Sie, die ich die Einzige hieß, weil Sie gar keine Nebenbuhlerinnen haben konnten! — Ihr seid alle, alle da, Ihr Holden, Unvergeßlichen — und der arme Schwärmer steht betroffen vor Euch in Liebe und Andacht.

Wie war es nun Leonin? ....

Aus der kleinen Stube der Frau Armidin, wo sechs Fräulein aus der Provinz mit Mühe und Noth Contretänze hinkten beim Geklimper eines dumpfgestimmten Klaviers — auf einmal in eine ideale Zauberwelt versetzt, wo überall Blumen und Gold und Schönheit, wo alles für die Augen, für die Sinne, für den Genuß! ...

Er besann sich nicht, wie ihn Schetinow der Frau vom Hause vorgestellt, wie er sie begrüßt, wie

sie ihm kalt nickte und er zur Seite trat — er dachte nur an eins...

Seine Augen hafteten mitten in dem bunten Schwarm an der Gräfin. Neben ihr stand Schetinow.

Dieser schien sehr heiter, ergriff Leonin am Arm und trat mit ihm zur Gräfin.

„Reizende Cousine! da haben Sie einen Rekruten: mein Freund Leonin."

Wie schön war die Gräfin! Wie durchsichtig schimmerte die Gazetunica über dem prächtigen weißen Kleide, mit Blumen und Smaragden zusammengehalten! Am Busen große Brillanten; über den halbabgezogenen Handschuhen glänzende Armbänder; auf dem Haupte Diamanten und Rosen.

Leonin wurde ängstlich und kam sich, gerade wie das erste Mal, lächerlich und ungeschickt vor.

Die Gräfin lächelte reizend.... Welches Weib fühlt nicht seine Macht! Sie sprach einige Worte über die Hitze, das Gedränge, über die Müdigkeit und die Zahl der bevorstehenden Bälle, und sprach das so heiter, so allerliebst, daß der arme Fähndrich seinen Ohren nicht traute. Vor ihm stand dasselbe Weib, dessen Herzensklage so gewaltig seine Seele erschüttert! Er hatte sie sich, seinen jüngsten Eindrücken gemäß, traurig und zerstreut gedacht im allge-

meinen Geräusch, mit schwerem Kummer im Herzen: aber an ihr offenbarte sich nicht die leiseste Aufregung. Sie war der personificirte Ball — ohne einen verborgenen Gedanken, zufrieden mit der Gegenwart, nicht über den ersten Walzer hinaussehend, nicht über die Wände des Ballsaales sich erhebend. Er hatte sich schon vorgenommen, ihr von dem Lohne einer himmlischen Liebe zu sprechen, sie aber spielte sorglos mit dem Fächer und fragte ihn scherzend: „Wollen Sie dritte Quadrille mit mir tanzen?“

Jetzt wurde Leonin an die umgebende Menge erinnert. Er nahm die Gräfin an der Hand, und mit Mühe behauptete er ein Plätzchen, wo er mit seiner Dame sich kaum umdrehen konnte. Bei seinem Erscheinen durchlief ein leises Geflüster die Reihe der Tanzenden.

„Wer ist dieser Offizier?“

„Mit wem tanzt die Gräfin?“

„Wo ist er her?“

„Was ist er?“

„Wer hat ihn vorgestellt?“

— „Vorgestellt hat ihn Fürst Schetinow. Er heißt Mr. Leonine.“

„Was ist denn Mr. Leonine?“

— „Mr. Leonine . . . Weiter nichts.“

„Ah! ... so! ...“

Die Quadrille ging an. Leonin faßte sich ein Herz und begann mit der Gräfin von Wintervergnügungen zu sprechen, von Bällen, Maskeraden.

„Lieben Sie Maskenbälle?“ fragte er leise.

— „Ich?“ sagte die Gräfin, ihn mit kindlicher Naivetät ansehend. „Denken Sie nur, ich weiß nicht, was ein Maskenball ist. Ich fürchte mich vor den Masken und habe trotz allen Zuredens mich noch nie entschließen können, eine Maske anzuthun .... Es ist eine wahre Kinderei.“

Leonin staunte. Die Stimme, die zu ihm sprach, war unzweifelhaft die des unvergeßlichen Domino. Wie, dachte er, besitzt die Gräfin denn in so hohem Grade die Fähigkeit, offen Unwahrheit zu reden?

Da hörte er hinter sich rufen:

„Guten Abend, Gräfin!“

Ein General, mit Orden behängt, den Hut unter dem Arme, trat auf die schöne Gräfin zu, seinen Schnurrbart drehend. Leonin erstarrte: das war sein Chef, der ihn bei jeder Revue, um uns im Militärstyl auszudrücken, tüchtig abputzte. Er wollte schon zurücktreten, aber der General klopfte ihm freundlich auf den Arm und fragte bescheiden:

„Störe ich nicht?“

— „O, im Gegentheil!“ — „Durchaus nicht Excellenz!“

„Ich weiß, schöne Dame, Sie möchten wohl nicht mich, den alten Graukopf, hier sehen!“ sagte der General, eine jugendliche Miene annehmend.

Die Gräfin fuhr auf.

„Sein Sie unbesorgt. Discretion ist ein Vorzug alter Leute .... Ihre Toilette ist heute wundervoll wie immer. Die Mode und die Herzen erkennen Sie als Gebieterin an. Einen Einzigen ausgenommen, sind hier wohl alle derselben Meinung.“

— „Wirklich?“

„Alle außer Einem.“

— „Und der ist?“

„Es versteht sich, Ihr Mann ...“ erwiederte der Graf lachend.

— „Ich habe eine Bitte an Sie, General!“ sagte die Gräfin.

„Befehlen Sie nur. Sie wissen, daß ich Sclave Ihrer Befehle bin.“

— „Kommen Sie morgen zu mir. Wenn Sie sich nicht fürchten, mit mir allein zu sein, so erwarte ich Sie morgen vor Tische.“

„Ich werde mir das Vergnügen zu machen suchen.“

Der General drehte mit sehr zufriedener Miene seinen Schnurrbart und verlor sich in der Menge.

— „Sie müssen in die Leibgarde kommen," sagte die Gräfin zu Leonin.

„Ja, man hat mir versprochen .... aber es soll recht schwer sein."

— „Ich werde ihn morgen darum bitten. Wollen Sie mir Ihre Angelegenheit anvertrauen?"

„Wie? Sie wollten so gütig sein?"

Leonin blickte die Gräfin voll Entzücken an. Wie schön ist sie! dachte er erst, dann fügte er hinzu: Und ich komme in die Leibgarde!

In diesem Augenblicke faßte ihn Jemand an der Hand.

„Guten Abend, Herzchen!..."

— „Safjew!" —

Die Gräfin wandte sich rasch ab. Safjew stand vor ihr mit seinem ewigen Lächeln. Die Quadrille war zu Ende. Safjew nahm den Fähndrich am Arm, und beide traten in ein Seitenzimmer, wo sie allein sich auf ein seidenes Ruhebett niederließen.

„Ich glaube, Herzchen," sagte Safjew, „Du bist wirklich närrisch. Wie kannst Du nur einer Weltdame nachlaufen, die noch dazu verwöhnt und schön ist? Was willst Du? was suchst Du?... Weißt Du denn,

was eine Weltdame ist? Ein gleichgültiges Wesen, halb Kleid, halb Haube. Sie lebt von einem künstlichen Lichte, schmückt sich mit künstlichen Blumen, redet eine künstliche Sprache und liebt mit künstlicher Liebe: Glaube mir, Freund, alles das ist dummes Zeug! In Petersburg, in dieser herzlosen Gesellschaft sich zu verlieben, ist unverzeihlich! ..."

— „Was hilft's!" entgegnete Leonin. „Ich fühle mich unter dem Einfluß einer übernatürlichen Gewalt. Ich sehe wohl, daß die Gräfin nicht so ist, wie ich sie mir erst gedacht, und gleichwohl gefällt sie mir noch mehr als jemals. Es ist mein Schicksal, die Gräfin zü lieben... Lache nicht über mich — mir ist wohl und weh zugleich. Das aber fühle ich, es ist mir unmöglich, sie nicht zu lieben."

„So sieh Dich doch nur um. Wie? ist Dir denn nicht eingefallen, daß die Liebe im Salon etwas Parodieartiges hat? Denke Dir ein prunkvolles Gemach, mit einem Teppich, mit Tapeten und Bildern. In seidenem Sessel sitzt eine Dame, schön — freilich etwas angeschminkt — mit schmalen Aermeln, mit Federn und Brillanten. Ihr gegenüber, gleichfalls im seidenen Sessel, sitzt ein Geck, ein Abklatsch des letzten Modebildchens, mit hoher Halsbinde, gelben Handschuhen, einem Lorgnon und gelocktem Haar, wie ein

Pudel .... Da sprechen sie vom Benefiz, von Hochzeiten, von Neuigkeiten, und dann berühren sie auch leichthin die unerklärlichen Herzensregungen. — Und das wäre Liebe? Und das widert Dich nicht an, mein Bester? Und Du hast herzhaft die weinerliche Rolle eines seufzenden Liebhabers übernommen? Worauf hoffst Du? ... Meinst Du etwa durch Beständigkeit es dahin zu bringen, daß die Liebe durch Blonden und Sammt in das Herz Deiner Angebeteten eindringt? — Thorheit abermals! Die hiesigen Damen alle bewegt fortwährend eine gewisse unruhvolle Sorge. Tritt zur ersten besten, sage ihr einige Worte, und beobachte sie: sie antwortet Dir, lächelt Dich an und dabei schweifen ihre Augen in der bunten Menge umher und suchen neue Blicke, einen neuen Eindruck. Sie gleichen sich alle. Ein Lächeln mag Dir gelten, und das nur momentan, aber der Wunsch oder vielmehr die krankhafte Sucht zu gefallen, gilt nicht Dir, Du armer Thor mit Deiner Liebe, Deiner Beständigkeit, sondern allen — hörst Du? allen gelben Handschuhen, allen Achselbändern, allen Epaulettes ...."

Hier bemerkte Safjew, daß ihn Leonin nicht mehr hörte.

Der Ball glänzte in blendendem Lichte, die

Paare drehten sich in der rauschenden Masurka. Es trat der Moment ein, wo alle Gesichter sich beleben, die Blicke zärtlicher, die Gespräche ausdrucksvoller werden. Lädow entlockte seiner Geige wunderbare Töne. Es war etwas Warmes und Balsamisches in der Luft. Das Leben schien sich in seiner ganzen Schönheit zu entfalten.

„Haben Sie jemals geliebt?“ raunte der Gräfin ein langer Adjutant ins Ohr, mit seinem Achselbande spielend.

„Haben Sie je geliebt?“ wiederholte er, seinen Schnurrbart streichend .... „Liebten Sie? ....“

Die junge Frau drückte ihren Fächer an die Lippen, warf einen zerstreuten Blick auf ihren Anzug und erwiederte halblaut:

— „Ich weiß nicht.“

„Wie!“ sagte der Adjutant — „Das ist keine Antwort ....“

— „Ei doch!“ fiel die Gräfin ein. „Sie sind unausstehlich mit Ihren Fragen. Ich tanze nie wieder mit Ihnen. Was geht es Sie an, ob ich geliebt habe oder nicht? Sagen Sie mir lieber was Neues. Wo waren Sie heute? Wen haben Sie gesehen?“

„Ich war heute de jour; außer Supplicanten sah ich Niemand.“

— „So! Haben wir denn dies Jahr keine englischen Berge?"

„Nein. Sie sind wohl eine Freundin davon?"

— „Ueber alle Maßen. Warum hat man denn dies Jahr keine?"

„Ich weiß nicht. Aber es ist Schade."

— „Sehr Schade ... Wie heiß ist's hier! ..."

„Sehr heiß."

— „Wer fängt die Masurka an?"

„Alexander von G."

— „Wir sind an der Tour."

Die Gräfin wählte Leonin, der in einer Ecke stehend sie mit Blicken verschlang.

Der Ball belebte sich immer mehr. Die nordischen Grazien schwebten über das Parquet. Gardeoffiziere und schwarzbefrackte Stutzer glitten neben ihnen her und flüsterten ihnen Ballreden zu. Einige Generale gruppirten sich an der Thür, mit der Hand am Degengefäß und der Lorgnette am rechten Auge.

An einer Säule lehnte ein schlanker junger Mann, mit aller Gesuchtheit eines englischen Dandy aufgeputzt, und blickte verächtlich auf die ihn umgebende Menge. Ein sardonisches Lächeln verzog seinen Mund. Er nahm keinen Antheil an der Masurka. Es war Fürst Tschudin.

„Zweifel oder Hoffnung?“ sagte plötzlich der Flügeladjutant, ihm zwei Damen zuführend.

„Zweifel!“ erwiederte er nachlässig.

Die gewählte Dame lächelte.

„Sie scheinen mit Ihrem Adjutanten zu sentimentalisiren,“ sagte Fürst Tschudin höhnisch, während er langsam über's Parquet schritt. „Nehmen Sie sich in Acht, er ist ein fürchterlicher Mensch.“

— „Und mir recht zuwider,“ entgegnete die Gräfin: „er ist so langweilig.“

„Aber sagen Sie mir doch gefälligst, wer ist denn dieser schüchterne Jüngling, der unter Ihren Fittigen heute zum ersten Male in der Welt erscheint?“

— „Ein vortrefflicher junger Mann, ein Freund unserer Familie, Mr. Leonine. Er ist höchst liebenswürdig und gescheit.“

„Wirklich?... Ich freue mich über Ihren Fund.“

Mein Kunstgriff ist mir geglückt! dachte die Gräfin. Er ärgert sich ... ärgert sich sehr!

Leonin stand neben ihr.

„Gräfin,“ sagte er, „darf ich keinen Tanz mehr mit Ihnen hoffen?“

— „Potpourri, wenn Sie wollen!“ sagte sie.

Ich bin glücklich, unbeschreiblich glücklich! dachte Leonin zurücktretend. Ich habe ihr gefallen.

Die Masurka verwandelte sich nun in einen Walzer. Die Locken flatterten um die Schultern. Mehrere fuhren nach Hause. Die Thüren des Soupersalons gingen auf.

Lädow spielte wieder. Das Potpourri begann.

Im Saale war es frisch geworden. Nur wenige Paare drehten sich im berauschenden Walzer. Leonin flog dahin, als berühre er nicht den Boden. Die Gräfin lehnte sich leicht an seinen Arm, und beide schwebten, zitternd vor Vergnügen, von Jugend beseelt, über das Parquet. Und dem jungen Manne war so wohl, so süß — er wußte nicht, wie ihm geschah: er fühlte sich in eine andere Welt versetzt, wo entzückende Töne seine Seele in den Himmel erhoben.

VIII.

Zwei Jahre verstrichen. Petersburg amüsirt sich und tanzt wie sonst. Auf den Gesichtern unserer Freunde und Bekannten zeigten sich einige neue Runzeln, unsere Schönen hatten etwas von ihren Reizen verloren, unsere Stutzer ihre Liebenswürdigkeit ein wenig erschöpft. Einige Personen, die wir im französischen Theater in der ersten Reihe der Sperrsitze zu sehen gewohnt waren, verschwanden auf einmal aus der Genossenschaft der vornehmen Welt und legten sich im Newskikloster in dumpfe Gräber, nichts als ein paar allgebräuchliche Phrasen des Bedauerns auf den Lippen ihrer momentan betrübten Freunde zurücklassend. Petersburg amüsirt sich und tanzt wie sonst. Neue Männer und neue Frauen haben die leergewordenen Plätze im Theater und auf dem Balle eingenommen. Neues Gerede und neue Klatschereien beschäftigen die Petersburger Gesellschaft, die jeden Abend wie ein feierlicher Hochzeitszug sich von Haus zu Haus be-

wegt und nach wie vor ihre Hauben und Fracke zur Schau trägt, sich bei den Tönen der Geige belebt, oder über dem farblosen Salongeplauder einschläft.

Habt Ihr vielleicht einmal, still an die Wand gelehnt, all diese sonderbaren Gestalten betrachtet, die gleichsam Euch zu Gefallen mit so holdem Lächeln, mit so saubern Handschuhen sich vor Euch bewegen? Und habt Ihr Euch Mühe gegeben, alle die Triebfedern zu untersuchen, die sie in Bewegung setzen? O, wenn man in das Schicksal jedes Einzelnen eindringen könnte, wie viele unbegreifliche Geheimnisse würden sich auf einmal offenbaren, wie manches überraschende Drama würde sich entfalten! Denkt Euch nur, wie wär's, wenn unsere Bühne sich plötzlich gegen Euch umkehrte, und wenn Ihr plötzlich statt der prächtigen Decorationen nur grobe Leinwand und Stricke vor Euch sähet! Ich glaube, es muß eben so lächerlich als schrecklich sein, die Kehrseite unserer vornehmen Welt zu sehen! Wie viel Umtriebe, wie viel geheime Geschenke, wie viel Verwandte und Vettern, wie viel elegante Dürftigkeit, wie viel froher Neid.... Und alles geht, eilt, drängt sich vorwärts!....

Vorwärts, vorwärts... höher und höher... aber wo denn eigentlich hinaus? wo hinauf? Das

weiß man nicht. Ein einziges Wort belebt und bewegt alles. Und welches Wort!... Das sinnloseste: Eitelkeit!

Eitelkeit also, das ist die Gottheit, welche der große Haufe der Residenz anbetet. Der Landbewohner kann sich keinen Begriff machen, wie viel geborgte Rubel, wie viel künftige Ernten an einem Abend vernichtet werden, um einen Ehrenplatz unter Leuten einzunehmen, die man nicht liebt, oft nicht einmal achtet. Und was noch schlimmer ist, wie viele Menschen, die zeitlebens ohne Selbstständigkeit, ohne Verdienst nur nach äußern Auszeichnungen streben, werden krank vor Neid bei der Rangerhöhung ihrer Nebenbuhler und sterben unglücklich, weil sie ihr unerreichbares Ziel nicht erreicht, dem sie ihr ganzes Leben opferten, weil sie ihre unersättliche Eitelkeit nicht ganz gesättigt!... Aus dieser allgemeinen Richtung der vornehmen Gesellschaftsklasse erklärt sich leicht der Charakter einer neuen Person meiner Erzählung, die bis jetzt noch nicht aufgetreten. Ich habe immer nur von der Gräfin gesprochen, vom Grafen aber kein Wort. Ganz natürlich! wenn man die Frau betrachtet, möchte man nicht an den Mann denken.

Doch jetzt müssen wir wohl oder übel den Grafen

hervorrufen und einen Blick auf sein Privatleben werfen: es ist die höchste Zeit.

Gewiß kennen ihn schon viele meiner Leser oder haben ihn gekannt in dem Augenblick, wo sie ihn vor sich sahen. Nur vergaßen sie ihn gleich darauf, weil an ihm nichts Ausgeprägtes ist. Er hat ein ganz gewöhnliches Gesicht, eine ganz gewöhnliche Sprache und ist der gewöhnlichsten Menschen gewöhnlichster: aber er steht immer neben irgend einem bedeutenden, als der unentbehrliche Abglanz gesellschaftlicher Größe. Er belacht nur die Scherze hoher Rangpersonen, Whist spielt er nur mit Ministern, zu Mittag ladet er nur Sterne und dicke Epaulettes ein. Man spricht von ihm als einem Supplement anderer Personen, aber an seine Einheit hat noch Niemand gedacht.

Graf Worotynski verlebte seine erste Jugend in Petersburg als Gardeoffizier aus der alten Zeit. Nachdem sein Vater gestorben war und die Erbschaft ihm in die Hände kam, wurde aus dem Kasernentaugenichts auf einmal ein befrackter Lovelace, der im Auslande Vergnügungen nachjagte und mit seinen Eroberungen prahlte.

So verbrachte er mehrere Jahre unter den empfindsamen Baronessen der Karlsbader Saison und den Coulissengöttinnen kleiner Theater. Müde vom

glücklichen Courmacherleben kehrte der Graf als enttäuschter Stutzer nach Petersburg zurück.

Da bemerkte er zu seinem Verdruß, daß alle seine früheren Jugendgenossen ihm auf der Bahn der Ehren und Auszeichnungen längst vorausgeeilt, ja, daß einige sogar im Gönnerton zu ihm sprachen.

Der Graf war kein übler Mensch, kein dummer Mensch, aber ein eitler Mensch. Es war ihm über die Maßen ärgerlich, daß er da nichts bedeuten sollte, wo alle etwas bedeuten. Er beschloß, wo nicht seine Nebenbuhler einzuholen, doch wenigstens sich das anzueignen, wofür wir im Russischen Gottlob noch keinen Ausdruck haben, was auf französisch une position dans le monde genannt wird. Ein Zufall kam seinem Vorsatz trefflich zu Statten. Er hatte sich wirthschaftlicher Anordnungen halber auf seine Güter begeben, und dort erblickte er in der Nachbarschaft eine Schönheit, vor der er mit Staunen und Freude stehen blieb. Es war nicht das Beben der Liebe, sondern die gewandte Berechnung scharfsichtiger Eitelkeit. Als Einer, der viel gesehen, wußte er die Macht eines schönen Weibes in der Welt hoch zu würdigen. Besitzer eines großen und von Schulden noch nicht ganz erdrückten Stammgutes, Gemahl einer schönen Frau, mit elegantem Haus und

gutem Koch — ihm eröffnete sich eine Aussicht auf die glänzendste Bedeutung in der Petersburger Gesellschaft. Sein aristokratisches Gefühl mußte freilich darunter ein wenig leiden — aber wem wird es in Petersburg einfallen, nach den Ahnen seiner Frau zu fragen, wenn er eine schöne Frau hat? Und trägt sie erst seinen Namen, läßt sich denn da nicht die Vergangenheit in undurchdringliches Geheimniß hüllen? ...

Der Antrag wurde gemacht. Zwar hatte der Graf nebenbei gehört, daß das junge Mädchen ihr Herz einem gewissen Offizier hingegeben habe. Aber der Graf fürchtete ihn nicht. Wie! sollten denn ein vollklingender Name, große Einkünfte und alle weltlichen Lockungen den Zauber einer idyllischen Liebe nicht lösen können? Leider irrte er sich nicht. Einige Tage vergingen in peinlichem Kampf, zuletzt sagte das arme Mädchen ihrem Geliebten ab und nahm den Antrag des Grafen an. Bald wurden sie getraut — an einem Herbstmorgen.

Die Kirche war leer. In der Ecke stand ein kleines Mädchen mit der Wärterin Sawischna. Beide weinten. Die Alte, weil sie das Fräulein dauerte, das Kind, indem es auf die Alte sah. Am selben Morgen stieg der Graf mit seiner jungen Gattin in den Reisewagen und entführte sie auf immer aus dem

Dorfe, wo sie so lange ohne die eitlen Gelüste und kleinlichen Wünsche der Welt gelebt.

Fern sei mir der Gedanke, meine Gräfin zu verlästern! fern die böse Absicht, sie mit Verachtung zu brandmarken und dem Gericht der empfindsamen Fräulein preiszugeben. Wehe! alles hinieden ist wankend, alles hinieden ist vergänglich. Scheltet nicht das junge Mädchen, das Glanz und Geräusch dem stillen häuslichen Leben vorgezogen! Ach, wir sind so klüglich, daß wir schon im Voraus das künftige Schicksal unseres eignen Herzens errathen... Meine arme Gräfin fühlte sich nicht standhaft genug, ihr Leben mit einem Armeemajor hinzubringen, in engen Hütten, im Feldlager, unter den ununterbrochenen Unruhen des dürftigen Bivouaclebens.

Ihre Liebe war träge. Ihr bangte vor Ermüdung und vor der dummen Wirklichkeit. Ein Leben in Sammt und Gold lächelte ihr zu lockend. Das arme Weib weinte und reichte die Hand hin.... Arme Gräfin!... Aber ich habe schon wieder den Grafen vergessen — und der Graf ist einmal unentbehrlich in meiner Erzählung — es hilft nichts! Treten wir in seine Gemächer.

Hier ist alles üppig und prächtig, überall Bronze, Gemälde, überall Wunder der Mode und der Kunst.

Betrachtet man aber genau diese glänzend aufgehäuften Kostbarkeiten des gräflichen Hauses, so sieht man auf den ersten Blick, daß sie nicht zum eigentlichen Genusse der Besitzer dienen, nicht zum häuslichen Behagen, sondern zu eitler Ausstellung, zur Blendung der Besucher — mit einem Worte zum Paradeluxus, dem allerdümmsten Luxus, den es gibt.

In einem schönen Kabinet voller Schränke mit unangetasteten Büchern lag auf türkischem Divan der Graf im sammtnen Hausrock und schien sehr aufgeregt. Er blätterte in einem französischen Journal, aber seine Gedanken waren weit entfernt von den Debatten der französischen Politik. Er schien Jemand zu erwarten, und in der Unruhe der Erwartung brummte er unwillkürlich unzusammenhängende Worte vor sich hin.

„Ablehnen oder nicht? Ein Mann wie ich darf sich nicht compromittiren. Ich lehn' es ab, ganz entschieden ... Wie aber, wenn's so schlimmer ist? Es wird heißen, ich hätte abgelehnt. Wie nun, wenn man erfährt, daß ich's abgelehnt? .... Und dann meine Frau .... Was wird man sagen? .... Annehmen aber kann ich's unmöglich .... auf keine Weise .... Ein Mann wie ich .... Leute wie wir .... Es geht nicht ...."

Plötzlich ließen sich im anstoßenden Gemach Schritte hören. Der Graf sprang vom Divan auf; die Thür öffnete sich, und Safjew trat ins Zimmer.

Beide grüßten einander höflich, kalt und ohne ein Wort zu sprechen. Der Graf war sehr befangen und Safjew sah ernster als gewöhnlich aus.

Dieser hub endlich an:

„Herr Leonin," sagte er, „hat mir die Ehre erwiesen, mich zu seinem Secundanten zu wählen."

Der Graf verneigte sich und antwortete verlegen: — „Sie wissen, daß ich — daß wir — daß mich Fürst Schetinow ersucht hat ...."

„Eben deswegen habe ich die Ehre hier zu sein. Wir haben uns über Zeit und Ort des Duells zu besprechen, die Pistolen zu wählen und die jungen Leute einander gegenüber zu stellen."

Der Graf erblaßte. Was wird Fürst B. dazu sagen? Was wird Graf G. dazu sagen? Ein Mann wie er in eine solche Geschichte verwickelt! .... Wenn's herauskommt, wird er auf immer Petersburg meiden müssen.

— „Sie meinen also," flüsterte er mit Anstrengung, „daß es keine Möglichkeit ist, die jungen Männer auszusöhnen?"

„Meines Erachtens," erwiederte Safjew nach-

lässig, „ist jedes Duell eine schreckliche Dummheit. Erstlich gibt es keinen einzigen Menschen, der sich mit besonderm Vergnügen schießt. In der Regel warten beide Gegner mit Ungeduld, daß einem von ihnen zuerst angst werde. Und wozu führt es? Fällt mein Gegner, dann war er so vieler Umstände nicht werth: falle ich — so war ich der Narr. Ueberdies, sehen Sie, verachte ich die Menschen zu sehr, um mich mit ihnen zu schießen."

Safjew blickte unverwandt auf den Grafen. Dieser wurde noch mehr verlegen.

„Es gibt Beleidigungen," fuhr Safjew fort, „die alle nur mögliche Genugthuung übersteigen. Nicht wahr?"

— „Kann sein."

„Zum Beispiel, Einem die Braut wegnehmen. Mancher würde sich darum schießen, würde heulen und vergehen. Nicht wahr .... ich frage Sie, ist's nicht so? .... Ich aber meine, die schönste Braut ist nicht so viel werth wie ein Glas Wein — freilich guter Wein, man darf die Frauen nicht beleidigen... Doch darum handelt sich's nicht. Ich muß Ihnen sagen, daß mein junger Mann sehr böse ist, durchaus keine Erklärung annimmt und sich nicht anders als auf Tod und Leben schießen will. Morgen früh."

— „Morgen früh?“ wiederholte der Graf.

„Hinter dem Wolkow'schen Friedhof — um sieben Uhr.“

— „Aber...“ fiel der Graf ein.

„Die Barriere auf zehn Schritte.“

— „Erlauben Sie ...“ bemerkte der Graf.

„Jeder entfernt sich von der Barriere auf fünf Schritte.“

— „Allein ...“ rief der Graf.

„Beide schießen zugleich. Wer fehlt, muß an die Barriere treten. Werden uns natürlich Mühe geben, keine Fehlschüsse zu thun.“

— „Ist's denn aber gar nicht möglich?“ jammerte der Graf.

„Was die Pistolen betrifft, sein Sie ganz ruhig. Ich habe wunderschöne Pistolen, obgleich gesetzlicher Maßen ohne Stecher, aber wie gesagt, herrliche Pistolen.“

Der Graf war in Verzweiflung. Allen Antheil am Duell ablehnen konnte er auf keine Weise. Von der andern Seite aber eröffnete sich ihm die traurigste Aussicht in die Zukunft. Es war um all seine gesellschaftliche Würde geschehen; er, der für einen Mann von Bedeutung und stolzem Ernst galt, sollte auf einmal ein muthwilliger Bursche, ein Se-

cundant bei Duellen junger Leute werden. Auf jeden Fall mußte er dann aus Petersburg fliehen, er, dem eine goldgestickte Uniform zugesagt war, und den der Minister zweimal zur Tafel gezogen.

Plötzlich ging die Thür auf, und herein trat die Gräfin im Morgenkleide mit langen herabhängenden Aermeln, in einer kleinen Spitzenhaube, schön und glänzend wie immer.

— „Es ist ein Expresser vom Minister da,“ sagte sie zu ihrem Manne gewandt. Der Graf stürzte in den Vorsaal.

Die Gräfin trat auf Safjew zu.

— „Morgen,“ warf sie hastig hin, „sollen sie sich schießen? Um Himmels willen verhindern Sie das!“

„Sie haben ein prächtiges Haus,“ erwiederte Safjew sorglos. „Ich habe zum ersten Mal das Glück, bei Ihnen zu sein. Alles, wie sich's gehört. Die Hausthür polirt, ein dicker Portier mit Binde und Stab. Ein prächtiger Portier!“

Die Gräfin fuhr fort:

— „Um Himmels willen lassen Sie es nicht zum Duell kommen! Das hängt von Ihnen ab.“

„Und dazu,“ bemerkte Safjew, „Statuen auf der Treppe und ein sehr gut gewählter Teppich. Sie

haben viel Geschmack, Gräfin; ich habe nie daran gezweifelt.“

— „O, wenn Sie wüßten, wie ich mich quäle! Die ganze Nacht habe ich nicht geschlafen.“

„Dessen ungeachtet haben Sie die schönste Farbe im Gesichte und Ihr Kleid ist wundervoll, die Haube ebenfalls. Das muß man Ihnen lassen, Gräfin, Sie machen vortrefflich Toilette.

Die Gräfin bedeckte das Gesicht mit den Händen und fing zu weinen an. Safjew stand schweigend neben ihr und lächelte höhnisch ...

„Was wünschen Sie von mir?“ fragte er endlich in etwas milderm Tone.

— „Verhindern Sie das Duell! versöhnen Sie sie!“

„Ei Gräfin! bei uns in Petersburg wird viel mit Worten duellirt, aber auf Pistolen — da finden sich wenig Liebhaber. Wir gesetzten Leute wissen, daß dies eine Thorheit ist. Und warum wollen nur Ihre Excellenz sich mit so schrecklichen Dingen beschäftigen? Sie haben vielleicht noch kein Kleid zum morgenden Balle — oder, was Gott verhüte, Sie wissen vielleicht noch nicht, welche Blumen Sie aufsetzen?“

Die schönen Augen der Gräfin funkelten unter den Thränen mit einem Blicke voll Haß und Zorn.

„O!" sagte sie — „Sie sind von Stein! Sie bleiben gegen mich ewig unerbittlich und unbarmherzig!"

„Warum sollt' ich denn weich werden?" entgegnete Safjew. „Ich freue mich sehr, daß es einen Modegrafen und eine Modegräfin gibt, die den Safjew fürchten und hassen. Es gab eine Zeit, da war Safjew Husarenoffizier, und liebte wie ein Kind und glaubte an alle Possenspiele im Leben. Jetzt ist Safjew ein Anderer: er hat begriffen, daß man in der Welt vor allen Dingen Geld haben muß, und zwar nicht für Andere, sondern für sich: und Safjew hat jetzt Geld gesammelt, und lebt nicht für Andere, sondern für sich. Sein Hauptvergnügen aber ist, die vornehme Gesellschaft zu besuchen. Warum sollte er nicht? Jetzt kann, wer da will, in die vornehme Welt kommen. Nur tanzt Safjew nicht, weil er's nicht kann und etwas ungeschickt ist, und auch schon etwas alt. Nur sucht Safjew nichts — weder einen Rang noch eine Braut. Er braucht nichts: er hat nur ein Ziel, nur ein Vergnügen .... Warum sollte er nicht auch sein Vergnügen haben? Er will nur Eins: die erste Schönheit Petersburgs sehen, der Frau begegnen, die einstmals, da sie beide noch schlicht und einfach waren, ihm in den schönsten Worten Treue schwor

und bei erster Gelegenheit ihn für den ersten Besten hingegeben. Dieser Frau bleibt Safjew ein unausweichlicher Begleiter: ist sie in Petersburg, so ist er dort, reist sie in's Ausland, so reist er nach — spricht sie, so behorcht er ihre Worte, lächelt sie, so deutet er ihr Lächeln, weint sie, so deutet er ihre Thränen — hat sie eine Maske an, so nennt er sie beim Namen; ihr ist er ein ewiger Vorwurf, ein ewiger Richter, ein ewiger, unzertrennlicher Schatten — und wird immer ihr Schatten sein! Was ist zu thun! Das ist nun einmal sein Vergnügen — jeder Mensch muß sein Vergnügen haben, und Safjew kann nicht tanzen! Die Gräfin fürchtet Safjew, weil ihre Excellenz kein reines Gewissen hat, und der Graf fürchtet Safjew, weil auch seine Excellenz kein reines Gewissen hat — Safjew aber fürchtet nichts, und schießt sich nicht, und wird sich sich nicht schießen, weil das eine Thorheit ist!"

Während Safjew in seiner Weise den unerbittlichen Groll seines verwundeten Herzens aussprach, nahm die Gräfin immer mehr und mehr eine schmeichelnde Miene an. In ihren noch feuchten Augen lag eine bezaubernde Weichheit, und plötzlich, fast mit einer kindlichen Bewegung lehnte sie sich an Safjews Schulter, neigte sich an sein Ohr und flüsterte

ihm in einem längst nicht mehr vernommenen aber unvergeßlichen Tone zu:

„Ich bitte Dich, wenn Du mich geliebt hast — söhne sie aus!“

Safjew bebte zusammen, wie unter dem Einfluß einer plötzlichen elektrischen Kraft. Seine Festigkeit verließ ihn. Er wollte sprechen, antworten ... In diesem Augenblick trat der Graf wieder ins Zimmer. Safjew lächelte.

„Ich sagte eben der Gräfin,“ hub er an, „daß Sie ein wundervolles Haus haben.“

— „Wirklich?“ erwiederte der Graf, in seiner Eigenliebe geschmeichelt. „Ja, es ist nicht übel. Neuerdings hat der Minister mein rothes Gastzimmer sehr gelobt. Ich glaube, Sie kennen es nicht? Wollen Sie nicht hineinblicken?“

„Ich danke ergebenst. Jetzt habe ich keine Zeit. Morgen“ — setzte er leise hinzu — „hinter dem Wolkow'schen Friedhof, um sieben Uhr früh ... kommen Sie ja nicht zu spät.“

Er grüßte die Gräfin ehrerbietig und trat hinaus. Der Graf begleitete ihn mit Verneigungen bis in den Vorsaal.

„Es bleibt nichts übrig!“ dachte die Gräfin, als sie allein war. „Es bleibt nichts übrig! ich muß mich an meinen General wenden.“

IX.

Sie, mein gestrenger Herr Recensent, der Sie pflichtgemäß meine schutzlose Erzählung lesen, haben ihr wahrscheinlich schon mehr als einmal den Vorwurf gemacht, daß sie nicht interessant genug und weder an überraschenden Wendungen noch an Begebenheiten und erschütternden Eindrücken reich sei.

Aber sagen Sie mir nur, mein grimmiger Recensent, haben Sie denn gar so viel romantische Dramen selbst erlebt? Ist nicht Ihr Leben auch so hingegangen, wie das unsere, im allergewöhnlichsten Thun und Treiben?... Des Morgens im Ueberrock herumspaziert, dann so gut als möglich zu Mittag gegessen, darauf wo möglich mit hübschen Damen sich unterhalten und von Zeit zu Zeit etwas geschrieben. Wozu sollten wir denn also Erscheinungen eines fremden Lebens suchen und auf Stelzen klettern?

Meines Erachtens ist der Mangel an allen äußern Begebenheiten nicht blos ein Merkmal sondern das Ziel der vornehmen Welt, und ich möchte sogar bemerken, wenn Sie das nicht zu sehr aufbringt, mein Herr Recensent, daß in den Petersburger Gesellschaften eine gewisse Dürre herrscht, die jede poetische Erfindung in anständige Ferne bannt.

Bringt einmal in Eurer Jugend einen frohen Winter in Petersburg zu: bewahrt alle Erinnerungen daran, wie an einen Lichtpunkt Eures Lebens; erinnert Euch all Eurer muthwilligen Streiche, aller von Euch wahrgenommenen Herzensbeziehungen zwischen Euren Kameraden und den ängstlichen Schönen, die zuerst Eure jugendlichen Träume erregt. — Und dann kommt Ihr nach zehn Jahren, müde von den Lebenssorgen, wieder nach Petersburg. Was nun? Ihr findet Euer altes Leben wieder, für Euch schon verblaßt, aber für die Andern unwandelbar, und findet es ganz so, wie Ihr es verlassen habt. Ihr sehet Eure ehemaligen Kameraden nach wie vor Euren ehemaligen Schönen die Cour machen, und immer auf dem alten Fuße — keinen Schritt vor- noch rückwärts. Ihr hört dieselben Witze, die Ihr so froh belacht, Ihr hört dieselben Herzensbekenntnisse, denen Ihr so un-

begrenzten Glauben schenktet, und über die Ihr so treumeinend, so aufrichtig geseufzt.

„Immer dasselbe!“ werdet Ihr sagen, und es wird Euch wehthun, Eure Vergangenheit auf einmal nackt vor Euch zu sehen. — Zehn Jahre, die Ihr in Mühen und Sorgen durchlebt, sind über Petersburg hingeflogen, wie zehn Ballnächte, unter Geschwätz und Complimenten, unter Kratzfüßen und Masurkas!

Darum entschuldigen Sie gütigst, mein Herr Recensent, mein strenger Richter, wenn Sie in meiner Erzählung, die ja schon ihrem Titel nach nichts Anderes sein soll als eine blasse Copie von dem farblosen Bilde der vornehmen Welt, auch weiter nichts finden, als das Allergewöhnlichste und Alltäglichste.

Das bewegte Spiel des innern Lebens bleibt in der Tiefe des Herzens, in der Stille des Kabinets verborgen, fern von spöttischen Blicken — während das äußere einförmig und anstandsvoll ohne Veränderungen und Leidenschaften sich hinzieht.

Ich weiß nicht, ob unserm Leonin in den zwei Jahren, seit er seine neue Laufbahn betreten, viele wechselnde Abenteuer begegnet; ich weiß nicht, ob er noch öfter auf dem Balle seinen General gegrüßt, oder auf dessen Befehl nach dem Exerziren im Arrest

saß. Ich weiß nicht, ob er viel Masurkas getanzt, ob er viele Mal im Theater gewesen — nur das Eine weiß ich, daß Safjews Prophezeiungen eintrafen, und daß das Leben des armen jungen Offiziers von kleinlichen, aber bittern Kränkungen überfüllt wurde.

Wer niemals Noth erfahren, wer den armuthsvollen Luxus der Hälfte Petersburgs nicht vollständig gefaßt hat, der wird Leonins Leiden nicht begreifen.

Die spärlichen Einkünfte, welche ihm durch die unermüdlichen Bemühungen der Großmutter zuflossen, reichten lange nicht für all die Ausgaben hin, von denen diese gar keine Idee hatte. Balluniform und militärische Eleganz, Concertbillets, von angesehenen Damen aufgedrungen, welche die Künstler gern mit fremdem Geld belohnen, Miethkutschen, Picknicks, bei denen die Männer zahlen und die Frauen nur kokettiren; Winterfahrten, bei denen man mit Schlitten und Pferden paradiren muß; Lotterieloose zum Besten der Armen — mit einem Worte, alles, was ihm früher als unerhörte Verschwendung vorgekommen war, wurde die unentbehrlichste Bedingung, als er unter die geschwornen Anbeter einer Modeschönheit trat. Armer Leonin! da lernte er die Noth kennen, die kränkende Noth, die er bis dahin nicht gekannt. In der

vornehmen Welt gibt es solche Dinge, die man durchaus haben muß. Eher etwas Schlechtes thun, eher stehlen, als ohne die zu sein, eher sterben vor Scham, als seinen Mangel bekennen! Mit welchen Augen willst Du eine Dame ansehen, die Du liebst, wenn sie weiß, daß Du in einer schlechten Miethdroschke zu Balle gefahren für zwanzig Silberkopeken, um die Du noch gehandelt — wenn Deine Uniform abgetragen ist, die Handschuhe nicht sauber genug, wenn irgendwo in Deinem gesellschaftlichen Leben Lumpen hervorgucken? Welche unablässige Mühe, welche Anstrengung kostet es, die bittre Wahrheit vor Allen zu verbergen und die Kunst zu lernen, den letzten Pfennig rollen zu lassen!

Nächst der Noth lernte Leonin den Neid kennen. Und ist's denn auch nicht kränkend, mit Kameraden von Einem Alter beisammenzuleben, im freundschaftlichsten Verhältniß zu ihnen zu stehen und weit ärmer zu sein als sie? Der Neid schlich sich in sein Herz.

Nächst dem Neid erfuhr er Demüthigung. Er war nicht das, was man eine gute Partie nennt. Mütter heirathsfähiger Töchter sahen ihn nicht an. Er walzte schlecht und wurde nicht gewählt. Er wußte sich kein vortheilhaftes Plätzchen zu verschaffen, verstand die Leute nicht durch eine böse Zunge zu schrecken.

Die jungen Damen kokettirten nicht mit ihm; man vergaß ihn oft einzuladen, machte ihm keine Gegenbesuche; man bat ihn nie zu Tische.

Dies alles sah er, begriff er, aber in einem eigenthümlichen, dem Menschen angebornen Gefühle beharrte er dabei, weil er einmal durchaus wollte.

Die Gräfin sah er fast jeden Tag und jeden Tag wähnte er sich der Eroberung ihres Herzens nahe. Selten traf er sie allein; geschah dies aber, so blickte sie ihn schmachtend an, sprach von den unerbittlichen Gesetzen der Gesellschaft und berührte leichthin eine schöne, erhabene Liebe. An alles dies begann Leonin nun weniger zu glauben — aber er glaubte doch noch immer, der Arme, und blieb in seinen Herzensbeziehungen zur Gräfin ewig auf der Scheide zwischen Hoffnung und Verzweiflung, zwischen Gleichgültigkeit und Liebe. Bisweilen, wenn ihm die Gräfin die Hand drückte, oder ihm gleichsam unwillkürlich einen zärtlichen Blick zuwarf, freute sich Leonin unsinnig. Ein andermal sah sie ihn nicht an, kokettirte in seiner Gegenwart heiter mit Andern, und der unglückliche Leonin verging vor Verdruß und ohnmächtiger Eifersucht.

Die Gräfin war erst wenige Jahre verheirathet, und schon hatte sie den Codex der vornehmen Welt

von A. bis Z. inne. Sie merkte sich, daß ein weiter Kreis von Anbetern die erste Bedingung einer Modedame sei, dann merkte sie sich, wie man Anbeter herbeilockt, und zwar die ersten, reichsten, bedeutendsten. Alle Geheimnisse der Kunst zu bezaubern erforschte sie von Grund aus und wandte sie mit erstaunlichem Glück im praktischen Leben an: für den Einen das und das Kleid, für den Andern die und die Blumen; dem Einen ein Lächeln, dem Andern eine zürnende Miene. Alle Nüancen der Rede, alle Abstufungen der Blicke, jeden Wechsel der Bewegungen erlernte sie bis in die allerfeinsten Einzelheiten. Gegen Männer von mittlerm Alter ließ sie sich in der Unterhaltung gehen; vor jungen Männern, die schon das zweite Stadium ihrer Jugend erreicht, verschwendete sie alle Reize ihres witzigen Geistes, allen Zauber ihrer Augen, ihrer Gestalt. Vor Jünglingen aber, die erst in die Welt traten, war sie majestätisch, unzugänglich wie eine Göttin — mit einem Worte, für jede Stufe des menschlichen Alters hatte sie eine besondere Taktik.

Leonin sah dies alles.

Lieben Freunde! Eine Kokette ist uns nicht darum verderblich, weil sie nicht hält, was sie verspricht, sondern weil sie uns vieles raubt, uns unsern wärmsten Glauben nimmt. Wenn wir sie lustig

mit den Heiligthümern des Herzens spielen sehen, ahmen wir ihr unwillkürlich nach, schämen uns unserer pastoralen Einfachheit und empfinden nicht, wie in ihrer Gegenwart unmerklich die schönsten Blüthen unserer Seele welken.

Uebrigens hatte auch die Gräfin Momente wahrhafter Betrübniß. Da gingen ihre Herzenswunden auf, da beklagte sie sich selbst und hüllte sich in ihren unerklärlichen Schmerz wie in ein Trauergewand. Aber bei alle dem hätte sie doch, wie Safjew richtig bemerkt, mit nichts das glänzende aristokratische Leben vertauscht, an das sie einmal gewöhnt war. Das Dorf, die Nachbarn, der Assessor, die Lindarin, Mitrowichins, Bobylews, erschienen ihr wahrhaft ungeheuerlich. Durch Luxus verwöhnt, stolz auf ihr gräflich Wappen, war sie ganz für die vornehme Welt geschaffen und die vornehme Welt für sie.

Eins nur fand man seltsam und unbegreiflich: nicht, daß sie mit dem Fürsten Tschudin kokettirte und mit dem Fürsten Kraßnosselski — das war ganz in der Ordnung: Alles wunderte sich nur, daß sie mit dem kleinen Leonin tanzte, daß der petit Leonine im Theater oft in ihrer Loge saß — daß sie auf alle Weise, wie es schien, ihn in ihren Netzen festzuhalten suchte.

Uebrigens machte Niemand zu weite Schlüsse.

Jeder wußte, daß, wenn die Gräfin ja Einen wahrhaft lieben wollte, ihre Wahl sicherlich auf einen bedeutendern Menschen fallen würde, als Leonin.

So vergingen, wie ich schon sagte, zwei Jahre. Oft wollte er auf einmal sein ganzes Herz öffnen, und schon verkündigten flammende Worte den Sturm der entfesselten Leidenschaft; aber die Gräfin scherzte sich gewandt darüber hinweg. Oft kam er in Verzweiflung, da ermuthigte ihn die Gräfin mit einem Lächeln. Der Graf grüßte ihn nicht und ließ ihn unbeachtet. Die Zeit ging hin ....

Eines Morgens fiel ihm plötzlich Fräulein Armidin ein.

Die Gräfin war den ganzen Abend zuvor auf dem Maskenballe Arm in Arm mit dem Fürsten Tschudin herumgegangen — Leonin hatte sie erkannt, sie aber sich von ihm abgewendet und nicht einmal bemerkt, daß er traurig auf demselben Sessel saß, auf dem er ihre Beichte gehört.

Arme Armidin! dachte er. Welches Haar! Die Gräfin hat kein solches Haar. Und dann ist die Armidin achtzehn Jahre alt, die Gräfin aber, wenn auch schön, aber doch schon ... fängt schon an ... ein wenig ... hm, hm! ... Die Armidin liebt mich,

die Gräfin, aber scheint's, hat Niemand geliebt. Ich habe das arme Mädchen getäuscht, ihre Phantasie berückt — ich bin ein Undankbarer, ein Verbrecher, ein Ungeheuer! .... Leonin erschrak plötzlich über sich selbst, und mit dem festen Vorsatz, die verlassene Schöne zu trösten, beschloß er den nächsten Sonntag sich wieder nach Kolomna zu begeben und wie ehedem vom Glück der Freundschaft und der Liebe zu sprechen.

X.

Als ein Mann nach der Mode kam er spät hin. Das schwach beleuchtete Vorzimmer war voll gepfropft mit Pelzen. Der halbverschlafene Leibbursche nahm ihm den Mantel ab.

Leonin strich sich das Haar zurecht und trat mit anstandsvoller Manier in das Zimmer, in welchem getanzt wurde. Das war, wie gewöhnlich, etwas dunkel. In der Ecke arbeitete sich der gemiethete Musicus auf dem Klavier ab. Es wurde Masurka getanzt. Vorn an saß Mlle. Armidin mit einem großmächtigen Kürassier, der allaugenblicklich seinen furchtbaren Schnurrbart glättete. Nach einer leichten Verneigung schlüpfte Leonin meisterhaft ins andere Zimmer, wo Nymphodora Terentjewna mit drei alten Damen Boston spielte. Bei seinem Eintritt rückten die Alten ihre Hauben in die Höhe, mit der solchen alten Weibern eigenen Verwunderung. Nymphodora Terentjewna blinzelte ihn an und grüßte ihn sehr trocken

mit den Worten: „Ah! guten Abend, Verehrtester! welcher Wind hat Sie zu uns verschlagen? Thun ja so stolz, daß Sie sich gar nicht bei uns blicken lassen. Sollen ja ein rechter Hofmann geworden sein .... Coeur Aß .... Wie kommen wir zu der Ehre? Wir sind geringe Leute."

Leonin drehte sich ziemlich verlegen um und trat wieder ins Tanzzimmer.

Einige seiner frühern Kameraden umringten ihn hier und erstickten ihn mit Fragen: „Wo kommst Du her? Warum sah man Dich denn gar nicht? Willst Du ein vis-à-vis?" Am unausstehlichsten wurde ihm ein kleiner Geck, à la moujik frisirt, mit Kettchen und Lorgnon. Der ließ ihm gar keine Ruhe.

— „Ah! bon jour, ich freue mich sehr, Sie hier zu treffen. Im Theater sehen wir uns oft. Wer gefällt Ihnen mehr: die Allan oder die Taglioni? Denken Sie nur, ich habe die Guitana funfzehn Mal gesehen. Ich gehe nur ins französische Theater. Was ist zu thun .... Ich liebe einmal die Allan. Wir sitzen unserer sechs immer beisammen: der Peter, der Hans ...Sie kennen doch den Peter, den Grafen Peter W. und Hans, den Fürsten Johann? Prächtige Jungen! Wir sind unzertrennlich. Speisen fast jeden Tag zu=

sammen bei Coulon oder bei Legrand. Wen ziehen Sie vor, Legrand oder Coulon? Legrand ist trefflich: etwas theuer, das ist nicht zu leugnen, versteht aber seine Sache meisterhaft. — Ich habe gehört, Sie kommen viel in Gesellschaft. Sagen Sie gefälligst: ett fu connu afec les Tschufyrin e les Curmyzin?" — „Nein." — „Schade! man amüsirt sich sehr bei ihnen. Das sind keine solchen Abendunterhaltungen (fuhr er mit schelmischem Lächeln fort, sich an Leonins Ohr neigend), keine solchen Abendunterhaltungen wie hier; da geht's säuberlicher zu. Die Stuben sind herrlich beleuchtet und beim Souper bekommt nicht — weiß der Teufel was. Die Curmyzins waren lange im Ausland und leben ganz im ausländischen Genre. — Prächtige Abendunterhaltungen! Ich werde da sehr gut aufgenommen. Wollen Sie, so stelle ich Sie vor? Ich bin mit ihnen sehr befreundet ...."

Leonin wandte ihm den Rücken und näherte sich zitternd dem Fräulein Armidin. Mlle. Armidine grüßte ihn flüchtig. In ihren Augen lag weder Freude noch Verdruß. Der riesige Kürassier sah Leonin scheel an und drehte seinen waldähnlichen Schnurrbart.

„Ich finde keine Worte, mich zu entschuldigen."

— „Entschuldigen? weswegen?“ fragte Mlle. Armidin kalt.

„Ich bin so lange nicht bei Ihnen gewesen.“

— „Ach so! darum! Ich glaube wirklich, Sie sind lange nicht bei uns gewesen.“

O! dachte Leonin, welche Stümper sind die Männer in der Verstellungskunst!

Die Masurka dauerte fort. Leonin stand unbemerkt in einer Ecke. Er wurde kein einzig Mal gewählt. Mlle. Armidin aber war immer noch so schön und ätherisch wie sonst. Ihre blonden Locken flatterten üppiger als jemals ihr um die Schultern und sie seufzte sinnend und hob ihre Augen gen Himmel. Der Kürassier neigte sich über ihren Sessel und flüsterte ihr zärtliche Worte ins Ohr, worüber wissen wir nicht, aber höchst wahrscheinlich über das Glück, im Leben zu lieben und zu Zweien zu leben.

An der Thür stand ein dicker Herr in seiner Amtsuniform, mit einem großmächtigen Carneolpetschaft an der Uhrkette.

Der kleine Geck trat wieder auf Leonin zu.

„Ett fu connu afec Mr. Kriwuchin, mit dem Herrn dort, der an der Thür steht? Er sieht so un-

scheinbar aus — man sollte denken, es ist ein armer kleiner Beamter: aber er ist Büreauchef und hat in seiner Schatulle Dreimalhunderttausend baar. Was meinen Sie? Das ist angenehm! Nicht? Man sieht's ihm gar nicht an. Schade, daß er nicht Karten spielt. Sie spielen Karten? Ich liebe nur ein kleines Whistchen. Graf Peter, Fürst Hans und ich, wir hauen uns da oft drei, vier Stunden lang herum. Prächtige Jungen! Wollten mich durchaus in die vornehme Welt mit sich ziehen, zu R., zu B., zur Gräfin K., aber ich mag's nicht. Dort ist's zu steif und langweilig. Da sehe ich lieber die Taglioni oder die Allan — o, ich liebe die Allan! Was das für eine wundervolle Actrice ist! Uebrigens ist, aufrichtig gesagt, auch unsere Assenkow nicht übel, besonders im Husarencostüm. Graf Peter, Fürst Hans und ich, wir rufen sie immer heraus."

Leonin stürzte nach der Thür. Mit Mühe fand er seinen Mantel heraus und fuhr nach Hause.

Er war unsäglich betrübt.

Abermals wurde ihm ein Irrthum benommen — abermals entdeckte er, daß er an und für sich nichts gegolten, daß man ihm nur aus Gründen und Absichten geschmeichelt und, sobald er sich zurückgezogen,

Niemand sich weiter um ihn bekümmert habe. Er liebte Mlle. Armidin nicht und fühlte, daß all ihre Affektation jetzt weniger als je auf ihn wirken könnte — und doch — seltsamer Widerspruch des menschlichen Herzens! — und doch war ihm die riesige Gestalt des Kürassiers zuwider und verhaßt.

Eine Woche darauf erfuhr er, daß Mlle. Armidin mit dem Büreauchef verlobt sei.

XI.

Unterdeß hatte die alte Sawischna alle Hände voll zu thun. Nadinka sollte in die Gesellschaft eingeführt werden. Nadinka war schon siebzehn Jahr alt. Sie war nicht so schön, wie die Gräfin, aber sie war anmuthiger und gefiel mehr. Sie besaß drei weibliche Hauptvorzüge in vollem Maße: erstens ein immer mehr und mehr anziehendes Aeußere, sodann ein bescheidenes, gleichsam um liebende Stütze bittendes Benehmen, und endlich jene unbestimmte Eleganz der Bewegungen und des ganzen Wesens, in der ein hauptsächlicher Zauber des Weibes liegt.

Sawischna war äußerst beschäftigt. Bald plattete sie das Ballkleid, in welchem Nadinka zum ersten Mal vor dem Gerichte der vornehmen Weltkenner erscheinen sollte, bald eiferte sie, daß man nicht ihren Rath hinsichtlich des Kopfputzes annahm, bald seufzte sie und bekreuzte sich, ihrer guten Herrin gedenkend, der Ar-

men, die schon lange im Grabe lag und sich nicht an ihrer Tochter im Ballanzug freuen konnte.

Zufolge der aristokratischen Sitte der Petersburger vornehmen Gesellschaft wurde Nadinka sorgfältig vor Aller Blicken verborgen gehalten bis zu dem entscheidenden Moment ihres Eintritts in die Welt. Dieser Moment rückte heran, und sie erwartete ihn ohne Bangigkeit und ohne Entzücken.

Vielleicht lispelte ihr in ihren jungfräulichen Träumereien unter Blumen und Balltönen eine unbekannte Stimme zu, vielleicht durchbebte sie eine ahnungsvolle Empfindung .... Wer dringt in die Seelenregungen eines jungen Mädchens? Wessen Herz ist unverdorben genug, die ersten Gefühle, das erste Sinnen, die ersten unerklärten Offenbarungen einer jungfräulichen Seele zu begreifen, die allem Schönen erschlossen ist?

Das Haus der alten Fürstin, der Tante Schetinows, war für Nadinkas erstes Erscheinen in der Salonwelt bestimmt.

Der Balltag kam.

Alles prächtig und glänzend wie sonst. Eine lange Reihe Wagen zog an dem hellerleuchteten Hause hin. Jeden Augenblick flog ein Schlag auf, und aus

den Wagen flatterten geputzte Mädchen, wackelten wohlbeleibte Mütter, scharrten Kammerjunker heraus.

Auch Leonin fand sich gewohnheitsmäßig auf dem Balle ein. Am Morgen hatten die Gläubiger ihm keine Ruhe gelassen. Sein Chef hatte ihm wegen Dienstvernachlässigung mit Entfernung aus der Garde gedroht. Die Gräfin hatte seinen Besuch nicht angenommen und Kopfweh vorgeschützt, obgleich drei Schlitten an ihrer Hausthür hielten. Er fühlte sich unbeschreiblich gedrückt. Sein Gesicht war bleich, seine Augen starr. Alle sahen ihn und Niemand wollte ihn bemerken.

Der Ball aber war herrlich. Laut rauschten die flüchtigen Gespräche. Die Damen, mit Blumen geschmückt, mit funkelnden Augen und Brillanten lehnten sich an die Kavaliere und drehten sich mit ihnen im trunknen Walzer.

Alles dies wurde Leonin zuwider. Auf die Pracht des Festes warf er keinen Blick, und gegen alle ihn Umgebenden empfand er eine unbesiegbare Abneigung.

Jetzt trat die Gräfin in den großen Saal. Ein silbergestickter Turban umwand ihr Haupt, ein dunkelsammtnes Kleid hob die wunderbare Weiße ihres Nackens. Im Saale entstand eine allgemeine Bewegung.

Der Gräfin folgte ein junges Mädchen in weißem Kleide mit blauen Blumen.

„Die Schwester der Gräfin!“ flüsterte es allenthalben. Alle warfen auf sie einen prüfenden Blick. Selbst die alten vornehmen Herren, die im seidentapezirten Salon Whist spielten, würdigten sie unwillkürlich einer flüchtigen und beifälligen Beobachtung; ja sogar die Damen betrachteten sie wohlwollend.

Leonin hatte sie einige Mal flüchtig bei der Gräfin gesehen, aber sie kaum beachtet. Was hatte auch ein Mädchen in schlichtem Kleid, mit gesenkten Blicken im Vergleich mit der Gräfin zu bedeuten, die alle Reize ihrer Koketterie, alle prächtigen Erfindungen der Pariser Mode verschwendete? Jetzt schien es Leonin, als sähe er Nadinka zum ersten Mal. Indem er sie betrachtete, wurde ihm wohler um's Herz, er näherte sich ihr unwillkürlich, und fand sich in der französischen Quadrille neben ihr.

„Nun,“ fragte er, „welchen Eindruck macht der erste Ball auf Sie?“

— „Es ist ganz hübsch, ganz hübsch,“ erwiederte Nadinka — „ich habe mir's aber schöner gedacht. Ich glaubte mich recht zu amüsiren.“

„Sie amüsiren sich also nicht?“

— „Ich kann nicht sagen, daß ich mich lang-

weile — aber es ist mir eigen .... Alle besehen mich von Kopf bis Fuß. Ich fürchte, daß mir nicht einer der Kavaliere mein Kleid zerreißt; auch ist's hier sehr heiß."

„Ja, es ist heiß, es ist schwül hier. So ist's immer in der Gesellschaft! .... Immer dieselben Männer, dieselben Frauen. Die Männer so niedrig, die Frauen so angeschminkt..."

Er wiederholte unwillkürlich die Worte, die er einmal auf dem Maskenballe gehört.

Nadinka blickte ihn verwundert an.

— „Aber was kümmert das uns? Wenn die Frauen sich schminken, desto schlimmer für sie; wenn die Männer niedrig sind, desto größere Schande für sie."

Es ist wahr! dachte Leonin.

— „Und warum," fuhr Nadinka fort, „nur das Schlechte an den Menschen hervorheben? Die Gesellschaft, ich glaub' es wohl, hat allgemeine Fehler, aber dafür hat auch jeder Einzelne seine besonderen Vorzüge, die ihm allein eigen sind. Diese, denke ich, sollte man aufsuchen und den Menschen nicht das vorwerfen, was ihr Beisammenleben trifft."

Das unerfahrene Mädchen erklärte dem jungen

Stutzer in wenigen Worten das ganze Geheimniß der großen Welt.

Die folgende Quadrille tanzte Leonin mit der Gräfin.

„Gräfin!" sagte er — „vor zwei Jahren hat auf dem Maskenballe eine Maske mein tiefstes Mitleid erregt. Ohne mich zu kennen, wandte sie sich an mich, wie an einen Freund, und deckte mir alle Wunden ihres Herzens auf."

— „Wirklich?" — versetzte die Gräfin zerstreut, ihren Fächer an die Lippen haltend.

„Sie war in der That bemitleidenswerth," sagte Leonin. „Niemand liebte sie und sie dürstete nach dem Glück, eine Seele zu finden, die sie lieben könnte. Die Maske waren Sie, Gräfin."

— „Glauben Sie? . . ."

„Ich weiß es bestimmt. Seitdem riß ich mich aus meiner frühern Lebensweise, verließ alle meine Bekannten, sagte mich los von einem Mädchen, das mich liebte, drängte mich in einen neuen Kreis, wo ich alle Demüthigungen und Kränkungen erduldet; ich ging über die Grenzen meines Vermögens hinaus und haftete an Ihren Fußtapfen . . . . blos um Ihretwillen! Und wenn Sie mich brauchten, war ich immer bei der Hand, und wenn Sie mit mir verhaßten

Leuten kokettirten, schwieg ich .... Ich glaubte Sie zu rühren durch meine Beständigkeit und meine Liebe, ich glaubte, daß Sie zum Lohn für alle Qualen, die ich um Ihretwillen erlitten, mir einen Blick des Mitleids zuwerfen, daß Sie nicht gleichgültig gegen mich sein würden."

— „Was wollen Sie denn?" fragte die Gräfin.

„Ich will wissen, ob Sie mich lieben? ...."

Die Gräfin hob stolz den Kopf in die Höhe.

— „Ich glaube, Sie sind verrückt!" sagte sie.

In ihrem Ton lag so viel Verachtung, daß der arme Leonin wie betäubt in das andere Zimmer trat.

In demselben Augenblicke näherte sich von einer andern Seite Fürst Tschudin mit langsamen Schritten der Gräfin.

„Reizende Gräfin," sagte er, „nur ein paar Worte. Zwei Jahre sind es nun, daß es in der Welt heißt, ich sei verliebt in Sie. Was meinen Sie: ist das wahr?"

— „Ich weiß nicht," versetzte die Gräfin lachend.

„Es könnte ganz gut sein," sagte der Fashionable: „nur kann ich durchaus nicht seufzen, weinen und in Ohnmacht fallen. Mir ist das Geschäft eines Hündchens, das vor seiner Herrin Dienerchen und Sprünge machen muß, unerträglich. Ich liebe entschieden zu

handeln und verlange entschiedene Antwort: ja oder nein. Das Vergnügen mache ich Niemanden, mich sentimental zu sehen. Das ist nicht meine Art .... Beliebt es Ihnen nun, mir zu antworten?"

— „Ich glaube, Sie sind verrückt!" sagte die Gräfin laut lachend und reichte ihre Hand dem uns bekannten General, der sie mit einem Gefühl ritterlicher Dankbarkeit drückte, worauf beide in der Ecke des anstoßenden Zimmers sich auf's Sopha niederließen und ein Gespräch anknüpften, ohne Jemand zu beachten. Der General war sehr glücklich. Er reichte dem Manne der Gräfin höflich die Hand, der an ihm ehrerbietig vorüberschritt und sich mit einigen Andern an den Spieltisch setzte.

Die Masurka ertönte. Die Paare setzten sich in der Runde. Schetinow tanzte mit der Gräfin. Er war in der frivolsten Laune, spöttelte und lachte. Ueberhaupt gibt es nichts Trivialeres als Masurkagespräche, selbst wenn irgend eine Herzensbewegung sich einmischt. Schon die Hitze, das Gedränge, die Nöthigung, jeden Augenblick der Touren halber aufzustehen, die Müdigkeit und die späte Nachtzeit sind im Stande, dem feurigsten Liebhaber seine ganze Beredtsamkeit zu benehmen. Man sucht dann unwillkürlich die gewöhnlichsten Worte und gewöhnlichsten

Gedanken; der Mund der Damen öffnet sich unwillkürlich zum Gähnen und schließt sich nur aus Anstand in einem Lächeln.

„Gräfin,“ sagte Schetinow, „bemerken Sie nicht eine neue Sonderbarkeit in Petersburg? Die jungen Mädchen werden ganz vergessen. Sehen Sie nur, wie viele sitzen da in verschiedenen Ecken, Mißmuth im Gesichte und ohne Hoffnung auf einen Tänzer. Die Mädchen bleiben in unserer gebildeten Gesellschaft unbeachtet und werden der Sorfalt ihrer Cousins oder der Hausfreunde überlassen, d. h. der unausstehlichsten Menschen in der Welt. — Sie kommen doch auch ins Keepsake?“

— „Nein. Aber dies Keepsake kommt ja nie zu Stande.“

„Im Gegentheil, es muß sehr bald erscheinen mit den Portraits unserer Schönheiten. Ihnen gebührt der erste Platz.“

— „Danke sehr: mein Portrait ist jedoch nicht dabei. Vielleicht bin ich nicht schön genug oder nicht genug bon genre für eine solche Ehre.“

„Gräfin, bon genre sagt man jetzt nicht mehr, man sagt genre Fracas. Es ist dies neuer und ausdrucksvoller, nicht wahr? Sie waren gestern auf dem Balle — Fracas! Sie tanzten Masurka mit Ihrem

Anbeter — Fracas! Und wenn Sie nachdenklich geworden, wenn Sie seufzten, wenn Sie nur ein Wort gesagt, daß auf den Gedanken bringen konnte, Ihr Herz sei gerührt .... Fracas! Fracas! Alles, was von uns ausgeht, sich an uns wendet — alles das ist Fracas! — Aber wo bleibt denn mein lieber Freund Mr. Leonine, Ihr beständiger Anbeter, der hoffnungslos Seufzende, der Herr von Grandison? Sehen Sie, der ist nun durchaus nicht Fracas.

— „Denken Sie nur," versetzte die Gräfin lachend — „er forderte heute ernstlich eine Erklärung von mir, er wollte, daß ich ihm meine Liebe gestünde! .... Und jetzt zürnt er und geht bleich und grollend umher wie der Geist im Hamlet."

„Ich freue mich sehr," sagte Schetinow ebenfalls lachend, „ich freue mich sehr — „das gewöhnt Ihnen vielleicht die Leidenschaft ab, um sich eine ganze Heerde Anbeter zu sammeln. Wozu brauchen Sie sie alle?"

— „O, den mußte ich vor den Andern auszeichnen, dazu hatte ich meine besondern Gründe! Kann ich dafür, daß er alles für Liebe nahm, was blos Artigkeit war? Möglich, daß ich auch ein wenig Schuld bin. Aber sagen Sie mir, welche Frau will nicht gefallen?"

„Und Sie wissen bestimmt, daß Sie meinen Ritter von der traurigen Gestalt nicht lieben?“

— „O, was das betrifft, sein Sie ganz ruhig! Er ist nicht dumm, aber gleichwohl nicht allein nicht Fracas, sondern geradezu mauvais genre und, aufrichtig gesagt, bisweilen von sehr schlechtem Ton. Wenn ich eine Neigung hätte, so würde ich besser wählen können.“

„O armer Herr von Grandison!“ fuhr Schetinow lachend fort. „O sentimentaler Jüngling!“

— „Ich muß Ihnen nur gestehen,“ setzte die Gräfin hinzu — „daß Ihr Freund mitunter über die Maßen langweilig ist: schweigt und seufzt, seufzt und schweigt. Und dann, ... vor zwei Jahren brauchte ich ihn, jetzt mag er gehen in Gottes Namen!“

Fürst Tschudin reichte der Gräfin nachlässig die Hand hin; sie lächelte, stand von ihrem Platze auf und schwebte davon zur Pyramidentour.

„Fürst!“ rief eine bebende Stimme Schetinow ins Ohr. Er wandte sich um. Hinter dem Stuhle stand Leonin mit bleichen Lippen, und hinter Leonin stand Sasjew mit seinem ewigen Lächeln.

„Fürst!“ sprach Leonin weiter: „in dem Roman Grandison fehlt ein Kapitel — ein Duell. Sie wissen,

daß heutzutage kein Roman ohne Duell ablaufen kann. Wollen Sie diese Lücke nicht ausfüllen?"

„Recht gern," erwiederte Schetinow: „ich wünsche, daß dieses Kapitel eines der besten in Ihrem Romane sei. Wer ist Ihr Secundant?"

— „Herr Safjew," versetzte Leónin. „Nicht wahr?"

„Meines Erachtens," sagte Safjew, „ist jedes Duell eine große Thorheit. Da Du aber, Herzchen, hier wenig Liebhaber finden wirst, so will ich gern Dein Secundant sein. Nur eins: ich bitte, Dich in nichts zu mengen und mir alles zu überlassen. An wen befehlen Sie (setzte er, sich zu Schetinow neigend, hinzu) mich wegen der nöthigen Verabredung zu wenden?"

— „Ich werde den Grafen Worotynski bitten, mein Secundant zu sein," erwiederte Schetinow.

„Den Grafen! den Grafen!" bemerkte Safjew verwundert. — „Nun wohl, sei's drum: ich werde mich zum Grafen begeben."

Fürst Tschudin brachte die Gräfin an ihren Platz zurück, hob seinen Hut vom Boden und stellte sich, mit dem Lorgnon am Auge, unter die Nichttanzenden.

Schetinow setzte das Gespräch fort, wie wenn nichts vorgefallen wäre, aber er spottete und lachte

mehr als gewöhnlich. Die Masurka ging lustig fort und wechselte in sinnreichen Touren.

Die Gräfin errieth augenblicklich, was während ihrer Entfernung vorgefallen. Aber als erfahrene Frau ließ sie ihre Bestürzung nicht merken; sie wurde im Gegentheil noch lebhafter und heiterer, ihre Augen sprüheten, hohe Röthe spielte auf ihren Wangen. Sie erwiederte Scherze mit Scherzen, Lächeln mit Lächeln und flatterte dahin zwischen den Tänzern, mit so unbefangener Fröhlichkeit, daß sie allein den ganzen Ball belebte. Sie war vielleicht noch nie so anziehend und reizend gewesen. Ein Flüstern des Entzückens erscholl um sie her; einstimmig wurde sie für die Königin des Abends erklärt — und in der That, man konnte sie nicht ohne Wohlgefallen betrachten. Die edle Gestalt, voll Leben, mit fieberhafter Gluth in den Augen, mit langem, um die Schultern wallendem Haar flog dahin, den Boden mit ihren Füßen kaum berührend, und verwirklichte das Ideal aller leidenschaftlichen Jünglingsträume und Jünglingswünsche. Um sie wogte und wallte alles durcheinander. Junge Männer, junge Frauen drehten sich im Kreise, immer dichter, immer rascher; die Musik spielte lauter, die Kerzen brannten heller, die Blumen hauchten duftiger.

„Ein herrlicher Ball!“ sagten die ältern Leute,

beim Anblick der frohen Jugend von Erinnerungen beseelt.

„Ein wundervoller Ball!“ sagten die Damen, mit ihren Fächern wehend.

„Ein reizender Ball!“ riefen die Jünglinge, von ihren Erfolgen beglückt.

Und mitten in diesem Lärm, in diesem Chaos triumphirender Menschen, stand ein junges Mädchen, sinnend, ohne Antheil an einer Freude, die sie nicht begriff. Sie richtete ihre großen blauen Augen mit bescheidener Verwunderung auf die jubelnde Schaar. Sie fühlte sich gar nicht an ihrem Platze unter diesen seltenen Ausbrüchen gesellschaftlichen Entzückens, und das, was alle ergötzte, machte sie nur verlegen. Auf allen Gesichtern äußerte sich eine stürmische Aufregung, in ihren Zügen aber malte sich eine gewisse Seelenruhe, der Wiederschein himmlischer Unschuld und lauterer, ungetrübter Gedanken.

Leonin lehnte sich an die Thür in schmerzlichem Sinnen, und sein Auge schweifte über die ganze Versammlung hin, die ihn früher so gelockt und geblendet hatte. Plötzlich haftete es auf dem schönen, ruhigen Gesichte Nadinka's, und seine Ideen nahmen eine andere Richtung.

Es ging ihm ein Licht auf über die vornehme

Welt. Er begriff die ganze Richtigkeit ihres Strebens und die unendliche Schönheit erhabener, ruhiger Empfindung. Er hing immer mehr und mehr mit Auge und Herz an dem friedvollen Gesichte Nadinka's, an ihren ungekünstelten Bewegungen. Er betrachtete sie lange, lange mit einer gewissen begeisterten Wehmuth.

Und plötzlich, wie in magnetischer Gefühlsübereinstimmung, begegneten seine Blicke denen Schetinows. Beide richteten sich zugleich auf Nadinka und wechselten gegenseitig eine blutige Herausforderung, lohe Flammen des Hasses und der Nebenbuhlerschaft.

XII.

Wer beim Scheine der Wagenlaternen einen Blick auf die Gräfin geworfen hätte, als sie mit ihrer Schwester und ihrem Manne vom Balle nach Hause fuhr, der hätte gewiß in ihr das schöne, sorglos heitere Weib nicht erkannt, das allein die steife, hochvornehme Menge belebt hatte. Ihre Haare waren aufgelöst und hingen ihr unordentlich ums Gesicht, die Lippen bleich — und in ihren Augen spiegelte sich eine tiefinnere Ermattung. Die Gräfin überkam einer jener Momente, die, wie ich schon sagte, die Weltmenschen so oft drücken. Das Leben erschien ihr widerwärtig, die Menschen ekelhaft, die ganze Sphäre, in der sie lebte, erniedrigend. Wie an jenem Abende, da sie Leonins Bekanntschaft gemacht, bemächtigte sich ihrer eine unüberwindliche Trauer. Neben ihr saß Nadinka, von dem ungewohnten Geräusch ermüdet, und neigte sanft ihr Haupt auf das Atlaskissen des Wagens. Der Graf schien sehr aufgebracht, schwieg und stieß von Zeit zu Zeit einen lauten Athem aus. Endlich als er

bemerkte, daß Nadinka ruhig schlief, wandte er sich an seine Frau mit der Frage:

„Erklären Sie mir doch diese dumme Geschichte. Ich stehe mit dem schwedischen Gesandten, mit dem Senator Peter Alexandrowitsch und mit dem Fürsten Peter Danilowitsch — besprechen uns, wie wir am Donnerstag eine Spielpartie arrangiren. Plötzlich rennt aus dem andern Zimmer Schetniow wie ein Wahnsinniger und gerade auf mich zu und sieht gar nicht, mit wem ich da stehe — mir nichts, dir nichts gerade auf mich zu und spricht, ohne um Entschuldigung zu bitten, er habe mir etwas sehr Wichtiges zu sagen. Ich sah ihn an. Schetinow ist zwar ein anständiger Mensch, aber immer doch nur ein junger Mann, und das kam mir etwas unpassend vor gegen einen Mann wie ich. Allein da war nichts zu thun, ich ging mit ihm auf die Seite.“

— „Er hat Sie gebeten, sein Secundant zu sein?“ fragte die Gräfin hastig.

„Nun denken Sie einmal, was wäre das für eine Thorheit von einem Manne meines Standes, sich in die Angelegenheiten junger Leute zu mengen, die ich nicht kenne, von denen ich auch nichts wissen mag — hol' sie der Teufel!“

— „Sie haben's abgelehnt?“ fragte die Gräfin.

„Darum bin ich eben in großer Verlegenheit. Abschlagen kann ich's Schetinow nicht. Er sagt, daß er Ihretwegen mit Leonin in Streit gerathen sei — und bat mich um Himmels willen, Sie nichts davon merken zu lassen — diese Geschichte müsse so geheim wie möglich bleiben, sonst würde er, Leonin, ich und Sie der Gegenstand aller Stadtgespräche und Klatschereien werden."

— „Behüte der Himmel!" — rief die Gräfin unwillkürlich.

„Was soll ich nun machen? Es anzunehmen wäre eine Dummheit — abzulehnen fürcht' ich mich; und an allem sind Sie Schuld, gnädige Frau."

— „Ich?" sagte die Gräfin.

„Ja .... nur Sie. Als ich Sie in Ihrem Dörflein geheirathet, was waren Sie da? Nichts, schlechtweg — ein Dorffräulein. Und was sind Sie jetzt? Gräfin, meine Frau, von aller Welt beneidet."

— „O, was das betrifft," erwiederte die Gräfin mit Verdruß — „so sind wir quitt. Was waren Sie früher? Nichts, ein Mensch, der nicht einmal tanzen konnte — und jetzt stehen Sie mit allen Großen in Verbindung, weil ich Ihre Frau bin."

„Nun," sagte der Graf, „warum blieben Sie denn nicht in diesem Kreise? Was hatten Sie nur an

diesem kleinen Leonin, der weiß der Teufel was, und weiß der Teufel woher ist, und Ihnen überall folgt, wie Ihr Schatten? Das habe ich von Ihnen nicht erwartet, daß ich gerade durch ein so unbedeutendes Geschöpf um alles kommen soll, was mir und Ihnen verheißen ist. Sehen Sie, wenn es noch zum Beispiel Fürst Tschudin wäre, das ließe sich eher entschuldigen ....“

— „Und was würden Sie gesagt haben,“ erwiederte die Gräfin, „wenn nach dem Testamente meiner Mutter Leonin statt mein Anbeter, der Mann meiner Schwester geworden wäre, und Ihr Salon sich mit sämmtlichen Leonins, Swerbins und Libarins des Orlow'schen Gouvernements angefüllt hätte?“

„Wie? was heißt das?“ rief der Graf verwundert.

In diesem Augenblicke fuhr der Wagen am gräflichen Hause vor, und ein langer Lakai, der rasch an den Schlag herbeistürzte, unterbrach die begonnene Erklärung.

Nadinka hatte Alles gehört und erschrak selbst über den Eindruck, den es auf sie gemacht. Sie konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Bald wurde ihr angst um Schetinow, der sich duelliren sollte, bald verdroß es sie, daß er nicht mit ihr ge-

tanzt, bald dachte sie mit Ehrfurcht und Schmerz an ihre Mutter und an Leonin zugleich. Ein Tag verging. — Sawischna betrachtete mit Unruhe ihre junge Herrin, bekreuzte sie von fern und wunderte sich über ihre Nachdenklichkeit ...

An jenem Tage war im Hause der Gräfin alles düster, und Safjew war beim Grafen.

Den Montag früh saß Nadinka sinnend im großen Armsessel, da trat Sawischna ein.

„Was gibt's, Wärterin?"

— „Etwas Seltsames, meine Liebe, ein Brief an Sie ist gebracht worden."

„An mich .... das kann nicht sein." Nadinka überflog mit Lebhaftigkeit das ihr überreichte Schreiben.

Sie las Folgendes:

„Morgen um sechs Uhr muß ich mich schießen. Wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich nicht mehr.

Ich weiß wahrlich nicht, ob es mir leid sein soll um das Leben, oder ob ich mich freuen soll auf den Tod. Nur Eins möchte ich nicht, Nadinka: sterben, ohne Ihnen mein Herz geöffnet zu haben! Ich möchte Ihnen zuvor noch ein Lebewohl sagen, Sie bitten, daß Sie auf meinem Grabe beten.

Sie kennen mich wenig. Sie haben von mir

reden hören als von einem Modemenschen, und vielleicht denken Sie mit Geringschätzung meiner Nichtigkeit — und verachten mich.

Diesen Gedanken kann ich nicht ertragen. Hören Sie mich an, lesen Sie diese Zeilen. Der Tod wird mich rechtfertigen und Sie von der Wahrheit meiner Worte überzeugen.

Ich wuchs einsam auf, ohne Elternliebe, die unsere Erinnerung so mächtig an die ersten Jahre unseres Lebens fesselt. Miethlinge wetteiferten miteinander, mir Widerwillen gegen die Gegenwart und Angst vor der Zukunft einzuflößen. In meiner ganzen Kindheit ist kein einziger heller Moment, an den ich mit Vergnügen zurückdenken, auf den meine Seele frohlächelnd zurücksehen könnte. — Ich sage das mit tiefer, wahrhafter Betrübniß. — Meine ganze Kindheit war eine Einkerkerung, wo ich durch das Gitter meiner Fenster Equipagen, Livreen, Bälle, Theater, Brillanten und Vergnügungen vor mir glänzen sah. Dahin war all mein Sinnen gerichtet. Aber die reinen Genüsse meines Alters blieben mir ewig unbekannt, und jetzt erst, wo auf meinem Scheitel sich schon graue Haare zeigen, habe ich eingesehen, wie viel Seelenfrische an mir

vorübergeweht, ohne mich zu berühren, und mir auf immer verloren gegangen ist.

Als ich die Epaulettes aufsetzte, war mir alles schon im Voraus bekannt und die Gesellschaft kein Geheimniß mehr für mich. Ein zerstreutes Leben riß mich in den Wirbel seiner Vergnügungen. Ich suchte mich mit Menschen zu befreunden, die ich nicht gern hatte, in Frauen zu verlieben, die ich nicht liebte — und in meiner Seele war es leer und todt; es bemächtigte sich meiner eine gewisse eisige Gleichgültigkeit gegen alles. — So lebte ich lange im Dunste sinnloser Genüsse, vergehend unter der Last geistiger Trägheit und tödtlicher Langweile.

Da habe ich einmal auf dem Landgute Sie erblickt. Sie waren noch ein Kind; aber ich weiß nicht, nach welchem übernatürlichen Gesetz alle meine Seelenkräfte sich Ihnen zuwendeten. Es zog mich zu Ihnen ein sanftes, heiliges Gefühl, in welchem etwas Väterliches lag und etwas, das nicht von dieser Erde war. Unbegreiflicher Widerspruch des Menschenherzens! Sie, unschuldig wie der Gedanke der Seligen, ich, der ich bis auf die Neige den Kelch menschlicher Leidenschaften geleert — und bei alledem empfand ich doch, daß Sie einen hellen Strahl in das Dunkel meines Lebens

gesandt, daß Sie meinem Dasein Sinn gegeben. Und seitdem trage ich Sie in der Seele und seitdem verachte ich allen Zweifel, seitdem kam von oben der Segen trostreicher Gefühle über mich, an die ich nicht hatte glauben wollen. In Ihnen lag alles, was mich umgeschaffen, Ihnen danke ich es, daß ich auf das Leben ohne Verachtung, auf den Tod ohne Schrecken hinsehe.

Doch ich liebte Sie hoffnungslos. Ich wußte von Ihrer Schwester, daß Sie seit Ihrer Kindheit mit einem Andern verlobt sind. Ich barg tief in mir meinen Schmerz, unter dem Schein von Gleichgültigkeit — und jetzt wo alles für mich endet, peinigt mich dieser Gedanke ....

Sein Sie glücklich! Doch geben Sie niemals der Welt das Heiligthum Ihrer Seelenreinheit hin und lassen Sie sich von keinen weltlichen Lockungen hinreißen! Glauben Sie der Stimme, die an der Schwelle des Grabes Ihnen zuruft! Und wenn Sie einmal traurig sind, Nadinka, gedenken Sie des Mannes, der Sie so lange, so aufrichtig, so grenzenlos geliebt hat!" —

— „Wärterin!" rief Nadinka, sich der erschrockenen Sawischna um den Hals werfend — „komm, laß uns zurück ins Dorf!"

Und Thränen entstürzten stromweise den Augen des armen Mädchens.

— „Wärterin! führe mich weg von hier! Hier ist's schrecklich; hier verfolgt Einer den Andern .... Sie haben ihn heute erschlagen .... warum erschlagen? ... Fort, fort von hier!"

„Beruhige Dich, meine Liebe! Der Herr wird Dich stärken!"

— „Ich weiß selbst nicht, wie mir geschieht," sprach Nadinka — „aber ich möchte sterben."

In diesem Augenblicke öffnete die Gräfin die Thür und blieb an der Schwelle stehen.

Sie hielt ein Briefchen in Händen.

„Sei ruhig, Nadinka," sagte sie: „sie werden sich nicht schlagen."

XIII.

Es war noch nicht Tag, da strich ein eleganter Wagen am Wolkower Friedhof vorbei und hielt auf dem öden, zum Zweikampf bestimmten Platze. Aus dem Wagen stieg Schetinow, fest in seinen Mantel gehüllt, und der Graf im Pelzrock, wegen der Kälte, mit hoch aufgeschlagenem Kragen. Sie schritten schweigend, Jeder von verschiedenen Empfindungen bewegt. Schetinow dachte an Nadinka, an den Brief, den sie vielleicht um neun Uhr erhalten würde, wenn er um diese Stunde nicht nach Hause komme. Uebrigens bereitete er sich kaltblütig zum blutigen Gang. Der Graf schien sehr unzufrieden und murrte vor sich hin.

„Die Buben!“ sprach er für sich: „die Buben! Fiel ihnen ein, einen Mann wie mich zu beunruhigen. Was wird der Minister sagen, wenn er erfährt, daß ich in solche Verrücktheit hineingerieth! Aber was ist zu thun! Schetinow kann ich's nicht abschlagen. Es sollt' es nur ein Anderer gewagt haben, mich zum

Sekundanten aufzufordern! Aber wenn ich's bei Schetinow nicht annahm, bespottete er mich dermaßen, daß ich mich nachher nirgends zeigen könnte. Hol' ihn der Teufel!... Zudem ist meine Frau hier verwickelt; ich muß meine Reputation wahren... Und was hatte sie nur an diesem Leonin? Wie viele Mal stritt ich mit ihr! Wär's noch ein anständiger Mensch, oder ein Franzose — aber so ein Gardefähndrich! Brrr...."

Schetinow blieb stehen. „Ich glaube, es ist hier," sagte er. Der Graf sah sich ängstlich um, darauf versetzte er hochmüthig: „Welche Unart! .... Unsere Gegner sind noch immer nicht da. Sie könnten doch eigentlich wissen, daß Leute, wie wir, nicht geschaffen sind, zu warten."

— „Sie haben sich vielleicht verspätet," sagte Schetinow.

„Verspätet? Aber sie wissen doch, mit wem sie es zu thun haben: wenn wir ihnen die Ehre erweisen, uns mit ihnen zu schießen, so könnten sie wohl zur rechten Zeit kommen."

Schetinow setzte sich auf einen am Wege liegenden Balken und vertiefte sich in Betrachtungen. Der Graf schob beide Hände in die Taschen und begann auf und abzugehen, die Brauen finster zusammenziehend. Eine halbe Stunde verging. „Brrr.... es

ist kalt!“ sagte der Graf: „ich glaube, meine Nase muß ganz weiß geworden sein. Sehen Sie doch nur gefälligst. Wissen Sie was? wir fahren nach Hause. Ein Mann wie ich fährt nicht aus, um in solcher Kälte zu bleiben.“

— „Wo denken Sie hin!“ erwiederte Schetinow. „Wie geht denn das? Sie werden gleich da sein.“

„Wie Sie wollen, dann fahre ich allein.“ Er ging wieder mit finsterm Gesicht auf und ab. Wieder verstrich eine halbe Stunde. „Nun, bei Gott! ich fahre!“ rief er: „ich fahre unbedingt, ich fahre auf der Stelle ... Was in aller Welt ... haben sie uns zum Besten?“

— „Um Himmels willen!“ sagte Schetinow — „warten Sie nur noch ein Weilchen!“

Unterdeß war es schon ganz hell geworden; ringsumher Schnee und eine weiße Ebene. In der Ferne schimmerten die bunten Gräber des Wolkower Friedhofes und hinter demselben wurde schon das erste Geräusch der erwachenden Stadt laut. „Nein!“ rief der Graf: „das ist zu viel. Leben Sie wohl .... ich werde diesen Gelbschnäbeln zeigen, was es heißt, sich gegen einen Mann wie mich so was herauszunehmen — Wenn ich sie nur habe — ich will sie schon bedeu-

ten — ich will sie schon!..." Hier hielt der Graf inne....

In der Ferne flog im vollen Lauf ein Wagen daher und nahm die Richtung zu ihnen. „Endlich!" sagte Schetinow. — „Ich denke," bemerkte der Graf, „nach der Unart, die sie sich gegen uns erlaubt, sollten wir wegfahren und sie hier in der Kälte warten lassen." Schetinow lächelte.

Der Wagen rollte näher und endlich brachten ihn die schaumbedeckten Pferde an den Kampfplatz. Safjew sprang heraus.

„Allein?" rief der Graf.

— „Allein?" sagte Schetinow verwundert.

Safjew trat auf Schetinow zu. „Fürst," sagte er, „ein paar Worte unter vier Augen!" Sie gingen auf die Seite.

„Sehen Sie," fuhr er fort, „Leonin ist abgereist. Ich weiß nicht, auf welche Art Ihr Duell ruchtbar geworden ist — genug, man hat meinem Täubchen den Paß gegeben."

— „Ich eile ihm nach!" rief Schetinow.

„Das ist nicht nöthig. Leonin wird sich nicht und will sich nicht schlagen. Wissen Sie, daß er der Bräutigam Nadinka's war?"

— „Wie, er?“

„Freilich er, das ist's ja eben. Er überläßt sie Ihnen, er weiß, daß Sie sie lieben.“

— „Wer hat ihm das gesagt?“

„Ich ....“

Schetinow stand unbeweglich und heftete den verwunderten Blick auf Safjew, der das tiefste Geheimniß seiner Seele errathen.

„Leonin bittet Sie um Verzeihung,“ fuhr Safjew fort. „Er dauert mich: ein guter Junge, nur unklugen Herzens!“

— Fahren wir zu ihm!“ rief Schetinow. — „Ich will ihn vor seiner Abreise umarmen und ihm ewige Freundschaft schwören.“

„Was das betrifft,“ sagte Safjew kaltblütig, „so sind das wiederum Thorheiten.“

Als der Graf bemerkte, daß gar keine toddrohenden Anstalten seine Ruhe gefährdeten, hielt er es für nöthig, sich in das Gespräch zu mengen und zwar im Tone beleidigter Würde.

— „Ich wundere mich sehr,“ sagte er ....

Safjew warf ihm einen strengen Blick zu.

— „Es kommt mir sonderbar vor,“ sprach er

weiter — „daß Sie Leute, wie zum Beispiel der Fürst, oder wie ich zum Beispiel, so lange haben warten lassen. Es versteht sich, daß hier keine üble Absicht vorauszusetzen ist, allein wie dem auch sei, so konnten Sie doch recht wohl .... hätte sich sogar geschickt ...“

„Ah!“ sagte Safjew — „Excellenz sind böse, daß wir Sie so lange haben warten lassen. Nun, was halten wir uns denn viel dabei auf? Meines Erachtens ist zwar jedes Duell eine schreckliche Thorheit — allein um Ihnen das Vergnügen zu machen, bin ich gern bereit. Sie kennen das alte Gesetz: wenn in Folge irgend eines Hindernisses das Duell unter den beiden Gegnern nicht Statt finden kann, so schießen sich statt ihrer die Secundanten. Wollen Sie nicht gefälligst auf funfzehn Schritte zurücktreten? Ein Mann wie ich kann sich mit einem Manne, wie Sie, wohl schießen.“

— „Nein, da dank' ich gehorsamst,“ erwiederte der Graf gezwungen lachend. „Ich bin so erfroren, daß ich jetzt nur daran denke, wie ich nach Hause komme. Der Minister erwartet mich um zehn Uhr. Nicht wahr, eine schauderhafte Kälte? Brr, Brr...“ Damit wandte er sich um und eilte über Hals und Kopf nach seinem Wagen.

— „Fahren wir zu Leonin!“ rief Schetinow. „Auf dem Wege erzählen Sie mir alles.“

„Gut, fahren wir hin.“

Und in seiner Freude vergaß Schetinow, daß es schon neun Uhr war, und daß sein treuer Kammerdiener den Brief an Nadinka bereits zu dem Portier der Gräfin Worotynski hingetragen habe.

XIV.

Folgendes hatte sich zwei Stunden zuvor begeben.

Es war noch dunkel draußen; aber ein bleicher Schein, der am Horizonte zitterte, verkündigte schon die winterliche Morgendämmerung. Auf den Straßen herrschte tiefe Stille. In dem kleinen Zimmer Leonins warf ein herabgebranntes Licht lange Schatten auf die umliegenden Gegenstände. Er saß düster sinnend vor einem mit Papieren bedeckten Tisch, fuhr von Zeit zu Zeit aus traurigen Betrachtungen auf und begann der letzten Anordnungen halber Briefe und seine Sachen zusammenzulegen.

„Das sind die Briefe der Großmutter!" dachte er traurig und raffte mit großer alterthümlicher Handschrift beschriebene, lange Blätter in einen Haufen

zusammen, umband sie mit einer Schnur und küßte sie.

„Arme Großmutter! Zwei Jahre hindurch hab' ich Ihrer kaum gedacht. Sie widmeten mir Ihr ganzes Leben — und ich Undankbarer schrieb Ihnen nur um Geld, las Ihre Ermahnungen nicht und ließ Ihre Worte unbeachtet. Undank! Undank! das ist alles, womit ich Ihnen Ihre Herzlichkeit, Ihre Sorgfalt, Ihre Liebe gelohnt. Gute Großmutter! Man hat Sie hier gerächt!...“

„Da sind die Zettel der Gräfin,“ fuhr Leonin fort, „parfümirt und gleißend wie ihr Leben. Da ist der Strauß, den sie gleichsam in meinen Händen vergaß, da ist das Buch, das sie gelesen, das sind die Bänder, die sie getragen.“

„Weg! weg damit!“ rief er, „alles das ist Lug, Lug und Trug!“ Der erbitterte junge Mann zerriß die Zettel in Stücke, zerzupfte den Strauß und schleuderte das Buch wie alle frühern Talismane seiner Liebe heftig zu Boden.

Da erscholl es an der Thüre: „Herzchen, wozu diese Hitze?“

— „Ah! Safjew, es ist Zeit! Hast Du die Pistolen mit?“

„Ja wohl, nur eile Dich, Herzchen. Es steht schlimm. Die Gräfin hat unsere Geschichte Deinem Chef mitgetheilt. Ich will Dir abermals Dein Schicksal prophezeien — sei nicht böse, Herzchen: Du wirst in Dein früheres Regiment zurückversetzt, oder noch weiter — jedenfalls kannst Du Dich auf eine große Reise vorbereiten. Zieh' Dich schnell an, damit man uns nicht trifft. Auf dem Platze befolge nur ja meinen Rath. Ich will Dich schon so stellen, daß Dich die Kugel nicht berührt. Meines Erachtens ist jedes Duell eine schreckliche Thorheit, wenn man sich aber einmal schlagen soll, so ist's immer besser, man tödtet seinen Gegner, als daß man sich tödten läßt. Apropos, weswegen willst Du Dich denn eigentlich schießen?"

— „Wegen einer blutigen Beleidigung. Schetinow hat mit der Gräfin über mich gespottet."

„Ist das alles, Herzchen? Ich dachte, das sei nur ein Vorwand. Nun, es wird Zeit! Bist Du fertig?"

— „Ja wohl."

In diesem Augenblick knarrte etwas an der Hausthür und Timofej stürzte außer Athem ins Zimmer mit dem freudigen Ausruf:

„Die gnädige Frau ist gekommen! Die gnädige Frau ist gekommen!“

Im Vorsaal ließ sich ein Geräusch hören: zwei Diener in Reisepelzen führten am Arm eine kleine gebückte Alte herein, die sich bekreuzte und vor Müdigkeit ächzend mit schwacher Stimme sprach:

„Mischa, Mischa! wo ist mein Mischa?...“

— „Großmutter!“ rief Leonin — „Großmutter!....“ Der junge Mann fiel heftig bewegt der Alten zu Füßen.

„Mischa, Mischa, Mischa! Herr im Himmel! Herr im Himmel! Lob und Preis Dir Allmächtiger! Dank sei Dir, Gott! Steh auf, Mischa, was hast Du denn?... Mit Mühe und Noth bin ich angekommen, bin fürchterlich müde... Nun, so war es mir doch beschert, Dich wieder zu sehen!“

Es war ein seltsames Bild. Beim matten Schein des Lichtes und der beginnenden Dämmerung der junge Mann zu den Füßen der gebückten Alten, die ihn segnete; neben ihnen die lange Gestalt Safjews, Pistolen in den Händen; an der Wand einige Diener.

Jetzt wurde ein versiegeltes Packet gebracht.

„Ah!“ sagte Safjew, „ich habe das vorausgesehen. Nun ist nichts zu thun. Deine Sache mit Schetinow will ich schon abmachen.“

Die Alte sah sich verwundert um und grüßte Safjew. „Wie geht's, Sergei Alexandrowitsch? Haben uns viele Jahre nicht gesehen, haben uns beide recht verändert. Die Zeit verstreicht ...“

„Ach ja, Nastassia Alexandrowna!“

— „Kennst Du meine Großmutter?“ fragte Leonin mit Verwunderung.

„Ja wohl, wie ich Husarenoffizier war, stand ich im Dorfe Deiner Großmutter.“

— „Mischa!“ sagte die Alte — „weißt Du, warum ich hergekommen bin? Morgen wird meine Nadinka siebzehn Jahr alt, und mit siebzehn Jahren soll sie nach dem Willen ihrer seligen Mutter erklären, ob sie Deine Frau sein will.“

„O! jetzt begreife ich alles!“ rief Safjew.

Leonin erbrach das Packet.

„Ja, es ist wirklich so“ — sagte er — „da ist der Befehl, daß ich ungesäumt fort soll! Großmutter, wieder mache ich Ihnen Kummer! Ich muß gleich abreisen.“

— „Was ist denn das?“ fragte die Alte: „ich werde gar nicht klug daraus. Mischa, sage mir die reine Wahrheit .... Gottes Rathschluß ist unerforschlich.“

„Ich will Ihnen alles erklären,“ sagte Safjew — „kommen Sie nur in das andere Zimmer.“

„Sie sagen“ — fuhr er fort, als sie ins andere Zimmer getreten, „Sie sagen, daß die Schwester der Gräfin Leonins Braut ist!“

— „Ja, lieber Sergej Alexandrowitsch, das war der Wille der seligen Mutter meiner Nadinka: wenn sie siebzehn Jahr alt werde, solle unsere Nadinka meinen Mischa heirathen, wofern sie keine Neigung zu einem Andern hat. Die Gräfin habe kein Recht, sich hinein zu mengen, denn sie, das waren die Worte ihrer Mutter, werde ihre Schwester verkaufen, wie sie sich selbst verkauft hat. Was brauche ich das Ihnen zu sagen! Sie wissen das besser als ich, Sergei Alexandrowitsch. Meine theure Freundin — Gott habe sie selig! — hat ihr ganzes Vermögen ihrer Nadinka und meinem Mischa bestimmt, den sie von Kindheit auf wie ihren Sohn geliebt. Meine Tochter, die Gräfin, pflegte sie zu sagen, ist reich: alles, was ich habe, gehört unsern Kindern. Dies alles, Verehr-

tester, sollte bis zu Nadinka's Mündigkeit ein Geheimniß unter uns bleiben: aber ich habe mir vor zwei Jahren in einem Briefe an Mischa etwas entschlüpfen lassen."

Leonin bedeckte das Gesicht mit den Händen. Die Briefe der Großmutter hatten die ganze Zeit unbeachtet und kaum durchgelesen bei ihm gelegen...

„Jetzt," fuhr Safjew fort, „begreife ich alles. Die Gräfin hatte Briefe von ihrer verstorbenen Mutter und den Befehl, sich in die Ehe ihrer Schwester nicht zu mengen, sondern dieser nur, wenn sie siebzehn Jahr alt würde, zu eröffnen, daß die selige Mutter ihr Leonin zum Bräutigam gewählt und sterbend gewünscht habe, er möchte ihr gefallen; ist es nicht so?

— „Ja wohl, mein Bester."

„Verzeihen Sie, Nastassia Alexandrowna, ich muß deutlich zu Ihnen sprechen. Ihr Enkel Leonin ist ein guter, braver Junge, aber in der großen Welt, Nastassia Alexandrowna, bedeutet er gar nichts. Er ist nichts weiter als der kleine Leonin, ein Offizierchen, ziemlich arm, mit Niemanden hier verwandt, sein Name Leonin klingt wie ein Vaudevillename und hat nichts Aristokratisches, das heißt, Vornehmes — mit einem Worte, Ihr Mischa ist in der Gesellschaft weniger

als eine Null. Ich habe ihm das früher gesagt, doch er wollte mir nicht glauben. Die Gräfin aber, Nastassia Alexandrowna, die wir beide als ein liebes, einfaches Mädchen gekannt haben, ist eine so vornehme, so wählerische, so feine Weltdame geworden, daß der Gedanke, die Schwester der Madame Leonin zu sein, der Frau des kleinen Leonin, sie umbringen kann. Ueberhaupt halten alle Frauen, die aus bescheidener Familie in unsre goldene Vornehmheit hineingerathen, noch mehr als die von höchster Abkunft an allen Kleinlichkeiten des Wappenstolzes fest. Ich bin überzeugt, daß die Gräfin, die in ihrer vielleicht noch nicht ganz verdorbenen Seele eine geheime Ehrfurcht vor dem Befehle der Mutter bewahrt, viel darum gegeben hätte, ihn abändern zu können, und daß sie mit wahrhaftem Leidwesen ihre Schwester betrachtete. Endlich fiel ihr Folgendes ein: da ihr die Mutter anempfohlen hatte, Leonin zu sehen und bei sich aufzunehmen, so wandte sie alle ihre weiblichen Kunstgriffe an, daß er sich in s i e verliebte, um ihn dadurch von ihrer Schwester abzuziehen."

— „Aber ich bitte Sie!" rief die Alte mit wahrhaft ländlicher Naivetät aus: „sie ist ja verheirathet!"

Safjew lächelte. — „Das ist einmal so Sitte.

Je mehr eine Frau seufzende Liebhaber um sich hat, desto mehr ist sie beneidet und folglich desto mehr in Mode. Zudem ist ein Mensch wie Leonin für eine Frau, wie die Gräfin, ein wahrer Schatz: durch ihn erhält sie das Gleichgewicht unter ihren Anbetern. Er ist der Schirm ihrer Koketterie... Das verstehen Sie nicht, Nastassia Alexandrowna, und wozu sollten Sie's auch verstehen!... Mit einem Worte, auf dem Maskenballe begannen die Angriffe der Gräfin auf Ihren Enkel — und er traute, ungeachtet meiner Warnung, allen ihren Lockungen, verliebte sich leidenschaftlich, begann sie überall hin zu verfolgen, indeß sie, was alle wußten, einen bekannten Gecken, den Fürsten Tschudin liebte, wenn sie überhaupt Jemand lieben kann. Ohne Vermögen, ohne Vetterschaften ohne Verbindungen stürzte sich Ihr Enkel in das Treiben der vornehmen Welt, drängte sich in alle Antichambres, grüßte alle unsere dicken Damen, vernachlässigte den Dienst, machte eine schwere Menge Schulden, lebte in ewigem Fieber, und endlich nach zwei Jahren eines so peinlichen Lebens soll er sich heute mit seinem besten Freunde schießen, weil dieser zusammen mit der Gräfin über seine Einfalt gelacht."

— „Mischa!" rief die Alte.

„Sein Sie unbesorgt, er wird sich nicht schießen. Die Gräfin erschrak selbst über das, was sie gethan, und da sie Anbeter aus allen Ständen und jedes Alters hat, schrieb sie an seinen Chef. Das Duell ist gesetzlich verboten: mithin läßt sich nichts sagen. Ihr Enkel wird nach Fug und Recht fortgeschickt.“

Safjew wandte sich zu Leonin:

„Ich habe Ihnen gesagt, Herzchen, daß es Ihnen schlimm gehen wird.... Nun ist nichts zu machen. Reisen Sie, und Ihre Angelegenheiten überlassen Sie mir. Wollen sehen, daß wir damit ins Reine kommen. Sie haben viele Schulden; ich kann Ihnen Geld borgen — es versteht sich unter Garantie der Großmutter.“

Leonin stürzte auf Safjew zu, um ihn ans Herz zu drücken. Safjew hielt ihn kaltblütig zurück.

„Acht Procent, mein Herzchen. Was Deine Hochzeit betrifft, so bedaure ich sehr, daß sie nicht zu Stande kommt. Deine Nadinka ist allerdings, wie ich glaube, ein vortreffliches Mädchen. Später wird sie wie alle sein ... jetzt ist sie's noch nicht.

— „Ich liebe sie!“ rief Leonin verzweiflungsvoll — „ich fühle, daß ich sie ewig lieben werde!“

„Na, Herzchen, Du dauerst mich, aber das ist vorbei! Sie wird nicht Dich lieben, den sie nicht kennt, sondern Schetinow, um den ihr bangt. Und dann, Herzchen, ist Schetinow Fürst, reich, hübsch, ein Weltmann und verliebt — aber was bist Du?... Reise Du in Gottes Namen! Du bist weder für die Gräfin noch für Schetinow, noch für Geschichten aus der vornehmen Welt mehr zu brauchen... Reise nach dem Kaukasus — und ich will unterdeß mich auf das Wolkowofeld begeben, wo unsere Gegner, vermuthe ich, ganz wild werden in der Kälte."

— „Höre," sprach Leonin, „sage Schetinow, daß ich meine Herausforderung zurücknehme, daß ich ihn um Verzeihung bitte, daß ich mich nicht schießen will ... sage ihm, was Du willst. Wünsche ihm glücklich zu sein, mit ihr, die ich ewig lieben werde. So leb' denn wohl, Safjew! Ich danke Dir für Deine herbe Freundschaft, sie ist besser als der schmeichelnde Haß der Weltmenschen. Ich komme nie wieder nach Petersburg: was soll ich hier? Wenn Du Nadinka siehst, sage ihr, daß in der Ferne ein Mensch lebt, der für sie zu sterben bereit ist .... doch nein, sage ihr nichts, nichts, gar nichts... Leb' wohl, Safjew! Man erwartet Dich. Leb' wohl!"

Safjew drückte Leonin schweigend die Hand und warf sich in seinen Wagen.

Es war schon hell draußen. Leonin sprach kein Wort. Lange stand er vor seiner Großmutter. Beide schlugen die Augen nieder, beide schwiegen .... Auf einmal stürzten die Alte und der Jüngling in plötzlichem Drange einander in die Arme ....

XV.

Am Abend desselben Tages tanzte im großen Theater die Taglioni. Es wurde ein neues Ballet gegeben — in Petersburg ein feierliches Ereigniß. Die Fashionables der Gesellschaft füllten kraft ihres Rechts, der ersten Vorstellung beizuwohnen, die Logen und das Parquet. Allüberall Federhüte, entblößte Nacken, schimmernde Lorgnons und allgemeines Gerede, Begrüßungen, Verneigungen aus den Logen nach dem Parquet, aus dem Parquet nach den Logen. — Es war etwas Festliches in der Luft; aller Putz war glänzender und die Menge dichter gedrängt als jemals. Die bekanntesten Großen lehnten am Orchester und unterhielten sich, von Zeit zu Zeit die ehrerbietigen Grüße aus der dritten und vierten Sitzreihe erwiedernd. — Alle regelmäßigen Theaterbesucher hatten weiße Halsbinden um und schienen beschäftigter als gewöhnlich, von einem Bekannten zum andern eilend, als wären sie die Ur-

heber des erwarteten Schauspiels oder wirkten bei demselben mit. Die Logenschließer machten sich um die Sitze zu schaffen, und die letzten leeren Logen im ersten Range füllten sich nach dem vorangehenden Akt einer russischen Oper, welche nur einige vom Lande angekommene Gutsbesitzer hörten und Kinder, die neben ihrem Mentor sich zur Loge hinausbogen.

In einer der Logen ersten Ranges saß, mit Brillanten auf dem Haupte, die neuvermählte Frau Kriwuchin, die noch kürzlich unter dem Namen Mademoiselle Armidin Kolomna entzückt hatte. Neben ihr duckte sich demüthig der Büreauchef, mit dem Annenorden am Halse, und zwischen ihnen prangte in gelben Handschuhen das uns bekannte kleine Herrchen, das so laut als möglich witzelte und höfelte, in der Hoffnung die Aufmerksamkeit der Maulaffen auf sich zu ziehen und hocherfreut sich in einer Loge ersten Ranges neben einer mit Brillanten geschmückten Dame zu zeigen.

In einer Reihe mit Frau Kriwuchin saß in ihrer Loge die Gräfin Worotynski, wie immer glänzend, wie immer einen unbeschreiblichen Duft von Eleganz und weiblichem Liebreiz athmend. Sie wandte ihr bezauberndstes Lächeln dem dicken, besternten General zu, der vorn im Parquet stand, wofür der hocher-

freute General mit ritterlicher Ergebenheit und bedeutsamem Gegenlächeln vor ihr sein Haupt neigte. In der Loge der Gräfin wechselten jeden Augenblick junge Gecken in Uniformen und gelben Handschuhen, ergingen sich in gesellschaftlichen Redensarten, fragten, warum die Schwester der Gräfin nicht im Theater sei, und flüsterten untereinander, nach den Tagesgerüchten sei dieselbe bereits verlobt mit dem Fürsten Schetinow. Die Gräfin gab halbe Antworten, zog ihre luftigen Aermel zurecht und wandte sich um, ihr Doppellorgnon nachlässig auf die Logen zu richten und die Toiletten ihrer freundschaftlichen Nebenbuhlerinnen zu mustern. Von Leonin kein Wort, keine Sylbe — ob er lebte oder gestorben, wohin er verschwunden, warum — danach fragte Keiner. Leonin war ein zu unbedeutender Mensch, um die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich zu ziehen. Vom Duell wußte Niemand und brauchte Niemand zu wissen noch zu sprechen. Die Gräfin schien heiter und sorglos wie gewöhnlich. Aber ein erfahrener Beobachter hätte aus einer unwillkürlichen Bewegung ihrer Brauen leicht entnehmen können, daß irgend eine unerträgliche Verfolgung sie beunruhige. Und wirklich stand im Parquet, in der sechsten Sitzreihe mit seinem ewigen Lächeln Safjew und verfolgte di

Gräfin unermüdlich mit seinem durchbohrenden und alles aufdeckenden Blick. Sie fühlte sich an den magnetischen Einfluß dieses Blickes gefesselt, in welchem sie Hohn, Vorwurf und ungesättigte Rache las. Der Graf versteckte sich hinter den prunkvollen Turban seiner Gemahlin, den Platz neben ihr einem gewissen hohen Würdenträger überlassend.

Jetzt schwieg die allgemeine Bewegung im Theater. Die Musik ertönte und das Ballet begann. Das Publikum lebte auf .... Plötzlich flatterte aus einer Seitencoulisse unser ätherischer Gast hervor, das Tambourin in Händen; leicht wie ein Vogel flatterte sie in drei Sprüngen um die Bühne, blieb auf einmal stehen und grüßte ihre nordischen Verehrer. Die bis dahin lautlose Menge fuhr plötzlich auf, belebte sich und donnernder Beifall ergoß sich wie ein Sturzbach lauter und lauter und erschütterte die Wölbung des Hauses. Aller Blicke funkelten, Aller Gefühle verjüngten sich, und wie vom allgemeinen Entzücken beseelt, schlug Guitana das Tambourin und flog dahin rasch und freudig, bald stolz die Arme erhebend, bald gleichsam süß erschlaffend in schamhaftem, unerklärlichem Hinschmachten ....

Um dieselbe Zeit zog auf der Straße nach Moskau hinter Ishora eine armselige Kibitka bei dem

traurigen Gesumme des Postglöckleins. Auf dem Bocke saß ein Diener, trübselig den Kopf hängend, in der Kibitka lag ein Offizier.

Es war eine finstere Nacht. Der Wind heulte über die glatte Ebene und wirbelte den Schnee empor, der die Reisenden blendete. Die Pferde rührten kaum die Beine. Düster sah es in der Natur aus, düster in dem Herzen des Offiziers. Er lag und sann.

Er dachte, daß er um nichts und wieder nichts seine Jugend lebendig begraben; er dachte, daß in Petersburg nicht mehr für ihn diejenige zurückblieb, die ihm von Geburt an bestimmt, und für die er geboren war.... Je mehr er sich entfernte, desto mehr beherrschte ihn der Gedanke an Nadinka. Das Gefühl, das sich für sie in ihm regte, war kein kleinliches, ehrsüchtiges, unruhvolles, wie seine Liebe zur Gräfin, kein geziertes, wie sein Verhältniß zur Armidin — es war ein stilles, gepaart mit tiefem Kummer, mit dem Bewußtsein eines unwiederbringlichen Verlustes, und zugleich lag darin eine Art quälenden Genusses. So mag es dem Blinden zu Muthe sein, wenn er empfindet, daß die Luft rein und duftig, und das Azurblau, die unermeßliche Schönheit des Himmels nur errathen kann. Wie ein schmerzlicher Vorwurf prägte sich Nadinka's Bild immer mehr und mehr

der Phantasie des jungen Mannes ein. Seine Gedanken waren an Petersburg gefesselt ....

In Petersburg aber brannte in seiner Wohnung die ganze Nacht eine Kerze vor dem Heiligenbild. Der zitternde Schein, den die goldne Einfassung zurückwarf, beleuchtete matt eine abgehagerte Alte in langem schwarzem Kleid, die gesenkten Hauptes inbrünstig auf den Knieen betete. Bald faltete sie fromm die Hände, bald beugte sie sich zur Erde und flüsterte andachtsvoll Gebete, während Thränen, große, helle Thränen aus ihren schwachen Augen drangen und eine nach der andern über die tiefen Runzeln ihres Gesichtes fiel.

Eine schreckliche Rache.

Kleinrussische Volksgeschichte

von

Nikolaus Gogol.

I.

Jubel und Freudenlärm in Kiew's Vorstadt! Der Jeßaul (Kosakenhauptmann) feiert die Hochzeit seines Sohnes. Eine Menge Leute sind zu dem Jeßaul zu Gaste gekommen. Vor Alters liebte man gut zu essen und noch besser zu trinken, und vor allem sich recht zu vergnügen.

Da kam auch auf seinem Braunen geritten der Saporoger Mikitka geradeswegs von wildem Gelag auf dem Pereschlafeld, wo er sieben Tage und sieben Nächte die polnischen Edelherren mit rothem Wein getränkt. Es kam auch des Jeßauls Busenfreund, Danilo Burulbasch, vom jenseitigen Ufer des Dnepr, wo zwischen zwei Bergen sein Gut lag: er kam mit seiner jungen Frau Katharina und seinem jährigen Knaben. Es bewunderten die Gäste das weiße Antlitz der Panna Katharina, ihre sammetschwarzen Brauen und ihr festliches Tuchkleid mit dem blauseidenen Mieder, und die silberbeschlagenen Stiefel:

aber mehr denn über alles wunderte man sich, daß ihr Vater nicht mitgekommen. Er hatte im Ganzen Ein Jahr am Dnepr gewohnt, dann war er zwanzig Jahre verschwunden und verschollen, und als er zurückkehrte, hatte die Tochter schon geheirathet und einen Sohn geboren. Er würde gewiß viel Wunderbares erzählt haben. Und wie sollte er nicht, da er so lange in der Fremde gewesen! Dort ist ja alles anders: andere Menschen und keine Christenkirchen.... Aber er kam nicht.

Den Gästen wurde Glühwein mit Rosinen und Pflaumen gereicht und auf einer kleinen Schüssel der Hochzeitskuchen. Die Musikanten griffen nach dem untern Stück desselben, in das Geld hineingebacken war, verstummten eine Weile und legten ihre Cymbeln, Geigen und Schellentrommeln neben sich hin. Unterdeß traten die jungen Weiber und Mägdelein, mit gestickten Tüchern sich die Stirn trocknend, schon wieder aus ihren Reihen vor, und die Bursche, stolz umherblickend, die Arme in die Seiten gestemmt, waren eben im Begriff, ihnen entgegenzufliegen — als der alte Jeßaul zwei Heiligenbilder herbeibrachte, um die Neuvermählten zu segnen. Diese Heiligenbilder hatte er von einem ehrwürdigen Mönch bekommen, von dem greisen Bartholomäus. Sie sind nicht

von reicher Fassung, es schimmert an ihnen weder Silber noch Gold: aber wer sie in seinem Hause hat, den wagt keine böse Macht zu berühren. Der Jeßaul hob die Bilder empor und schickte sich an, ein kurzes Gebet zu sprechen, als plötzlich die am Boden spielenden Kinder erschrocken aufschrieen und gleich darauf die Leute zurückprallten, und Alle entsetzt mit den Fingern auf einen Kosaken deuteten, der mitten unter ihnen stand. Wer es war, wußte Keiner. Schon hatte er meisterlich Kosakisch getanzt und die Umstehenden recht belustigt. Wie nun aber der Jeßaul die Heiligenbilder emporhob, da veränderte sich auf einmal das ganze Gesicht des Kosaken. Die Nase wurde immer länger und krümmte sich seitwärts, statt der grauen Augen blitzten grüne, die Lippen wurden blau, das bebende Kinn spitz wie ein Spieß, aus dem Munde stand ein langer Zahn hervor, hinter dem Kopf erhob sich ein Höcker — und aus dem Kosaken ward ein Greis.

„Das ist er! das ist er!" schrie die Menge und Alles drängte sich dicht zusammen. „Der Hexenmeister ist wieder erschienen!" riefen die Mütter, ihre Kinder an den Händen fassend.

Majestätisch und würdevoll trat nun der Jeßaul vor und sprach mit donnernder Stimme, ihm die

Heiligenbilder entgegenhaltend: „Verschwinde, du Satansgestalt, hier ist Deines Bleibens nicht!“ — und zischend und mit den Zähnen knirschend, wie ein Wolf, verschwand der wunderbare Greis. Da erhob sich und rauschte, wie das Meer im Sturm, lautes Gerede unter den Leuten. „Was ist das für ein Hexenmeister?“ fragten die Jüngeren und Fremden. „Es wird schlimm!“ sprachen die Alten kopfschüttelnd. Und im ganzen Hause des Jeßauls bildeten sich überall Gruppen und horchten auf die Mähr von dem wunderbaren Zauberer. Aber fast Jeder erzählte Anderes, und Keiner wußte etwas Bestimmtes von ihm zu sagen.

Nun wurde ein Fäßchen Meth in den Hof gerollt, daneben kamen nicht wenig Eimer griechischen Weines: Alles ward wieder lustig, die flotte Kosakenschaft, Dirnen und Bursche im bunten Wamms flogen dahin. Selbst neunzigjährige und hundertjährige Greise, die sich ein Räuschchen getrunken, tanzten mit und gedachten nicht umsonst der entschwundenen Jahre. Man schmauste bis in die späte Nacht und so, wie heutzutage nicht mehr geschmaust wird.

Die Gäste begannen auseinanderzugehen, aber nur wenige schlichen nach Hause; Viele blieben zu

Nacht bei dem Jeßaul auf dem weiten Hofe; noch mehr Kosaken schliefen, mir nichts dir nichts, unter den Bänken ein, auf dem Boden, beim Pferd, am Stalle — wo eben der trunkene Kosakenkopf hintaumelte, da lag er auch und schnarchte ganz Kiew an.

II.

Sanft leuchtet's über die ganze Welt: der Mond ist hinter dem Berg heraufgekommen. Wie mit kostbarem schneeweißem Damastteppich überdeckte er das bergige Gestade des Dnepr, und die Schatten wichen noch weiter zurück in den Fichtenwald.

Mitten auf dem Dnepr schwamm ein Kahn. Vorn saßen zwei Bursche, die schwarzen Kosakenmützen schief über's Haupt, und unter den Rudern sprühte der Wasserstaub nach allen Seiten, wie Funken vom Feuerstahl.

Warum singen die Kosaken nicht? Sie reden nicht davon, wie die polnischen Pfaffen schon wieder durch die Ukraine ziehen und das Kosakenvolk zu

Katholiken taufen, noch wie die Horde sich zwei Tage am Salzsee geschlagen.

Wie sollten sie singen, wie von kühnen Thaten reden! Ihr Herr Danilo ist so nachdenklich, der Aermel seines dunkelrothen Gewandes hängt zum Kahne heraus und schöpft Wasser; ihre Herrin Katharina wiegt still das Kind und verwendet kein Auge von ihm, und über ihr unbedecktes Festkleid spritzt das Wasser wie grauer Staub.

Welche Lust, mitten auf dem Dnepr nach den hohen Bergen zu blicken, auf die breiten Wiesen, auf die grünen Wälder! Jene Berge sind keine Berge: sie haben keinen Fuß, unten wie oben sind sie spitz, und unter ihnen und über ihnen ist der tiefe Himmel. Jene Wälder auf den Höhen sind keine Wälder: das sind die Haare auf dem krausen Haupte des Waldurvaters; darunter taucht im Wasser ein Bart, und unter dem Bart und über den Haaren ist der tiefe Himmel. Jene Wiesen sind keine Wiesen: das ist ein grüner Gürtel, der den runden Himmel mitten umgürtet, und auf der obern Hälfte und auf der untern Hälfte lustwandelt der Mond.

Herr Danilo sieht sich nicht um, er blickt auf sein junges Weib. „Warum, mein junges Weib, meine goldene Katharina, bist Du in Trauer versunken?“ —

„Ich bin nicht in Trauer versunken, mein Herr Danilo! Mich ängsteten die wunderbaren Geschichten von dem Zauberer. Man sagt, daß er so schrecklich geboren sei ... und wie er klein gewesen, habe keines der Kinder mit ihm spielen wollen. Denke doch, Herr Danilo, was man Schreckliches sagt: es soll ihm immer so vorkommen, daß Alle über ihn lachen. Wenn ihm an dunklem Abend irgend ein Mensch begegnet, so scheint's ihm gleich, daß der den Mund öffnet und die Zähne fletscht. Und den andern Tag findet man diesen Menschen todt. Mir war so seltsam, mir war so bange, als ich diese Geschichten hörte."

So sprach Katharina, zog ein Tuch hervor und trocknete damit das Gesicht des in ihren Armen schlafenden Kindes. Auf das Tuch hatte sie mit rother Seide Blätter und Beeren gestickt.

Herr Danilo schwieg und blickte in die dunkle Ferne, wo hinter dem Wald ein Erdwall zu sehen war; hinter dem Wall ragte ein altes Schloß. Ueber seine Brauen zogen sich plötzlich drei Runzeln, die linke Hand glättete den jugendlichen Schnurrbart. „Das Schreckliche," sagte er, „ist nicht sowohl, daß er ein Zauberer, als daß er ein böser Gast. Wie ließ er sich die Dummheit beikommen, hierher zu ziehen? Ich habe gehört, daß die Polen eine Festung bauen

wollen, um uns den Weg zu den Saporogern abzuschneiden. Mag sein ... Ich will das Teufelsnest zerstören, sobald mir nur zu Ohren kommt, daß er irgend einen Schlupfwinkel hat. Ich verbrenne den alten Zauberer, so daß nicht einmal für die Raben etwas von ihm übrig bleibt. Indessen denk' ich, er ist nicht ohne Geld und Gut. Dort wohnt dieser Teufel! Wenn er Gold hat ... Wir kommen gleich an den Kreuzen vorbei — das ist ein Kirchhof! Da modern seine ruchlosen Ahnen. Man sagt, daß sie alle bereit waren, sich für einen Pfennig dem Satan mit Seel' und Leib zu verkaufen. Wenn er aber wirklich Geld hat, so ist jetzt nicht viel Federlesens zu machen; man erbeutet nicht immer im Kriege ..."

„Ich weiß, was Du vorhast; mir weissagt das Zusammentreffen mit ihm nichts Gutes. Aber Du athmest ja so schwer, Du blickst so streng, Du hast die Brauen so finster zusammengezogen! ...."

„Schweig', Weib!" sagte Danilo aufgebracht. „Wer mit Euch zu thun hat, wird selbst zum Weib. Bursche, gib mir Feuer in die Pfeife!" Hier wandte er sich zu einem der Ruderer, der aus seiner Pfeife die glühende Asche klopfte und sie in die Pfeife seines Herrn that. „Schreckt mich mit dem Zauberer!" fuhr Herr Danilo fort. „Gottlob, der Kosak fürchtet weder

Teufel noch polnische Pfaffen. Da käm' was Rechtes heraus, wenn wir auf die Weiber hörten. Nicht wahr, Burschen? Unser Weib das ist die Pfeife und das scharfe Schwert!"

Katharina schwieg und senkte ihre Augen auf das schlummernde Wasser; der Wind streifte die Fluth, und der ganze Dnepr schimmerte silbern, wie des Wolfes Fell in tiefer Nacht schimmert.

Der Kahn lenkte um und hielt sich ans waldige Ufer. Am Ufer zeigte sich ein Kirchhof. Morsche Kreuze standen dicht zusammengedrängt. Zwischen ihnen wächst kein Wachholder, grünt kein Gras, nur der Mond wärmt sie von der Himmelshöhe.

„Hört Ihr's nicht schreien, Bursche? Jemand ruft Hülfe!" sagte Herr Danilo, sich zu seinen Ruderern wendend. „Wir hören rufen, und, wie es scheint, von dorther," sagten zugleich die beiden Ruderer, auf den Kirchhof hindeutend. Aber alles ward still. Der Nachen bog um das vorragende Ufer. Plötzlich ließen die Kosaken die Ruder sinken und blickten starr hin. Auch Herr Danilo stutzte: Schrecken und Schauer fuhren durch des Helden Adern. Das Kreuz auf einem der Gräber wankte, und leise erhob sich daraus ein dürrer Todter. Der Bart reichte ihm an die Brust; an den Fingern hatte er lange Nägel,

noch länger als die Finger selbst. Leise hob er die Hände empor. Sein ganzes Gesicht zuckte krampfhaft. Fürchterliche Qualen schien er zu leiden. „Mir ist so schwül! so schwül!“ stöhnte er mit wilder und gar nicht menschenähnlicher Stimme. Seine Stimme schnitt ins Herz wie ein Messer — und plötzlich schwand der Todte unter die Erde. Das zweite Kreuz wankte, und wieder stieg ein Todter heraus, noch schrecklicher, noch höher als der erste, ganz bewachsen, mit einem Bart bis an die Kniee und noch längeren Nägeln. Er rief noch wilder: „Mir ist schwül!“ und wich zurück unter die Erde. Das dritte Kreuz wankte, und ein dritter Todter richtete sich hoch empor. Der Bart ging ihm bis an die Ferse; die Finger mit den langen Nägeln bohrten sich in die Erde. Fürchterlich streckte er die Hände in die Höhe, als wollte er den Mond erreichen, und heulte, wie wenn ihm Jemand die gelben Knochen durchsägte... Das in den Armen Katharina's schlafende Kind erwachte und schrie; sie selber schrie auf; den Ruderern entfielen ihre Mützen in den Dnepr; auch Herr Danilo erbebte.

Auf einmal war alles spurlos verschwunden: aber die Bursche konnten noch lange nicht zum Ruder greifen. Theilnahmsvoll blickte Danilo auf sein

junges Weib, die erschrocken in ihren Armen das schreiende Kind wiegte; er preßte sie ans Herz und küßte sie auf die Stirn. „Hab' keine Angst, Katharina! Sieh, es ist nichts!“ sagte er, nach allen Seiten hinweisend: „der Zauberer will nur die Menschen schrecken, daß Niemand in sein verruchtes Nest dringe. Weiber allein kann er damit in Schrecken jagen. Gib mir den Jungen auf den Arm!“ Mit diesen Worten hob Herr Danilo den Knaben in die Höhe und an seine Lippen. „Nicht wahr, Jwan, Du fürchtest keine Zauberer? Sag: Nein, Vater, ich bin ein Kosak. Nun, so sei doch ruhig, hör' auf zu weinen! Wir kommen nach Hause! kommen nach Hause — Mutter wird Dir Grütze zu essen geben, wird Dich in die Wiege legen und wird singen:

Luli, luli, luli!
Luli, Söhnchen, luli!
Erwachse zur Augenweide,
Den Kosaken zu Ehr' und Freude,
Den Hexen zu Weh und Leide.

Hör' mal, Katharina, mir scheint, daß Dein Vater mit uns nicht in Eintracht leben will. Er kam so finster und mürrisch, wie wenn er böse wär'... Nun, wenn ihm nichts recht ist, so brauchte er nicht zu kommen. Hat kein Glas auf die Kosakenfreiheit leeren wollen! Hat das Kind nicht auf seinen Armen

gewiegt! Erst hätte ich ihm gern alles gesagt, was ich auf dem Herzen habe, aber es wollte nicht recht heraus und meine Rede stockte. Nein, er hat kein Kosakenherz! Wenn Kosakenherzen sich begegnen, da springen sie aus der Brust einander entgegen! Wie ist's, meine lieben Bursche, landen wir bald? Na, Ihr sollt neue Mützen haben. Dir, Stezko, gebe ich eine mit Sammet und Gold besetzt; die hab' ich einem Tataren zugleich mit dem Kopfe abgenommen; seine ganze Rüstung behielt ich, nur seine Seele ließ ich frei. Na, leg' an! So, jetzt sind wir angekommen, Iwan, und Du weinst immer noch! Nimm ihn, Katharina!"

Alle stiegen aus. Hinter dem Berge zeigte sich ein Strohdach: das war Herrn Danilo's väterliches Haus. Dahinter lag noch ein Berg, drüber hinaus freies Feld, und da war hundert Werste weit kein Kosak mehr zu finden.

III.

Herrn Danilo's Gut liegt zwischen zwei Bergen in einem engen Dneprthal. Sein Haus ist nicht hoch; seine Wohnung sieht nicht anders aus als die gemeiner Kosaken; es ist nur eine Stube, aber Platz genug darin für ihn und sein Weib und die alte Dienerin und zehn Kernbursche. Rings an den Wänden ist oben ein eichenes Bret: darauf stehen dicht gedrängt Näpfe und Schüsseln für die Tafel; zwischen diesen finden sich auch silberne Becher und goldgefaßte Gläser, theils Geschenke, theils im Krieg erbeutet. Drunter hängen kostbare Musketen, Säbel, Büchsen, Lanzen; die haben die Tataren, Türken und Polen wohl oder übel hergeben müssen; dafür haben sie auch nicht wenig Scharten; wenn Herr Danilo die ansah, so mahnten sie ihn wie Zeichen an seine Gefechte. Unten an der Wand stehen eichene, glatt gehobelte Bänke; daneben hängt an Stricken, die durch einen in der Decke befestigten Ring gezogen sind, dicht vor dem Ofen die Wiege; in der ganzen Stube ist der Boden mit Thon bestrichen und geglättet. Auf den Bänken schlafen Herr Danilo und sein Weib; auf dem Ofen die alte Dienerin; in der Wiege wird das

Kind belustigt und eingelullt; auf dem Boden lagern sich die Bursche manche Nacht. Der Kosak aber schläft am liebsten auf bloßer Erde unter freiem Himmel; er braucht weder Kissen noch Federbett; er bettet sich unter's Haupt frisches Heu und streckt sich bequem auf's Gras; ihm ist es eine Lust, wenn er mitten in der Nacht aus dem Schlafe fährt, über sich den hohen, sternenbesäeten Himmel zu erblicken und von der nächtlichen Kühle zu schauern, die ihm Mark und Bein erfrischt; schlaftrunken vor sich hinmurmelnd und sich dehnend raucht er sein Pfeifchen an und hüllt sich fester in den warmen Mantel.

Herr Danilo erwachte nicht früh nach der gestrigen Lustbarkeit, und als er aufgestanden, setzte er sich in eine Ecke, und begann den neuen von ihm eingetauschten Türkensäbel zu schleifen; Frau Katharina schickte sich an, ein seidenes Handtuch mit Gold zu sticken. Plötzlich trat Katharina's Vater ein, finster und aufgebracht, mit einer fremdländischen Pfeife zwischen den Zähnen. Er ging auf die Tochter zu und fragte sie mürrisch, aus welchem Grunde sie so spät nach Hause gekommen.

„Ueber dergleichen Dinge, Schwiegervater, hast Du nicht sie, sondern mich zu befragen!“ sagte Danilo, ohne sich in seiner Beschäftigung zu unterbrechen.

„Nicht das Weib, sondern der Mann steht Rede. Das ist einmal bei uns so Brauch, nimm's nicht übel! In anderen ungläubigen Ländern mag's vielleicht nicht so sein — das weiß ich nicht."

Die Farbe trat dem Schwiegervater auf's finstere Gesicht und seine Augen glänzten wild. „Wem anders als dem Vater steht die Aufsicht über seine Tochter zu?" murrte er vor sich hin. „Nun, ich frage Dich: wo bist Du bis spät in die Nacht herumgeschlendert?"

„Das ist was Anderes, theuerster Schwiegervater! Darauf will ich Dir sagen, daß ich längst schon den Windeln entwachsen bin. Ich weiß zu Rosse zu sitzen, ich kann den scharfen Säbel schwingen, ich kann noch mancherlei .... ich kann auch Niemanden Rede stehen wollen über das, was ich thue."

„Ich sehe, Danilo, ich weiß, daß Du Zank suchst! Wer sich versteckt, hat sicherlich kein gutes Gewissen."

„Denke Dir, was Du willst," sagte Danilo: „ich denke mir auch, was ich will. Ich habe Gottlob an keiner einzigen ehrlosen Sache Theil gehabt, ich habe immer den heiligen Glauben und das Vaterland vertheidigt; ich machte es nicht wie gewisse Vagabunde, die, während die Rechtgläubigen auf Tod und Leben kämpfen, Gott weiß wo umherschlendern und dann herbeistürzen, zu ernten, was sie nicht gesät: die sind

nicht mal wie die Unirten, lassen sich in keinem Gotteshause sehen. Die müßte man ordentlich ins Verhör nehmen ....“

„Ei, Kosak! Weißt Du wohl .... ich schieße schlecht: meine Kugel geht nur auf siebenhundert Schritt mitten ins Herz; ich schlage auch nicht sonderlich; ich haue einen Menschen nur in Stücke, die kleiner sind als die Graupen, aus denen man Grütze kocht.“

„Ich bin bereit,“ sagte Herr Danilo, mit dem Säbel muthig die Luft durchkreuzend, als hätte er gewußt, wozu er ihn geschliffen.

„Danilo!“ schrie Katharina laut auf und hing sich ihm an den Arm: „bedenke, Wahnsinniger, sieh hin, gegen wen Du die Hand erhebst! Vater, Deine Haare sind weiß wie Schnee, und Du hast Dich erhitzt wie ein thörichter Bursch!“

Weib!“ rief Herr Danilo drohend: „Du weißt, ich liebe das nicht; kümmere Du Dich um Deine Weibersachen!“

Schrecklich erklirrten die Säbel; Eisen hieb auf Eisen, und mit Funken überstreuten sich die Kosaken wie mit Staub. Weinend lief Katharina aus der Stube und hielt sich die Ohren zu, um die Säbelhiebe nicht zu hören. Aber nicht so schlecht schlugen

sich die Kosaken, daß ihre Hiebe sich unhörbar machen ließen. Ihr wollte das Herz springen; durch den ganzen Leib fuhren ihr die Laute: tik, tik. „Nein, ich ertrag' es nicht, ich ertrag' es nicht! Schon quillt vielleicht das rothe Blut aus dem weißen Leib; jetzt erschlafft vielleicht mein Trauter — und ich stehe hier!"

Und ganz bleich, außer Athem trat sie ins Zimmer.

Fürchterlich und mit gleicher Kraft schlugen sich die Kosaken. Keiner bewältigte den Andern. Griff Katharina's Vater an, so wich Herr Danilo; griff Herr Danilo an, so wich der finstere Vater — und wieder standen sie einander gleich. Sie schäumen. Da holten sie noch einmal aus... ha, wie die Säbel klirrten!.... und donnernd flogen die Klingen ab. „Ich danke dir, Gott!" sagte Katharina, schrie aber wieder auf, als sie sah, daß die Kosaken nach den Musketen griffen; sie setzten den Stein zurecht, spannten den Hahn. Herr Danilo schoß, und fehlte. Da zielte der Vater.... er ist alt, er sieht nicht so scharf, wie ein Jüngerer, aber seine Hand zittert nicht. Der Schuß knallte.... Herr Danilo wankte; rothes Blut färbte den linken Aermel des Kosakenkleides. „Nein!" rief er, „so leichten Kaufes soll man mich nicht haben; nicht die linke Hand thut's, son=

dern die rechte. Ich habe an der Wand eine türkische Pistole hängen; die hat noch kein einzig Mal im Leben mich im Stich gelassen; steig' herab von der Wand, alter Kamerad! erweise dem Freunde einen Dienst!" Danilo streckte die Hand aus.

„Danilo!" rief Katharina verzweiflungsvoll, ihn an den Armen ergreifend, und fiel ihm zu Füßen. „Nicht um meinetwillen bitte ich; ich sterbe ja doch mit Dir: das ist ein unwürdig Weib, die ihren Mann überlebt; der Dnepr, der kalte Dnepr wird mein Grab .... Aber sieh auf Deinen Sohn, Danilo, auf Deinen Sohn! Wer wird das arme Kind pflegen und liebkosen? Wer lehrt es auf dem Rappen dahinfliegen, für Freiheit und Glauben kämpfen und als guter Kosak zechen und schwärmen? Du bist verloren, mein Sohn! Du bist verloren! Dein Vater will nichts von Dir wissen. Sieh, wie er sein Gesicht abwendet! O, nun kenne ich Dich! Ein Ungeheuer bist Du, kein Mensch! Du hast das Herz eines Wolfes und den Sinn einer bösen Schlange. Ich dachte, daß ein Tropfen Mitleid in Dir ist, daß in Deinem steinernen Busen ein Funke menschlichen Gefühls glimmt. Wie unsinnig habe ich mich getäuscht! Dir macht das Freude; Deine Gebeine werden im Grabe tanzen vor Lust, wenn sie hören, wie die ruch-

losen Ungeheuer, die Polen, Deinen Sohn in die Flamme werfen, wenn Dein Sohn unter ihren Messern schreien wird. O, ich kenne Dich! Du würdest gern aus dem Grabe steigen und die Flamme, die unter ihm aufwirbelt, mit Deiner Mütze anfachen!"

„Halt, Katharina! Komm, mein herziger Iwan, ich will Dich küssen! Nein, liebes Kind, Keiner wird Dir ein Haar krümmen; Du wirst groß wachsen zum Ruhme des Vaterlandes; Du wirst, wie der Sturm, vor den Kosaken herfliegen, ein sammtnes Mützchen auf dem Haupt, einen scharfen Säbel in Händen. Gib mir die Hand, Vater! Vergessen wir, was zwischen uns vorgefallen. Habe ich Dir Unrecht gethan, so verzeih'. Aber warum gibst Du mir Deine Hand nicht?" sagte Danilo zu Katharinens Vater, der auf einem Flecke dastand, während in seinem Gesichte sich weder Zorn noch Versöhnung aussprach.

„Vater!" rief Katharina ihn umarmend und küssend: „sei nicht unerbittlich, verzeih' meinem Danilo: er wird Dich nicht mehr kränken!"

„Nur um Deinetwillen, meine Tochter, verzeihe ich ihm," entgegnete er, sie küssend, und seine Augen funkelten schrecklich. Katharina bebte zusammen. Ihr kam sein Kuß und das seltsame Funkeln seiner Augen gar wunderbar vor. Sie lehnte sich auf den Tisch,

auf welchem Herr Danilo seinen verwundeten Arm verband, während er bei sich dachte, daß er nicht wohl und nicht kosakisch gehandelt, als er um Verzeihung bat, ohne irgend etwas verschuldet zu haben.

IV.

Es wurde Tag, aber kein sonniger: der Himmel hing finster, und ein feiner Regen sprühte auf die Felder und Wälder, auf den breiten Dnepr. Frau Katharina erwachte, aber nicht froh: sie hatte verweinte Augen und war ganz bestürzt und unruhig.

„Mein trauter Mann, mein theurer Mann, ich habe einen wunderbaren Traum geträumt!“

„Was träumte Dir, meine liebe Frau Katharina?“

„Mir träumte, merkwürdig traun! und so lebhaft, als wacht' ich, mir träumte, als sei mein Vater dasselbe Ungeheuer, das wir beim Jeßaul gesehen — aber ich bitte Dich, glaube nicht an Träume .... was kommt Einem da nicht für närrisches Zeug vor! — als ständ' ich vor ihm ganz zitternd und angstvoll,

und jedes seiner Worte dröhnte durch alle meine Nerven. Hättest Du gehört, was er da sprach ...."

„Was sprach er denn, meine goldene Katharina?"

„Er sprach: Sieh mich an, Katharina, ich bin hübsch! Die Leute sagen mit Unrecht, daß ich häßlich sei. Ich werde Dir ein trefflicher Gemahl sein. Sieh doch, wie meine Augen blicken! — Hier heftete er auf mich feurige Augen — ich schrie auf und erwachte."

„Ja, Träume haben viel Wahres. Aber weißt Du schon, drüben hinter dem Berge ist's nicht ganz ruhig; bald möchten sich die Polen wieder blicken lassen. Der Jeßaul Gorobez ließ mir sagen, ich sollte nicht schlafen; da braucht er sich keine Sorge zu machen. Ich schlafe auch so nicht. Meine Bursche haben in dieser Nacht zwölf Verhaue angelegt. Die Edelherren wollen wir mit bleiernen Pflaumen bewirthen, und tanzen sollen sie von Peitschenhieben."

„Weiß mein Vater darum?"

„Deinen Vater hab' ich recht auf dem Halse! Ich kann noch immer nicht aus ihm klug werden. Er hat gewiß viel Sünden begangen in fremden Landen. Was sollt' es denn auch in der That sonst für eine Ursache haben! Er ist beinahe einen Monat hier, und wenn er doch nur ein einzig Mal lustig gewesen wär'

wie ein guter Kosak! Er wollte keinen Meth trinken! Hörst Du, Katharina, er wollte den Meth nicht trinken, den ich den Brester Juden abgeschreckt. He Bursche!" rief Herr Danilo: „lauf mal in den Keller und bring' den jüdischen Meth! Nicht mal Branntwein trinkt er! Alle Wetter! Mir scheint, Frau Katharina, daß er auch an Christum nicht glaubt. Was meinst Du?"

„Weiß Gott, was Du da redest, Herr Danilo!"

„Ist's nicht merkwürdig, Frau?" fuhr Danilo fort, während ihm der Kosak den thönernen Becher reichte: „die gottlosen Katholiken selbst sind leidenschaftliche Branntweintrinker; nur die Türken trinken nicht. Na, Stezko, Du hast wohl viel Meth im Keller geschlürft?"

„Hab' blos gekostet, Herr!"

„Du lügst, Schlingel! Sieh, wie die Fliegen über Deinen Schnurrbart herfallen! Ich seh' Dir's an den Augen an, daß Du einen halben Eimer hinuntergestürzt. Ei, Kosaken! Was ist das für ein flottes Volk! Alles gibt Einer dem Kameraden hin, nur das Gläschen leert er selbst. Nicht wahr, Frau Katharina, es ist schon recht lange her, daß ich berauscht gewesen?"

„So lange wär's? Und vergangenen ...."

„Sei ruhig, mehr als einen Becher trink' ich nicht.

Da drängt sich ja auch schon der türkische Pfaff durch die Thür!" murmelte er zwischen den Zähnen, als er den Schwiegervater gewahr wurde, der sich bückte, um zur Thür hereinzutreten.

„Wie geht das zu, meine Tochter?" sagte der Vater, die Mütze vom Haupte nehmend und den Gürtel zurechtrückend, an welchem ein Säbel mit wunderbaren Steinen hing. „Die Sonne steht schon hoch, und Du hast das Essen noch nicht fertig."

„Das Essen ist fertig, Herr Vater, wollen gleich auftragen! Hole den Topf mit den Mehlklößchen!" sagte Frau Katharina zu der alten Dienerin, die das hölzerne Geschirr abwusch: „oder nein, ich hol' es lieber selbst," fuhr Katharina fort, „und Du rufst die Burschen."

Alle ließen sich im Kreise auf dem Boden nieder: zur Linken des Vaters Herr Danilo, zur Rechten Frau Katharina und die zehn treuen Gesellen in blauen und gelben Wämmsern.

„Ich mag diese Mehlklößchen nicht," sagte der Vater, nachdem er etwas gegessen, und legte den Löffel hin: „haben gar keinen Geschmack."

„Ich weiß, Dir schmecken jüdische Nudeln besser," dachte Danilo bei sich. „Warum sagst Du, Schwiegervater," fuhr er laut fort, „daß die Mehlklößchen

keinen Geschmack haben? Sind sie etwa schlecht bereitet, was? Meine Katharina bereitet Mehlklößchen so, daß der Hetman selten solche bekommt; und zu ekeln hat man sich nicht davor; das ist eine christliche Speise! Alle Heiligen und Diener Gottes aßen Mehlklößchen."

Der Vater sprach kein Wort, auch Herr Danilo schwieg.

Es wurde Schweinebraten mit Kraut und Pflaumen vorgesetzt. „Ich mag kein Schweinefleisch," sagte Katharina's Vater, mit dem Löffel das Kraut herauslangend.

„Was hast Du gegen Schweinefleisch?" sagte Danilo: „nur Juden und Türken essen keins."

Des Vaters Gesicht verfinsterte sich noch mehr.

Der Alte aß denn auch nichts weiter als etwas Milchbrei und trank statt Branntwein aus einem Fläschchen, das er in der Busentasche trug, eine schwarze Flüssigkeit.

Nach dem Essen that Danilo einen köstlichen Schlaf und erwachte erst gegen Abend. Da setzte er sich hin und schrieb Aufrufe an das Kosakenheer. Frau Katharina schaukelte auf dem Ofen sitzend mit dem Fuß die Wiege. Herr Danilo saß da und blickte mit dem linken Auge auf das, was er geschrieben, mit

dem rechten nach dem Fenster. Vor dem Fenster da leuchten die Berge und der Dnepr: hinter dem Dnepr dunkeln die Wälder; darüberhin schimmert der aufgehellte Abendhimmel; aber nicht am fernen Himmel, nicht am dunkeln Wald ergötzt sich Herr Danilo: er blickt auf den Vorsprung, auf welchem das alte Schloß ragte. Ihm war's, als flimmerte Licht im schmalen Fenster des Schlosses. Aber alles still; das hat ihm wohl nur so geschienen. Man hört blos, wie unten der Dnepr dumpf rauscht, und von drei Seiten nacheinander die Schläge der plötzlich erwachten Wogen hallen. Er stürmt nicht, er murrt nur, wie ein Alter: ihm ist alles nicht recht, alles hat sich um ihn verändert; still grollt er mit den Bergen am Ufer, mit den Wäldern und Wiesen, und klagt sie an beim schwarzen Meer.

Da ließ sich auf dem breiten Dnepr ein dunkler Nachen sehen, und im Schloß flimmerte wieder etwas. Leise pfiff Danilo, und auf den Pfiff eilte sein treuer Bursch herein. „Nimm, Stezko, schnell einen scharfen Säbel zu Dir und eine Büchse, und folge mir!"

„Du gehst?" fragte Frau Katharina.

„Ich gehe, Weib. Ich muß alle Plätze besehen, ob auch alles in Ordnung ist."

„Mir ist aber bange allein zu bleiben. Der

Schlaf überwältigt mich; wie, wenn mir wieder dasselbe träumt? Ich bin nicht einmal gewiß, daß es wirklich ein Traum war, so lebendig ging es vor."

„Die Alte bleibt mit Dir; und im Flur und auf dem Hofe schlafen die Kosaken."

„Die Alte schläft schon, und den Kosaken trau' ich nicht recht. Höre, Herr Danilo, schließe mich im Zimmer ein und den Schlüssel nimm zu Dir. Dann wird mir's nicht so bange sein; die Kosaken aber mögen sich vor der Thüre hinlegen."

„Sei's drum!" sagte Danilo, die Büchse abstäubend und Pulver auf die Pfanne schüttend. Der treue Stezko stand schon in voller Kosakenrüstung da. Danilo setzte eine Pelzmütze auf, schob den Riegel vor die Thür, schloß sie und ging zwischen seinen schlafenden Kosaken durch sacht aus dem Hofe nach den Bergen. Der Himmel hatte sich fast ganz aufgeklärt. Ein kühler Wind wehete leise vom Dnepr. Hätte sich nicht von fern das Krächzen der Möve hören lassen, so würde alles stumm erschienen sein. Aber horch, jetzt rauschte etwas .... Danilo und sein treuer Diener versteckten sich rasch hinter den Dornbusch, welcher den Verhau deckte. Jemand in rothem Wamms, mit zwei Pistolen und einem Säbel an der Seite, stieg den Berg herab. „Das ist mein Schwie-

gervater!“ sagte Herr Danilo, ihn hinter dem Dornbusch betrachtend: „wo geht er hin in dieser Stunde? Stezko, sei nicht faul und passe recht auf, welchen Weg der Herr Vater einschlägt.“ Der Mann im rothen Wamms ging dicht ans Ufer und bog nach dem Vorsprung ab. „Ah, dahin!“ rief Herr Danilo. „Sprich, Stezko, lief er nicht geradezu in des Zauberers Höhle?“

„Ganz gewiß, nirgend anders, Herr Danilo! Sonst würden wir ihn auf der andern Seite gesehen haben; er aber verschwand am Schlosse.“

„So warte nur; laß uns hier heraustreten und dann seine Spur verfolgen. Dahinter steckt was. Nein, Katharina, ich habe Dir's gesagt, Dein Vater ist ein böser Mensch; sonst thät' er auch alles wie ein Rechtgläubiger.“

Schon erschienen Herr Danilo und sein treuer Diener auf dem Vorsprung und verschwanden wieder; es barg sie der undurchdringliche Wald, der das Schloß umgab. Das Fenster oben erhellte sich allgemach; unten standen die Kosaken und sannen, wie sie hineingelangten; es war weder Thore noch Thür zu sehen: vom Hofe mußte gewiß ein Eingang sein, aber wie hineinkommen? Man hörte in der Ferne Ketten klirren und Hunde umherrennen.

„Was sinne ich lange!“ sagte Herr Danilo, als er eine hohe Eiche vor dem Fenster gewahr wurde: „steh' hier, Junge! ich klettere auf die Eiche; von der aus kann man gerade ins Fenster sehen.“

Jetzt band er den Gürtel ab, warf den Säbel hinunter, damit derselbe nicht klirrte, und schwang sich an den Zweigen empor. Das Fenster war noch immer hell. Er setzte sich nahe an demselben auf einen Ast, klammerte sich mit der Hand an den Baum und sah hin. Im Zimmer war kein Licht, und doch war's hell: an den Wänden wunderbare Zeichen; auch Waffen hingen umher, aber gar seltsame; solche tragen weder die Türken noch die Tataren, noch die Polen, weder die Christen, noch das berühmte schwedische Volk. Unter der Decke strichen Fledermäuse hin und her, und ihr Schatten schwebte an den Wänden, an den Thüren, über den Fußboden. Jetzt öffnete sich ohne Geräusch die Thür. Jemand in rothem Wamms trat ein und gleich an den mit weißem Tuch bedeckten Tisch. „Das ist er, das ist mein Schwiegervater!“ Herr Danilo rückte ein wenig herunter und hielt sich fester an den Baum. Aber der Schwiegervater hatte nicht Zeit nachzusehen, ob Jemand zum Fenster hereinblicke oder nicht. Er kam düster, nicht bei Laune, riß vom Tische das Tuch — und plötzlich ergoß sich

durch das ganze Zimmer ein hellblaues Licht. Nur vermischten sich damit nicht die Strahlen des frühern blaßgoldnen Scheins, sie schwammen und tauchten darin wie in einem blauen Meer und zogen sich in Streifen hin, wie auf Marmor. Jetzt stellte er auf den Tisch einen Napf und warf gewisse Kräuter hinein. Herr Danilo sah unverwandt hin und bemerkte nicht mehr an ihm das rothe Wamms; statt dessen hatte er weite Pluderhosen an, wie sie die Türken tragen; im Gürtel Pistolen; auf dem Haupt eine seltsame Mütze, die ganz beschrieben war, aber weder mit russischen noch mit polnischen Lettern. Danilo blickte ihm ins Gesicht, auch das Gesicht veränderte sich: die Nase dehnte sich und hing ihm über die Lippen, der Mund zog sich im Nu bis an die Ohren, aus dem Munde blickte der Zahn hervor und bog sich seitwärts — vor Danilo stand derselbe Zauberer, der sich auf der Hochzeit beim Jeßaul gezeigt. „Dein Traum ist wahr, Katharina!" dachte er. Der Zauberer ging rund um den Tisch herum: da wechselten die Zeichen schneller an der Wand, und die Fledermäuse flogen stärker hin und her, auf und ab. Das blaue Licht wurde immer schwächer und schwächer und erlosch fast gänzlich. Das Zimmer erhellte jetzt ein leichter rosiger Schein. Mit leisem Klingen schien

der wunderbare Schein sich an allen Ecken auszubreiten — und plötzlich verschwand er, und es ward finster. Man hörte blos Rauschen, wie wenn der Wind in stiller Abendstunde über den Wasserspiegel fährt und die silbernen Weiden noch tiefer zum Wasser herabbeugt. Und Herrn Danilo war's, als ob in dem Zimmer der Mond schiene, die Sterne wandelten, der dunkelblaue Himmel unklar schimmerte und eine kühle Nachtluft wehte, die ihm sogar das Gesicht anhauchte. Und Herrn Danilo war's (hier zupfte er sich am Schnurrbart, um sich zu versichern, daß er nicht schlafe), als sei in dem Zimmer nicht mehr der Himmel, sondern seine eigene Wohnstube: an der Wand hängen seine tatarischen und türkischen Säbel; um die Wände das Bret, darauf das Hausgeräth und Geschirr; auf dem Tische Brod und Salz; dort die hängende Wiege .... nur statt der Heiligenbilder blickten schreckliche Gesichter hervor; auf dem Ofen .... doch jetzt bedeckte alles ein dichter Nebel, und es ward wieder finster. Und wieder erleuchtete mit wunderbarem Klingen ein rosiger Schein das ganze Zimmer, und wieder stand der Zauberer unbeweglich in seinem seltsamen Turban. Die Klänge wurden immer stärker und tiefer, der leichte rosige Schein immer heller, und etwas Weißes wie eine Wolke

schwebte durch's Zimmer. Und Herrn Danilo war's, als sei diese Wolke keine Wolke, als stünde ein Weib da: aber woraus ist sie geschaffen? ist sie etwa aus Aether gesponnen? Steht sie doch da, ohne den Boden zu berühren, ohne sich auf etwas zu stützen, und durch sie sieht man den rosigen Schein strahlen und die Zeichen an der Wand schimmern. Jetzt rührte sie ihr durchsichtiges Haupt: sanft leuchten ihre blaßblauen Augen; ihr Haar ringelt sich und fällt ihr über die Schultern, wie ein hellgrauer Nebel; ihre Lippen sind matt geröthet, wie wenn durch den bleichdurchsichtigen Morgenhimmel ein kaum merklicher rother Schein der Dämmerung sich ergießt; ihre Brauen sind schwachdunkel .... „Ha! das ist Katharina!" Hier fühlte Danilo, daß seine Glieder erstarrten; er suchte zu reden, aber seine Lippen regten sich lautlos. Der Zauberer stand unbeweglich auf seinem Platz. „Wo warst Du?" fragte er, und die vor ihm Stehende erbebte.

„Ach, warum riefst Du mich!" stöhnte sie leise. „Mir war so wonnig. Ich war an dem Orte, wo ich zur Welt kam und funfzehn Jahre gelebt. O, wie schön ist's dort! Wie ist jene Wiese so grün und duftig, wo ich als Kind gespielt! Und die Feldblümlein sind dieselben, und unser Haus und unser Garten

O, wie umarmte mich meine gute Mutter! Welche Liebe glänzte in ihren Augen! Sie liebkoste mich, sie küßte mich auf die Stirn, sie kämmte mit dichtem Kamm mein braunes Haar.... Vater! (hier heftete sie auf den Zauberer ihre blassen Augen) warum hast Du meine Mutter getödtet?"

Streng drohte ihr der Zauberer mit dem Finger. „Wer heißt Dich davon reden?" Die luftige Schöne zitterte. „Wo ist jetzt Deine Herrin?"

„Meine Herrin Katharina ist jetzt eingeschlafen, und ich freute mich darob, flottete auf und flog davon. Ich wollte längst die Mutter wiedersehen; da ward ich auf einmal funfzehn Jahre alt und war leicht, wie ein Vogel. Warum riefst Du mich?"

„Erinnerst Du Dich dessen, was ich Dir gestern gesagt?" fragte der Zauberer so leise, daß man's kaum vernehmen konnte.

„Ich erinnere mich wohl: aber was gäb' ich nicht drum, daß ich's vergessen könnte! Arme Katharina! Sie weiß Vieles nicht, was ihre Seele weiß."

„Das ist Katharina's Seele," dachte Herr Danilo, aber er wagte noch immer nicht sich zu rühren.

„Geh' in Dich, Vater! Ist's nicht schrecklich genug, daß nach jeder Mordthat, die Du verübt, die Todten sich aus den Gräbern erheben?"

„Du kommst immer wieder auf das Alte!“ unterbrach sie der Zauberer drohend: „ich bleibe dabei, ich werde Dich zwingen zu thun, was ich will. Katharina, habe mich lieb! ....“

„O, Du bist ein Ungeheuer, nicht mein Vater!“ stöhnte sie. „Nein, Dein Wille wird nicht geschehen! Zwar hast Du durch Deinen unheiligen Zauber die Macht erhalten, die Seele herauszurufen und zu quälen; aber Gott allein kann sie zwingen zu thun, was ihm gefällt. Nein, nie wird Katharina, so lange ich in ihrem Körper bleibe, sich zu einer gotteswidrigen That entschließen. Vater! das jüngste Gericht ist nahe! Wenn Du auch nicht mein Vater wärest, so könntest Du mich doch nicht meinem lieben, treuen Manne untreu machen; und wenn auch mein Mann mir nicht treu und nicht so lieb wäre, so würde ich ihm doch nicht untreu werden; denn Gott haßt die eidbrüchigen und treulosen Seelen.“ Hier richtete sie ihre blassen Augen nach dem Fenster, unter welchem Herr Danilo saß, und blieb unbeweglich stehen ....

„Wo blickst Du hin? Wen siehst Du dort?“ rief der Zauberer. Die lustige Katharina erbebte. Aber Herr Danilo war längst schon wieder unten und eilte mit dem treuen Stezko nach seinen Bergen. „Schrecklich, schrecklich!“ sagte er vor sich hin, eine gewisse

Aengstlichkeit im Heldenherzen empfindend, und ging rasch durch seinen Hof, wo die Kosaken noch fest schliefen, einen ausgenommen, der auf der Wacht saß und seine Pfeife rauchte. Der Himmel war ganz mit Sternen besät.

V.

„Wie gut thatest Du, daß Du mich geweckt!" sagte Katharina, mit ihrem gestickten Hemdärmel sich die Augen reibend und den vor ihr stehenden Mann vom Kopf bis zu den Füßen betrachtend: „welch einen furchtbaren Traum hab' ich geträumt! Wie athmete meine Brust so schwer! Ach! .... Mir war's, als stürb' ich ...."

„Was träumte Dir denn? War's nicht dies?" Und Danilo erzählte seiner Frau alles, was er gesehen.

„Wie weißt Du das, mein Mann?" fragte Katharina erstaunt. „Aber nein, Vieles von dem, was Du erzählst, ist mir fremd. Nein, mir träumte nicht, als habe mein Vater meine Mutter erschlagen; mir träumte nichts von den Todten. Nein, Danilo, Du

erzählst's nicht so. Ach, wie schrecklich ist mein Vater!"

„Kein Wunder, daß Du Vieles nicht gesehen; Du weißt auch nicht den zehnten Theil von dem, was Deine Seele weiß. Glaubst Du wohl? Dein Vater ist der Antichrist. Noch im vorigen Jahre, als ich gegen die Tataren gemeinschaftlich mit den Polen zu Felde zog (damals bot ich diesem ungläubigen Volke noch die Hand), sagte mir der Abt des Brüderklosters, ein heiliger Mann, daß der Antichrist die Macht habe, Jedes Menschen Seele herbeizurufen: denn wenn der Mensch einschläft, wandelt die Seele frei umher und schwebt mit den Erzengeln um Gottes Thron. Ich hatte Deinen Vater erst nicht gekannt. Hätte ich gewußt, daß Du einen solchen Vater hast, ich hätte Dich nicht geheirathet; ich hätte Dich verlassen und keine Sünde auf meine Seele geladen, indem ich mit dem Geschlechte des Antichrists mich verband."

„Danilo!" rief Katharina schluchzend und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen: was habe ich gegen Dich vergangen? Bin ich Dir etwa untreu geworden, mein lieber Mann? Womit habe ich Deinen Zorn mir zugezogen? Hab' ich Dir nicht redlich gedient? Hab' ich Dir je ein böses Wort gesagt, wenn

Du von fröhlichem Gelag guter Dinge nach Hause kamst? Habe ich Dir nicht einen schwarzäugigen Sohn geboren? ....“

„Weine nicht, Katharina; ich kenne Dich nun und verlasse Dich nimmermehr! Alle Sünde lastet auf Deinem Vater.“

„Nein, nenne ihn nicht meinen Vater! Gott ist mein Zeuge, ich sage mich von ihm los, ich sage mich los vom Vater! Der Antichrist! Der Gottvergessene! Mag er umkommen, ertrinken — ich reiche ihm nicht die Hand zur Rettung; mag er verlechzen — ich gebe ihm keinen Trunk Wasser. Du bist mein Vater!“

VI.

Bei Herrn Danilo im tiefen Keller sitzt hinter dreifachem Riegel der Zauberer in ehernen Ketten; weiterhin am Dnepr brennt sein Teufelsschloß, und die blutrothen Wellen schäumen und fluthen um die alten Mauern. Nicht wegen der Zauberei und seiner gotteslästerlichen Thaten sitzt im tiefen Keller der

Zauberer — über die richte Gott! Er sitzt wegen geheimen Verraths, weil er mit den Feinden des rechtgläubigen russischen Landes sich verschworen, der Ukraine Volk an die Katholiken zu verkaufen und die Christenkirchen zu verbrennen. Düster ist der Zauberer, die Gedanken in seinem Kopfe schwarz wie die Nacht: nur einen Tag noch hat er zu leben, morgen muß er von der Welt Abschied nehmen; morgen harrt seiner die Todesstrafe. Und gar keine leichte Strafe harrt seiner. Das wird noch eine Gnade sein, wenn man ihn lebendig verbrennt oder ihm sein Sünderfell abzieht. Düster ist der Zauberer und läßt das Haupt sinken; vielleicht faßt ihn Reue vor der Sterbestunde; aber seine Sünden sind nicht der Art, daß Gott ihm verzeihen könnte. Hoch vor ihm ist ein schmales Fenster mit eisernem Gitter. Empor hebt er sich zum Fenster, mit den Ketten klirrend, um zu sehen, ob seine Tochter nicht vorbeikommt. Sie ist ja milden Herzens und versöhnlich, sie ist wie eine Taube, sie erbarmt sich wohl des Vaters. Aber Keiner läßt sich blicken: die Straße führt vorbei, aber Niemand kommt gegangen. Unten rollt der Dnepr; er kümmert sich um Niemand; er rauscht fort und fort, und traurig ist's dem Gefangenen, das eintönige Rauschen zu hören. Jetzt zeigte sich Jemand auf der Straße — das

ist ein Kosak! Schwer seufzte der Eingekerkerte. Wieder ist's einsam. Aber dort in der Ferne kommt Jemand .... es wallt ein grüner Kontusche .... es schimmert ein goldenes Mützchen .... Das ist sie! Noch mehr lehnte er sich ans Fenster. Jetzt kam sie nahe .... „Katharina, meine Tochter! erbarme Dich! ....“ Sie bleibt stumm, sie will nichts hören, sie blickt nicht einmal hin nach dem Gefängniß .... und schon ist sie vorübergegangen und ist verschwunden. Einsam ist's rings umher; traurig rauscht der Dnepr; Gram beschleicht das Herz. Aber kennt auch der Zauberer diesen Gram? — Es ging auf den Abend; schon sank die Sonne, schon ist sie dahin, schon wird's Abend und kühl. Es brüllt irgendwo ein Stier; Töne schallen herüber; wahrscheinlich kommen die Leute von der Arbeit und sind vergnügt. Ueber den Dnepr gleitet ein Kahn .... wer kümmert sich um den Gefangenen? Am Himmel erglänzt die silberne Sichel; da kommt Jemand von der andern Seite der Straße; es ist schwer in der Dunkelheit ihn zu erkennen. Katharina ist's, die zurückkehrt. „Um Christi willen, Tochter! Auch die wilden Wölfe zerreißen ihre Mutter nicht; Tochter, wirf doch nur einen Blick auf Deinen verbrecherischen Vater!“ Sie hört nicht und geht weiter. „Tochter, im Namen

Deiner unglücklichen Mutter ....“ Da blieb sie stehen. „Komm her, vernimm mein letztes Wort!“

„Warum rufst Du mich, Du Gottvergessener! Nenne mich nicht Deine Tochter! Wir sind mit einander gar nicht verwandt. Was willst Du von mir im Namen meiner unglücklichen Mutter?“

„Katharina, mein Ende ist nahe: ich weiß, Dein Mann will mich an den Schweif eines Rosses binden und über's Feld schleifen lassen, und vielleicht ersinnt er noch eine schrecklichere Strafe.“

„Gibt's denn eine Strafe in der Welt so groß wie Deine Sünden? Erwarte sie; es wird Niemand für Dich bitten.“

„Katharina! nicht den Tod fürchte ich, sondern die Qualen in jener Welt .... Du bist schuldlos, Katharina, Deine Seele wird im Paradiese Gott umschweben; aber Deines gottvergessenen Vaters Seele wird in ewigem Feuer brennen; diese Flamme erlischt nie; sie lodert immer heftiger und heftiger; kein Tropfen Thau fällt hinein, kein Wind weht Kühlung ....“

„Diese Strafe vermag ich nicht zu mindern,“ sagte Katharina sich abwendend.

„Katharina, noch ein Wort! Du kannst meine Seele retten; Du weißt noch nicht, wie gut und barm-

herzig Gott ist; hast Du nicht vom Apostel Paulus gehört? Was war er für ein Sünder! Doch nachher that er Buße — und ward ein Heiliger."

„Was kann ich thun, um Deine Seele zu retten?" sagte Katharina: „kann ich schwaches Weib daran denken?"

„Wenn es mir gelänge hier herauszukommen, würde ich Alles lassen und Buße thun: ich werde in ein Kloster gehen, ein härenes Kleid anlegen, nicht allein keine Fleischspeisen, auch keine Fische werde ich in den Mund nehmen, ich werde kein Gewand auf mein Lager breiten und nur beten und immer beten. Und wenn Gottes Barmherzigkeit nicht wenigstens den hundertsten Theil meiner Sünden von mir nimmt, dann will ich mich bis an den Hals in die Erde vergraben oder in eine steinerne Wand einmauern; ich werde weder Speise noch Trank zu mir nehmen und sterben; und all mein Gut überlasse ich den Mönchen, daß sie vierzig Tage und vierzig Nächte für mich Todtenmessen lesen."

Katharina wurde nachdenklich. „Wenn ich Dir auch öffnen wollte, ich kann doch Deine Ketten nicht lösen."

„Die Ketten fürcht' ich nicht," versetzte er. „Meinst Du, daß sie mir die Hände und Füße festgeschmiedet?

Nein, ich habe ihre Augen umnebelt und reichte statt der Hand ein dürres Holz hin; sieh mich an, es ist jetzt keine einzige Kette an mir!“ sagte er zurücktretend: „ich würde auch diese Wände nicht fürchten und dränge durch sie; aber Dein Mann weiß es nicht einmal, was das für Wände sind: sie hat ein heiliger Mönch gebaut, und keine böse Macht kann den Gefangenen von hier herausführen, wenn nicht mit demselben Schlüssel geöffnet wird, mit welchem der Heilige seine Zelle schloß. Gerade eine solche Zelle werde auch ich unerhörter Sünder mir graben, wenn ich loskomme.“

„Höre,“ sagte Katharina, sich vor die Thür hinstellend, „ich will Dich herauslassen; wie aber, wenn Du mich hintergehst und, anstatt Buße zu thun, Dich wieder mit dem Teufel verbrüderst?“

„Nein, Katharina! ich habe nicht lange mehr zu leben; auch ohne die Todesstrafe ist mein Ende nahe. Glaubst Du denn, daß ich mich selbst der ewigen Qual hingeben werde?“

Das Schloß klirrte. „Leb wohl! Behüte Dich der barmherzige Gott, mein Kind!“ sagte der Zauberer, sie küssend.

„Rühre mich nicht an, Du unerhörter Sünder,

entweiche schnell! ....“ rief Katharina. Aber schon war er verschwunden.

„Ich habe ihn herausgelassen,“ sagte sie erschrocken und blickte wild an den Wänden umher: „was werde ich jetzt meinem Manne antworten? Ich bin verloren! Mir bleibt jetzt nichts als mich lebendig zu begraben!“ Und schluchzend sank sie fast hin auf den Balken, auf welchem der Gefangene gesessen. „Doch ich habe eine Seele gerettet,“ sagte sie leise: „ich that ein gottgefälliges Werk; aber mein Mann .... es ist das erste Mal, daß ich ihn täusche. O, wie schrecklich, wie schwer wird mir's sein, ihm Unwahrheit zu reden! Man kommt! das ist er! mein Mann!“ rief sie verzweiflungsvoll und sank besinnungslos zu Boden.

VII.

„Ich bin's, mein liebes Kind! ich bin's, mein Herz!“ hörte Katharina, als sie zu sich kam, und erblickte die alte Dienerin. Diese schien etwas zu flüstern, indem sie sich über sie hinneigte, und die dürre Hand hinhaltend, sie mit kaltem Wasser bespritzte.

„Wo bin ich?“ sprach Katharina, sich erhebend, und sah umher: „vor mir rauscht der Dnepr, hinter mir die Berge .... Wo hast Du mich hingeführt?“

„Nicht hingeführt, herausgebracht habe ich Dich; auf meinen Armen trug ich Dich aus dem dumpfen Keller und verschloß mit dem Schlüssel die Thür, damit Dir von Herrn Danilo nichts widerfährt.“

„Wo ist denn der Schlüssel?“ fragte Katharina, auf ihren Gürtel blickend: „ich sehe ihn nicht.“

„Dein Mann hat ihn abgebunden; er wollte den Zauberer sehen, mein Kind.“

„Den Zauberer! .... Weh, ich bin verloren!“ rief Katharina.

„Davor wolle uns Gott bewahren, mein Kind! Schweige Du nur, liebe, gute Herrin, so erfährt's Niemand.“

„Er ist entwischt, der verdammte Antichrist! Hörst Du Katharina, er ist entwischt!“ sagte Herr Danilo, zu seinem Weibe hintretend. Seine Augen sprühten Feuer, sein Säbel bebte klirrend an seiner Seite. Katharina erstarrte.

„Es hat ihn wohl Jemand herausgelassen, mein lieber Mann?“ sprach sie zitternd.

„Freilich, Du hast Recht. Aber der Teufel war's. Da sieh, statt seiner ist ein Stück Holz ins Eisen ge-

schmiedet. Hat's doch Gott so gemacht, daß der Teufel die Kosakenkrallen nicht fürchtet! Wenn irgend einer meiner Kosaken auch nur eine Idee davon gehabt, und ich erführ's .... ich wüßte nicht, wie ich ihn strafte!"

„Und wenn ich's nun wär'? ..." sprach Katharina unwillkürlich und hielt erschrocken inne.

„Wenn's Dir eingefallen, so wärst Du nicht mein Weib. Ich würde Dich in einen Sack genäht und mitten im Dnepr ertränkt haben! ...."

Katharinen stockte der Athem und ihr war's, als ob jedes einzelne Haar auf ihrem Kopfe sich sträubte.

VIII.

In der Schenke auf der angrenzenden Heerstraße haben die Polen sich versammelt und zechen nun schon zwei Tage. Das Gesindel ist recht zahlreich. Kamen wohl zu irgend einem Streifzug zusammen: Einige haben auch Musketen; die Sporen klingen, die Säbel klirren. Die Herren belustigen sich und prahlen, sie reden von Thaten, die sie nie vollbracht,

sie spotten über die Rechtgläubigen, sie nennen der Ukraine Volk ihre Knechte, und drehen stolz den Schnurrbart, und werfen den Kopf zurück und strecken sich breit auf die Bänke. Auch ein Pfaff ist dabei; aber der paßt so recht zu ihnen — sieht nicht mal ähnlich einem christlichen Priester: er zecht und jubelt mit ihnen und seine gottlose Zunge spricht lästerliche Reden. Die Diener geben den Herren nichts nach: haben die Aermel des zerrissenen Wammses zurückgeschlagen und setzen Trumpf wie was Rechtes. Sie spielen Karten und geben einander mit den Karten Nasenstüber; haben fremde Weiber mit sich hergeschleppt; Lärm und Balgerei!... Die Herren toben und geben was zum Besten; sie packen den Juden am Bart und malen ihm auf die gottlose Stirn ein Kreuz; sie schießen blind auf die Weiber und tanzen den Krakowjaken mit ihrem ruchlosen Pfaffen. Solches Aergerniß gaben selbst die Tataren nicht auf russischer Erde! Wohl hat Gott um ihrer Sünden willen solche Schmach über sie verhängt!

Man hört unter dem allgemeinen Geschrei von dem Landgut des Herrn Danilo und dessen schönem Weib sprechen.... Zu nichts Gutem hat diese Bande sich zusammengerottet!

IX.

In seinem Zimmer sitzt Herr Danilo am Tisch, den Elbogen aufgestützt, und sinnt. Frau Katharina sitzt auf dem Ofen und singt ein Lied.

„Ich bin heute so traurig, mein Weib!“ sagte Herr Danilo. „Der Kopf thut mir weh, das Herz thut mir weh; mir ist recht schwer zu Muthe! Der Tod steht mir wohl bald bevor.“

„O mein herzliebster Mann, lehne Dein Haupt an mich! Warum hegst Du so schwarze Gedanken in Dir?“ wollte Katharina sagen, aber sie getraute sich's nicht. Es war ihr schmerzlich im Gefühl ihrer Schuld, des Mannes Liebkosungen zu empfangen.

„Höre, mein Weib,“ sagte Danilo: „verlaß unsern Sohn nicht, wenn ich nicht mehr bin. Dir wird kein Heil von Gott, weder in der noch in jener Welt, wenn Du ihn verlässest; schwer wird's mein modern-des Gebein in der Erde drücken, und noch schwerer meine Seele!“

„Was redest Du da, mein Gemahl? Pflegst Du nicht über uns schwache Weiber zu spotten? und jetzt sprichst Du selbst wie ein schwaches Weib; Du mußt noch lange leben.“

„Nein, Katharina, meine Seele ahnt den nahen Tod. Es wird mir so traurig auf der Welt; böse Zeiten kommen. Ach, ich erinnere mich an Jahre — die kehren wohl nimmer wieder! Da lebte er noch, die Zierde und der Ruhm unseres Heeres, der alte Konaschewitsch! Wie vor meinen Augen sehe ich jetzt die Kosakenschaaren vorbeiziehen. Das war eine goldene Zeit, Katharina! Der alte Hetmann saß auf dem Rappen, in seiner Hand schimmerte der Commandostab, zu beiden Seiten wogte das rothe Meer der Saporogerschaar. Der alte Hetmann fing zu sprechen an — und alles stand wie festgewurzelt. Es weinte der Greis, als er uns an die früheren Thaten und Kämpfe mahnte. O, wenn Du wüßtest, Katharina, wie wir uns damals mit den Türken herumgehauen! An meinem Kopfe ist noch jetzt eine Narbe zu sehen. Vier Kugeln durchbohrten mich an vier Stellen, und keine der Wunden ist ganz verharscht. Wie viel Gold nahmen wir uns da! Haufenweise scharrten die Kosaken Edelsteine zusammen. Und welche Rosse — Katharina, wenn Du's wüßtest! — welche Rosse schleppten wir da fort! Ach, solchen Krieg führ' ich nicht mehr! Ich bin ja nicht alt, bin rüstig, und doch fällt mir das Kosakenschwert aus der Hand, ich lebe unthätig und weiß nicht, wozu ich

lebe. In der Ukraine herrscht keine Ordnung: die Obersten und Hauptleute beißen sich wie die Hunde; unser Adel hat polnische Sitten und Ränke angenommen, hat seine Seele verkauft durch die Union; die Juden drücken das arme Volk. O Zeiten, Zeiten, o Vergangenheit! Wo seid ihr hin, meine Jahre?.... Geh, Junge, in den Keller, bringe mir einen Krug Meth! ich will auf das frühere Leben und die vergangenen Jahre trinken!"

„Womit wollen wir die Gäste empfangen, Herr? Von der Wiesenseite kommen die Polen!" sagte Stezko, ins Zimmer tretend.

„Ich weiß, warum sie kommen!" sprach Danilo, sich erhebend. „Sattelt die Rosse, meine treuen Diener! legt die Rüstung an! die Säbel blank! Vergesset auch nicht bleierne Grütze mitzunehmen: wir müssen die Gäste mit Ehren bewirthen."

Aber noch hatten die Kosaken nicht Zeit gehabt sich auf die Rosse zu schwingen und die Musketen zu laden, als die Polen schon, wie herabfallendes Laub im Herbste, den Berg übersäeten.

„Ei, da hat man sich doch mit Jemand einzulassen!" sagte Danilo, auf die dicken Edelherrn blickend, die vorn in goldener Rüstung sich auf ihren Rossen wiegten. „Noch einmal also, scheint's, soll

es bei uns hoch hergehen! So genieße denn recht zum letzten Mal, Kosakenseele! Jubelt, Bursche! Euer Festtag ist gekommen."

Und die Lustbarkeit ging an auf den Bergen, und das Gelage begann: Schwerter tanzen, Kugeln fliegen, die Rosse wiehern und stampfen; der Kopf wird Einem wirr vom Geschrei, die Augen blind vom Rauch. Alles hat sich durch einander gemengt; aber der Kosak spürt Freund und Feind. Zischt eine Kugel, so fällt ein starker Reiter vom Roß — pfeift ein Säbel, so rollt ein Haupt über die Erde, unzusammenhängende Worte murmelnd. Doch vor Allen schimmert der rothe Zipfel von Herrn Danilo's Kosakenmütze; in die Augen blitzt der goldene Gürtel am blauen Wamms; seines Rappen Mähne wallt im Sturm; wie ein Vogel ist er bald da, bald dort, ruft und winkt mit dem Damascenersäbel und haut rechts und links. Hau' zu, Kosak! schwärme Kosak, vergnüge Dein Heldenherz! Aber blicke nicht auf die goldenen Rüstungen und Gewänder: tritt Gold und Edelsteine mit Füßen! Stich und haue Kosak! Doch sieh Dich um: die ruchlosen Polen stecken die Häuser schon in Brand und rauben das erschreckte Vieh. Und sturmschnell flog Danilo zurück, und die Mütze mit dem rothen Zipfel schimmert schon an den Häusern,

und um ihn lichtet sich der Haufen. Mehr als eine Stunde schlagen sich die Polen und Kosaken, aber Herr Danilo ermüdet nicht; sein langer Speer stößt den Reiter aus dem Sattel, und sein muthig Roß zertritt den Fußgänger. Schon war der Hof gesäubert, schon flüchteten die Polen, schon zogen die Kosaken den Getödteten die goldenen Gewänder ab und die reiche Rüstung; schon schickte Herr Danilo sich zum Nachsetzen an und sah umher, seine Leute zusammenzurufen; da schäumt' er plötzlich in vollster Wuth auf — ihm hatte sich Katharina's Vater gezeigt. Dort steht er auf dem Berg und zielt mit einer Muskete nach ihm. Herr Danilo trieb sein Roß gerade auf jenen zu .... Kosak, Du rennst in Dein Verderben! .... Die Muskete knallte — und der Zauberer verschwand hinter dem Berge. Stezko sah nur das rothe Gewand und die wunderbare Mütze blinken. Der Kosak wankte und sank zu Boden. Da stürzte der treue Stezko zu seinem Herrn: der lag auf der Erde hingestreckt und hatte die hellen Augen geschlossen; das rothe Blut quoll ihm aus der Brust. Doch mußte er wohl die Nähe des treuen Dieners gespürt haben. Leise hoben sich seine Augenlider und seine Augen erglänzten. „Leb wohl, Stezko! sage Katharinen, sie soll meinen Sohn nicht verlassen, ver-

lasset auch Ihr ihn nicht!“ Und er verstummte. Aus dem edlen Leib entfloh die muthige Seele; der Kosak schläft den ewigen Schlaf. Der treue Diener fing zu schluchzen an und winkte Katharinen mit der Hand. „Geh, Herrin, geh; Dein Herr hat gezecht, er liegt in tiefem Rausch auf feuchter Erde, den wird er lange nicht ausschlafen.“ Da schlug Katharina die Hände zusammen und fiel wie eine Garbe hin auf den Leichnam. „Bist Du's, mein Gemahl? Du liegst hier mit geschlossenen Augen! Steh auf, mein Herzensgeliebter, reiche mir Dein Händchen! Erhebe Dich! wirf doch nur einen Blick auf Deine Katharina! rühre nur Deine Lippen, sprich doch nur ein einzig Wörtchen! .... Aber Du schweigst, mein Theurer, mein Herrlicher! Du bist blau geworden wie das schwarze Meer; Dein Herz schlägt nicht! Warum bist Du so kalt, mein Gebieter? Meine Thränen sind doch nicht heiß genug, sie können Dich nicht erwärmen! Mein Wehklagen ist doch nicht laut genug, es kann Dich nicht erwecken! Wer wird nun Deine Schaaren führen? wer auf Deinem Rappen dahinfliegen und laut den Kosaken rufen und ihnen mit dem Säbel winken? Kosaken, Kosaken! wo ist Euere Zierde und Euer Ruhm? Da liegt Euere Zierde und Euer Ruhm mit geschlossenen Augen auf feuchter

Erde. So begrabt mich denn auch, begrabt mich mit ihm! Verschüttet mir die Augen mit Erde, drückt mir die Ahornbretter auf die weiße Brust! Ich brauche nun meine Schönheit nicht mehr.“

So weint und jammert Katharina. Unterdeß bedeckt sich in der Ferne alles mit Staub: der alte Jeßaul Gorobez sprengt herbei zur Hülfe.

X.

Wundervoll ist der Dnepr bei stiller Luft, wenn er ruhig und eben seine vollen Fluthen durch die Wälder und Berge rollt. Er braust nicht, er murmelt nicht; wenn man ihn ansieht, weiß man nicht, ob sein breiter majestätischer Strom sich bewegt oder nicht; es ist, als sei er ganz aus Glas gegossen, als ziehe sich die blaue spiegelglatte Bahn maßlos in die Breite, endlos in die Länge durch die grüne Welt. Da thut's auch der heißen Sonne wohl, von ihrer Höhe herabzublicken und ihre Strahlen in die kühle Krystallfluth zu senken; es thut den Wäldern am Ufer wohl, sich hell in den Fluthen zu spiegeln. Die grüngelockten!

Mit den Feldblumen zugleich drängen sie sich zur Fluth, und neigen sich und sehen hinein, und können sich nicht satt sehen, nicht genug sich ergötzen an ihrem hellen Schein; sie lächeln ihm zu und grüßen ihn mit den Zweigen nickend. In die Mitte des Dnepr aber wagen sie nicht hinzublicken; da sieht Niemand hinein außer der Sonne und dem blauen Himmel; selten gelangt ein Vogel bis zur Mitte des Dnepr. Prächtiger Strom! Er hat seines Gleichen nicht in der Welt.

Wundervoll ist der Dnepr auch in warmer Sommernacht, wenn alles einschläft, Mensch, Thier und Vogel, wenn Gott allein majestätisch Himmel und Erde beschaut und sein Gewand schüttelt. Aus seinem Gewande fallen die Sterne; sie brennen und leuchten über die Welt, und alle empfängt der Dnepr, alle hält der Dnepr in seinem dunkeln Schooß; kein einziger entgeht ihm, er müßte denn am Himmel erlöschen. Der schwarze Wald, mit schlafenden Raben besetzt, und die zerklüfteten überhangenden Berge suchen ihn mit ihrem langen Schatten zu bedecken — umsonst! Es gibt nichts in der Welt, was den Dnepr zudecken könnte. In glatter, klarer Strömung blaut er hin mitten in der Nacht wie mitten am Tage, so weit sichtbar, als nur ein menschlich Auge sehen kann.

Wenn er zärtlich in nächtlicher Kühle sich fester ans Ufer schmiegt, zieht er einen silbernen Streif über sich, blitzend wie ein Damascenersäbel, und dann blaut er wieder und entschlummert; auch dann ist der Dnepr so wundervoll und kein Strom in der Welt ist ihm gleich. Wenn aber am Himmel die dunklen Wolken sich berghoch thürmen, wenn der schwarze Wald bis an die Wurzeln wankt, wenn die Eichen krachen, und der Blitz, aus den Wolken brechend, auf einmal die ganze Welt erleuchtet — dann ist der Dnepr schrecklich! Die empörten Wogen schlagen donnernd an die Berge und fliehen zurück hellglänzend und ergießen sich und weinen in der Ferne. So weint die Kosakenmutter, die dem ins Heer ziehenden Sohne das Geleit gibt. Muthig und kampflustig reitet er auf dem Rappen, die Arme in die Seiten gestemmt, das Mützchen keck auf dem Haupte; sie aber eilt ihm schluchzend nach und greift an seinen Steigbügel, an den Zügel des Rosses, und ringt die Hände und zerfließt in heißen Thränen.

Schauerlich ragten zwischen den kämpfenden Wellen die verbrannten Balken und Steine auf dem vorspringenden Ufer. Und ans Ufer stieß, bald in die Höhe gehoben, bald in die Tiefe sinkend, ein landender Kahn. Wer von den Kosaken wagte es

über den Strom hinzuschiffen in einer Stunde, wo der alte Dnepr zürnt? Er muß wohl nicht wissen, daß der Dnepr Menschen verschlingt wie Fliegen. Der Kahn landete, der Zauberer stieg aus. Er ist nicht froh; ihn schmerzt die Todtenfeier, welche die Kosaken um ihren erschlagenen Herrn begangen. Die Polen haben's theuer entgelten müssen: vierundvierzig Edelherren in voller Rüstung und dreiunddreißig Diener wurden in Stücke gehauen; die übrigen nebst den Rossen schleppte man gefangen fort, um sie den Tataren zu verkaufen.

Ueber die steinernen Stufen schritt er zwischen dem verbrannten Gebälk tief hinunter in eine Erdhütte, trat leise ein und stellte auf den tuchbedeckten Tisch einen Napf, in den er mit seinen langen Händen unbekannte Kräuter hineinwarf. Darauf nahm er einen Krug, aus irgend einem Wunderholz gefertigt, schöpfte damit Wasser und begoß sie, wobei er die Lippen bewegte und gewisse Beschwörungszeichen machte. Da zeigte sich der rosige Schein im Zimmer; und schrecklich war's, ihm jetzt in's Gesicht zu sehen: es schien blutig, nur die tiefen Runzeln stachen dunkel ab, und die Augen brannten wie Feuer. Der ruchlose Sünder! Sein Bart ist längst ergraut, sein Gesicht mit Runzeln bedeckt, er ist schon ganz dürr, und

noch immer sinnt er auf gotteswidrige Werke. Mitten im Zimmer schwebte eine weiße Wolke, und etwas wie Freude blitzte über sein Gesicht; aber warum ist er plötzlich regungslos mit offenem Munde stehen geblieben und wagt sich nicht zu rühren, warum sträuben sich wie Borsten die Haare auf seinem Haupt? In der Wolke leuchtete ihm irgend ein wunderbares Gesicht entgegen. Ungebeten, ungerufen erschien es bei ihm zu Gaste; immer deutlicher wurde es und heftete auf ihn die starren Blicke. Alles daran ist ihm fremd: die Züge, die Brauen, die Augen, die Lippen; er hat es nie in seinem Leben gesehen. Es hat dem Anschein nach gar nichts Schreckliches; und doch befiel ihn ein unüberwindlicher Schreck. Und das unbekannte Haupt sah ihn durch die Wolke immer starr an. Schon verlor sich die Wolke; aber die fremden Züge traten noch schärfer hervor, und die durchdringenden Blicke trennten sich nicht von ihm. Der Zauberer ward leichenblaß; mit wilder Stimme schrie er auf, warf den Nampf um . . . und alles war verschwunden.

XI.

„Beruhige Dich, meine liebe Schwester!“ sagte der alte Jeßaul Gorobez: „Träume reden selten Wahrheit.“

„Leg' Dich nieder, Schwester!“ sprach seine junge Schwiegertochter. „Ich werde die alte Wahrsagerin rufen: ihr widersteht keine Macht.“

„Fürchte nichts!“ sprach sein Sohn, an den Säbel greifend. „Niemand darf Dir was zu Leide thun.“

Düster, mit matten Augen sah Katharina sie Alle an und fand keine Worte. „Ich habe mir selbst mein Verderben bereitet; ich habe ihn herausgelassen,“ sagte sie endlich. „Er läßt mir keine Ruhe. Ich bin nun schon zehn Tage bei Euch in Kiew, und noch hat sich mein Leidwesen um keinen Tropfen gemindert. Ich dachte, ich würde wenigstens in der Stille meinen Sohn zur Rache groß ziehen .... Fürchterlich, fürchterlich ist er mir im Traum erschienen! Behüte Euch der Himmel davor, ihn zu sehen! Mir klopft das Herz noch jetzt. Ich werde Dein Kind zusammenhauen, Katharina, schrie er, wenn Du mich nicht heirathest ....“

Hier stürzte sie schluchzend zur Wiege, und das erschrockene Kind streckte die Händchen aus und schrie.

Des Jeßauls Sohn schäumte und glühte vor Zorn, als er diese Worte hörte.

Der Jeßaul Gorobez selbst gerieth in Bewegung: „Versuch er's nur, der verdammte Antichrist, herzukommen! Er soll's erfahren, ob im Arm eines alten Kosaken Kraft ist. Gott weiß es," fuhr er fort, die durchdringenden Augen emporhebend: „ob ich nicht meinem Bruder Danilo zu Hülfe eilte? Sein heiliger Wille geschehe! Ich fand ihn schon auf dem kalten Bette, auf das viele, viele des Kosakenvolkes sich hingestreckt. Dafür aber, war seine Todtenfeier nicht prächtig? Ist uns auch nur ein Pole entkommen? So beruhige Dich denn, mein liebes Kind, Niemand darf Dir ein Leid thun, es müßte denn weder ich noch mein Sohn am Leben sein." Nach diesen Worten trat der alte Jeßaul an die Wiege, und als das Kind die an einem Riemen hängende silbergefaßte Pfeife an ihm erblickte und den glänzenden Feuerstahl, streckte es ihm die Händchen entgegen und lächelte. „Der wird wie der Vater!" sagte der alte Jeßaul, ihm die Pfeife gebend: „ist noch nicht aus der Wiege und will schon rauchen."

Still seufzte Katharina und fing an die Wiege

zu schaukeln. Man kam überein, die Nacht beisammen zu bleiben, und bald schliefen Alle; auch Katharina schlief ein.

Auf dem Hofe und im Zimmer war alles still; nur die Kosaken, die auf der Wacht standen, schliefen nicht. Plötzlich erwachte Katharina schreiend, und gleich nach ihr alle Anderen. „Er ist getödtet, er ist gemordet!“ rief sie und stürzte zur Wiege. Alle traten heran und erstarrten vor Schreck, als sie das Kind todt liegen sahen. Keinem entfuhr ein Laut, Keiner wußte, was er von der unerhörten Greuelthat denken sollte.

XII.

Fern von dem Ukrainer Land, wenn man über Polen hinaus ist und auch die volkreiche Stadt Lemberg hinter sich hat, sieht man Reihen hochgipfliger Berge. Berg an Berg schlingen sie sich wie felsige Ketten rechts und links über die Erde und umschließen sie mit steinernem Wall, damit das wilde stürmische Meer nicht durchdringen könne. Es erstrecken

sich diese Felsketten in die Walachei und das Siebenbürger Gebiet und thürmen sich hufeisenförmig zwischen dem Volk der Galizier und dem der Ungarn. Solche Berge gibt's in unserer Gegend nicht. Das Auge wagt sie nicht zu überblicken, und manchen dieser Gipfel hat nie eines Menschen Fuß betreten. Auch ihre Gestalt ist wunderbar: ist nicht etwa das zürnende Meer in einem Sturm aus seinen breiten Ufern gedrungen und hat im Wirbel unförmliche Wellen emporgeschleudert, die versteinert unbeweglich in der Luft blieben? Haben etwa vom Himmel sich schwere Wolken losgerissen und die Erde hier verrammelt? Denn sie haben dieselbe graue Farbe, und ihre weiße Spitze glänzt und funkelt in der Sonne. Bis an die Karpathen hört man noch russisch sprechen, und auch jenseit der Berge ertönen hie und da noch heimathliche Laute; weiterhin aber ist der Glaube ein anderer, die Sprache eine andere. Da lebt das zahlreiche Volk der Ungarn: die reiten und hauen und trinken nicht schlechter als der Kosak, und für ein Roßgeschirr und kostbare Gewänder bedenken sie sich nicht, die Ducaten aus ihrer Tasche herzugeben. Zwischen den Bergen sind große, weite Seen. Unbeweglich sind sie, wie Glas, und strahlen, wie ein Spiegel, die nackten Gipfel der Berge und deren begrünten Fuß wieder.

Aber wer ist's dort, der mitten in der Nacht, ob die Sterne glänzen oder nicht, auf dem ungeheuern Rappen reitet? Welcher Recke von übermenschlichem Wuchs sprengt an den Bergen hin über den Seen, in deren stillen Fluthen er mit seinem riesigen Roß sich spiegelt, während sein endloser Schatten schrecklich über den Bergen schwebt? Er sitzt in glänzendem Harnisch, auf der Schulter den Speer, am Sattel den klirrenden Säbel, mit herabgelassenem Visir, mit geschlossenen Augen — er schläft und hält schlummernd die Zügel; und hinter ihm auf demselben Rosse sitzt ein Knabe, der schläft auch und hält sich schlummernd am Recken. Wer ist er? wo will er hin? — Wer kann das wissen! Mehr als einen Tag und als zwei reitet er schon über die Berge. Wenn's Tag wird und die Sonne aufgeht, ist er unsichtbar; nur selten haben die Bergbewohner irgend einen langen Schatten über die Berge streichen sehen, während der Himmel klar und keine Wolke vorbeizieht. Kaum aber bringt die Nacht die Dunkelheit, so sieht man ihn wieder; er spiegelt sich in den Seen, und hinter ihm sprengt zitternd sein Schatten. Schon ritt er über viele Berge und kam auf den Kryvan. Dieser Berg ist der höchste der Karpathen: wie ein König erhebt

er sich über die andern. Hier blieben Roß und Reiter stehen, er versank in noch tiefern Schlaf, und die Wolken ließen sich nieder und verdeckten ihn.

XIII.

„St! . . . Still Alte! Poche nicht so, mein Kind ist eingeschlafen. Mein Sohn hat lange geschrieen, jetzt schläft er. Ich gehe in den Wald, Alte. Aber warum blickst Du mich so an? Du bist schrecklich: aus Deinen Augen guckt eine eiserne Zange . . . . hu, wie wunderbar! und sie brennen wie Feuer! Du bist gewiß eine Hexe! O, wenn Du eine Hexe bist, so weiche von hinnen! Du stiehlst mir meinen Sohn. Was doch dieser Jeßaul unsinnig ist! Er meint, es sei mir angenehm in Kiew zu leben; nein, hier ist mein Mann und mein Sohn; wer soll sich denn um's Haus kümmern? Ich habe mich davon gemacht so still, daß weder die Katze noch der Hund es hörten. Alte, Du willst jung werden — das ist gar nicht schwer; brauchst nur zu tanzen; sieh, wie ich tanze . . ."

Und als sie solche unzusammenhängende Reden

gesprochen, flog Katharina schon dahin, gedankenlos umher blickend und die Arme in die Seiten gestemmt. Wimmernd stampfte sie mit den Füßen; ohne Maß, ohne Takt klirrten ihre silbernen Beschläge. Das ungeflochtene schwarze Haar flatterte um den weißen Nacken. Wie ein Vogel flog sie unaufhaltsam dahin, die Arme schwingend, mit dem Kopfe nickend, und es schien, als würde sie entweder kraftlos zu Boden stürzen oder aus der Welt fliegen. Traurig stand die alte Wärterin, und ihre tiefen Runzeln füllten sich mit Thränen; ein schwerer Stein lag den treuen Dienern auf dem Herzen, die ihre Herrin ansahen. Schon war sie ganz erschlafft und stampfte auf ein und derselben Stelle träge mit den Füßen, im Wahn, daß sie den Ringeltanz tanze. „Ich habe ein Halsband," sagte sie endlich still stehend, „und Ihr habt keines! ... Wo ist mein Mann?" rief sie auf einmal, aus ihrem Gürtel einen türkischen Dolch ziehend. „O, das ist kein solches Messer, wie ich's brauche." Dabei zeigten sich Thränen und Angst auf ihrem Gesichte. „Meines Vaters Herz ist weit, ich erreich' es nicht. Sein Herz ist von Eisen; eine Hexe hat's ihm in Höllenflammen geschmiedet. Warum kommt denn aber mein Vater nicht? Weiß er nicht, daß es Zeit ist, ihn zu erstechen? Er will wohl, daß ich selbst

hingehe ....“ Hier unterbrach sie sich mit seltsamem Lachen. „Es ist mir eine spaßhafte Geschichte eingefallen. Ich erinnerte mich, wie sie meinen Mann begraben. Sie begruben ihn ja lebendig ... wie hab' ich lachen müssen! ... Hört doch, hört doch!“ Und nun begann sie zu singen:

„Kommt daher ein blutig Wäglein,
In dem Wäglein ein Kosak liegt,
Durchgeschossen, durchgehauen,
In der rechten Hand die Lanze
— — — — — — —
Strömt daher ein blutig Flüßlein,
Über'm Flüßlein steht ein Ahorn,
Unter'm Ahorn sitzt ein Rabe.
Mutter weint an Sohnes Grabe.
Mutter, weine nicht und klage
An des Sohnes Hochzeitstage:
Herrlich Weib, das er gewählet,
Freie Erd' ist ihm vermählet!
— — — — — — —
Auf dem Meer, dem blauen Meer
Zog ein weißer Schwan daher....“

So mengte sie die Lieder durcheinander. Schon mehrere Tage wohnt sie in ihrem Hause und will von Kiew nichts wissen, und betet nicht und flieht die Menschen; vom Morgen bis zum Abend schweift sie umher in den dunklen Wäldern. Die scharfen Reiser ritzen ihr das weiße Gesicht und die Schultern; der Wind zaust ihr aufgelöstes Haar; die herbstlichen

Blätter knistern unter ihren Füßen — sie beachtet nichts. Zur Stunde wo die Abenddämmerung erlischt, da erscheinen noch nicht die Sterne, da leuchtet noch nicht der Mond, aber schon ist's schrecklich durch den Wald zu gehen: an den Bäumen klettern und greifen an die Zweige die ungetauften Kinder; sie heulen, lachen, wälzen sich im Knäuel über die Wege und zwischen den Nesseln; aus den Wellen des Dnepr rennen schaarenweise die Mädchen herbei, die ihre Seligkeit verloren; die Haare strömen vom grünen Haupt auf die Schultern; hell rauschend läuft das Wasser aus den langen Haaren zur Erde, und die Maid schimmert durch's Wasser wie durch eine Glashülle; ihr Mund lächelt wunderbar, ihre Wangen glühen, ihre Augen locken die Seele, die vor Liebe vergehen, die sie küssen möchte .... Fliehe Christ! Ihr Mund ist Eis, ihr Bett die kalte Fluth; sie kitzelt dich todt und schleppt dich in den Strom. Katharina aber achtet auf Niemand; die Wahnsinnige fürchtet keine Wassermaid, sie rennt spät umher mit ihrem Messer und sucht den Vater.

Frühmorgens kam ein Fremder, stattlich von Ansehen, in rothem Wamms, und erkundigte sich nach Herrn Danilo. Er hörte alles, trocknete die thränenvollen Augen mit dem Aermel und zuckte die Achseln.

Er sei, sagte er, ein Kampfgenoß des seligen Burul-basch gewesen; zusammen hätten sie sich mit den Tataren und Türken geschlagen; hätte er wohl gedacht, daß Herr Danilo ein solches Ende nehmen würde! Der Fremde erzählte noch vieles Andere und wollte Frau Katharina sehen.

Katharina hörte Anfangs nicht, was der Fremde sprach; zuletzt begann sie, wie eine Verständige, auf seine Rede zu horchen. Er erzählte, daß er mit Herrn Danilo wie Bruder und Bruder gelebt; wie sie sich einmal beide vor den Tataren hinter einem Damm versteckt .... Katharina hörte Alles und verwandte kein Auge von ihm. „Sie kommt zu sich!" dachten die Diener sie ansehend. „Dieser Fremde wird sie heilen; sie horcht schon wie eine Verständige!" Der Fremde erwähnte indeß, wie Herr Danilo ihm in einer herzlichen Stunde gesagt: „Sieh, Bruder Koprian, wenn ich nach Gottes Willen nicht mehr auf der Welt bin, so nimm mein Weib zu Dir und mag sie Dein Weib sein." Schrecklich bohrte Katharina ihre Augen in ihn: „Ha!" rief sie, „das ist er! das ist mein Vater!" und stürzte mit dem Messer auf ihn los. Er rang lange, ihr das Messer zu entreißen; endlich entriß er's ihr, holte aus — und eine schreckliche That geschah: der Vater tödtete seine wahn-

sinnige Tochter. Die erstaunten Kosaken stürzten auf ihn los, aber schon hatte der Zauberer sich auf's Roß geschwungen und verschwand.

XIV.

Hinter Kiew zeigte sich ein unerhörtes Wunder. Alle Edelherren und Hetmane kamen zusammen, es zu bestaunen. Man konnte plötzlich nach allen Enden der Welt sehen. Fern blaute der Liman, hinter dem Liman ergoß sich das schwarze Meer. Kundige Leute erkannten auch die Krim, die als Berg sich aus dem Meer erhob. Links war das galizische Land zu sehen. „Was ist denn das dort?" fragte das versammelte Volk die älteren Leute und zeigte auf die fern am Himmel schimmernden wolkenähnlichen grauen und weißen Gipfel. „Das sind die Karpathen!" sagten die älteren Leute; „darunter sind Berge, von denen der Schnee niemals abgeht, dort lagern sich die Wolken." Jetzt zeigte sich ein neues Wunder: die Wolken flogen von dem höchsten Berge ab, und auf dessen Gipfel erschien in voller ritterlicher Rüstung ein Mann

zu Rosse mit geschlossenen Augen und so sichtbar, als stünde er in der Nähe. Da schwang unter der erschrocken staunenden Menge sich Einer auf's Pferd, und nach allen Seiten sich wild umsehend, als spähe er, ob ihn nicht Jemand verfolge, trieb er eiligst aus Leibeskräften sein Roß an. Das war der Zauberer. Worüber erschrak er denn so? Er hatte, als er angstvoll den wunderbaren Ritter betrachtet, in ihm dasselbe Gesicht erkannt, das ihm bei seiner Zauberei ungebeten erschienen war.

Er begriff es selbst nicht, warum bei diesem Anblick alles in ihm sich verwirrte, und scheu sah er umher, während er auf dem Rosse dahin flog, bis der Abend ihn überraschte und die Sterne schienen. Jetzt kehrte er um, vielleicht um den Bösen zu befragen, was ein solches Wunder zu bedeuten habe. Schon wollte er über einen schmalen Fluß setzen, der den Weg kreuzte, als plötzlich das Roß im vollen Laufe anhielt, den Kopf zu ihm umdrehete und — o Wunder! — zu lachen anfing. Zwei Reihen weißer Zähne glänzten fürchterlich durch das Dunkel. Dem Zauberer standen die Haare zu Berge. Wild schrie er auf und weinte wie ein Rasender und trieb das Pferd gradaus nach Kiew. Ihm war's, als ob von allen Seiten alles ihm nachsetzte. Die Bäume drängten sich um

ihn als finsterer Wald und nickten, wie belebt, mit schwarzen Bärten und streckten die langen Aeste aus, ihn zu ersticken; die Sterne, schien's, liefen vor ihm her und deuteten Allen auf den Sünder: der Weg selbst schien ihm auf der Ferse nachzujagen.

Der verzweifelte Zauberer flog nach Kiew zu den heiligen Stätten.

XV.

Einsam in seiner Zelle saß beim Lichte der Ampel ein Mönch und verwandte die Blicke nicht von dem heiligen Buch. Seit vielen Jahren schon hatte er in seine Zelle sich eingeschlossen; schon hatte er sich einen bretternen Sarg gezimmert, in welchem er statt in einem Bette schlief. Der heilige Greis schlug das Buch zu, und begann zu beten. Da kam auf einmal ein Mann von wunderbarem, schrecklichem Ansehen hereingelaufen. Der heilige Mönch stutzte zum ersten Mal und trat zurück, als er diesen Mann gewahrte. Der bebte wie Espenlaub; wild schielten seine Au-

gen, aus denen er angstvoll schreckliche Gluthen sprühte; sein ungeheuerliches Gesicht versetzte die Seele in Grausen.

„Bete, Vater, bete! rief er verzweifelt: bete für eine verlorne Seele!“ und stürzte zu Boden.

Der heilige Mönch bekreuzte sich, holte das Buch und schlug es auf — dann trat er entsetzt zurück und ließ das Buch fallen: Nein, Du unerhörter Sünder! Du findest keine Gnade! Fliehe von hinnen, ich kann für Dich nicht beten!“

„Nicht?“ rief der Sünder wie rasend.

„Siehe, die Buchstaben im heiligen Buche haben sich mit Blute gefüllt .... Nie gab es einen solchen Sünder in der Welt!“

„Vater, Du lachst über mich!“

Geh, verdammter Sünder! ich lache nicht über Dich. Furcht bemächtigt sich meiner. Es ist nicht gut, mit Dir beisammen zu sein!“

„Nein, nein! Du lachst, rede mir nicht ... Ich sehe, wie sich Dein Mund öffnet: da schimmern die Reihen Deiner alten Zähne! ...“

Und wie ein Wahnsinniger stürzte er sich auf ihn — und erschlug den heiligen Mönch.

Da seufzte etwas schwer und tief, und das Seufzen ging durch Wald und Feld. Aus dem Walde er-

hoben sich dürre knöcherne Hände mit langen Nägeln; sie zitterten und verschwanden.

Er fühlte jetzt nichts, auch keinen Schrecken mehr. Alles schwebte ihm dunkel vor; es tönte ihm in den Ohren, es schwirrte ihm der Kopf wie im Rausch; alles was er vor Augen hatte, war wie mit Spinnwebe bedeckt. Er schwang sich auf's Roß und ritt gradaus nach Kanew, von wo er den Weg zu den Tataren nach der Krim einzuschlagen gedachte, ohne eigentlich zu wissen weshalb. Er ritt ein, zwei Tage, und von Kanew noch immer keine Spur. Es ist derselbe Weg; er hätte längst dasein müssen, aber Kanew ist nicht zu sehen. Da blitzten in der Ferne die Spitzen von Kirchthürmen: aber das ist nicht Kanew, sondern Schumsk. Der Zauberer staunte, als er sah, daß er nach einer ganz andern Gegend geritten. Er trieb sein Pferd zurück nach Kiew. Einen Tag darauf zeigte sich eine Stadt, doch das war nicht Kiew, sondern Galitsch, eine Stadt, die von Kiew noch entfernter als Schumsk und gar nicht mehr weit von Ungarn. Er wußte nicht, was er thun sollte, und lenkte wieder sein Roß um, merkte aber wieder, daß er nach einer entgegengesetzten Richtung reite, und zwar immer vorwärts. Kein Mensch in der Welt hätte sagen können, wie's dem Zauberer um's Herz war; wer einen

Blick in dasselbe geworfen und gesehen hätte, was da vorging, der hätte keine Nacht mehr geschlafen und kein einzig Mal mehr gelacht. Es war nicht Erbitterung noch Angst noch grimmer Aerger. Es gibt kein Wort in der Welt, womit sich das bezeichnen ließe. Es brannte ihn, es verzehrte ihn, er hätte die ganze Welt mit seinem Rosse zerstampfen, das ganze Land von Kiew bis Galitsch sammt den Menschen, sammt allem in's schwarze Meer versenken mögen. Aber nicht aus Bosheit wollte er das: er wußte selbst nicht warum. Er zitterte und bebte, als dicht vor ihm sich die Karpathen zeigten nnd der hohe Kryvan, der seinen Scheitel mit einer grauen Wolke wie mit einer Mütze bedeckte. Das Roß flog immer weiter und sprengte schon über die Berge. Da zerstreuten sich auf einmal die Wolken, und vor ihm erschien in furchtbarer Majestät — der Ritter .... Er suchte das Roß anzuhalten, er zog mit aller Kraft den Zügel an; das Roß aber wieherte wild, die Mähne sträubend, und sprengte auf den Ritter zu. Jetzt war es dem Zauberer, als stocke in ihm alles, als rühre sich der unbewegliche Reiter und öffne plötzlich seine Augen; er erblickte den auf ihn zufliegenden Zauberer und brach in Lachen aus. Wie der Donner verbreitete sich wildes Gelächter über die Berge und hallte im Herzen

des Zauberers wieder, sein Innerstes erschütternd. Ihm war's, als sei irgend ein Gewaltiger in ihn gedrungen und schreite in seinem Innern, und schlüge mit einem Hammer ihm an's Herz, an die Adern.... so schrecklich klang jenes Lachen in ihm wieder.

Der Reiter ergriff mit fürchterlicher Hand den Zauberer und hob ihn in die Luft. Im Nu starb der Zauberer und öffnete nach dem Tode die Augen; aber er war nun ein Todter und blickte wie ein Todter. So schrecklich blickt kein Lebendiger noch ein Auferstandener. Nach allen Seiten drehte er die Leichenaugen und sah, wie sich Todte erhoben von Kiew und dem galizischen Lande und den Karpathen, alle ihm ähnlich, wie zwei Tropfen Wasser.

Bleich, bleich, einer höher als der andere, einer knöcherner als der andere, stellten sie sich um den Reiter, der in seiner Hand die schreckliche Beute hielt. Noch einmal lachte der Ritter und schleuderte dieselbe in den Abgrund. Da sprangen sie Alle in den Abgrund und griffen den Todten auf und bohrten ihre Zähne in ihn. Noch Einer, höher als Alle, schrecklicher als Alle, wollte sich aus der Erde emporheben, aber er konnte nicht, er war nicht im Stande das zu thun, so riesengroß war er in die Erde gewachsen; hätte er sich erhoben, er hätte die Karpathen, Sieben-

bürgen und die Türkei umgestürzt. Er rührte sich nur ein wenig, und davon bebte die ganze Erde, und viele Häuser stürzten ein, und viele Menschen wurden verschüttet.

Oft hört man in den Karpathen ein Pfeifen, wie wenn tausend Mühlen mit ihren Rädern im Wasser sausen: das sind die Todten, die den Leichnam nagen im bodenlosen Abgrund, den noch nie ein Mensch gesehen, da jeder vorbeizugehen fürchtet. Manchmal auch geschah's in der ganzen Welt, daß die Erde von einem Ende zum andern bebte. Gelehrte Leute sagen, das komme daher, weil irgendwo in der Nähe des Meeres ein Berg sei, aus welchem Feuer hervorbricht und brennende Ströme fließen. Aber die Greise, die in Ungarn und im galizischen Lande leben, wissen das besser und sagen, das sei, weil der in die Erde gewachsene große, große Todte sich erheben wolle und die Erde erschüttere.

XVI.

In der Stadt Gluchow hatte sich das Volk um einen alten Panduristen versammelt und hörte schon eine Stunde, wie der Blinde die Pandura*) spielte. So wundervolle Lieder und so schön hat noch kein Pandurist gesungen. Erst besang er die alte Hetmanschaft unter Sagaidatschni und Chmelnizki. Das war eine andere Zeit: die Kosakenschaft war in Ehren, ihre Rosse zertraten die Feinde, und Niemand wagte über sie zu spotten. Der Greis sang auch lustige Lieder und ließ seine Blicke über die Menge schweifen, wie wenn er sähe, indeß seine Finger rasch über die Saiten flogen, die von selbst zu spielen schienen; und das Volk ringsumher, die alten mit gesenktem Haupte, die jungen Leute, ihre Augen auf den Greis heftend, getraute sich nicht einmal zu flüstern.

*) Ein unter den Kleinrussen übliches dreisaitiges Instrument.

„Halt," sagte der Greis, „ich will Euch etwas singen, was vor langer Zeit geschehen." Das Volk drängte sich noch dichter um ihn, und der Greis sang:

„Unter dem Herrn Stephan, dem Fürsten Siebenbürgens (es war der Fürst Siebenbürgens auch König der Polen) lebten zwei Kosaken: Iwan und Peter. Sie lebten wie zwei Brüder. „Sieh, Iwan, Alles was wir haben, wollen wir theilen. Hat Einer Freud', so hab' auch der Andere Freud'; ist Einem weh, so sei's auch dem Andern. Wenn Einer was erbeutet, so theilen wir die Beute; kommt Einer in Gefangenschaft, so verkaufe der Andere Alles und zahle das Lösegeld, wo nicht, so geh' er auch in die Gefangenschaft." Und es ist wahr, Alles was die Kosaken bekamen, theilten sie: nahmen sie fremdes Vieh weg oder Rosse, sie theilten Alles untereinander.

* * *

König Stephan führte Krieg mit den Türken. Schon drei Wochen währte der Krieg, und noch kann er den Feind nicht vertreiben. Die Türken aber hatten einen Pascha, der allein mit zehn Janitscharen ein ganzes Regiment zusammenhauen konnte. Da that König Stephan kund und zu wissen: wenn sich ein Tapferer fände, der ihm den Pascha lebendig oder

todt brächte, so wolle er ihm allein so viel Sold zahlen, als er dem ganzen Heere gebe. „Komm Bruder, laß uns den Pascha einfangen!“ sagte Iwan zu Peter. Und die beiden Kosaken ritten nach verschiedenen Seiten aus.

* *
*

Ob nun Peter den Pascha noch gefangen hätte oder nicht — schon führt ihn Iwan mit der Schlinge um den Hals zum König. „Wackerer Gesell!“ sagte König Stephan und hieß ihm so viel Sold zahlen, als das ganze Heer erhielt, und hieß ihm Land überlassen, wo er wolle, und Vieh geben, so viel er wünsche. Als Iwan vom Könige den Sold empfing, theilte er ihn noch am selben Tag mit Peter. Peter nahm die Hälfte des königlichen Soldes, konnt' es aber nicht ertragen, daß Iwan solche Ehre vom König zu Theil ward, und barg tief im Herzen Gedanken der Rache.

* *
*

Es ritten die zwei Ritter nach dem vom König geschenkten Land hinter den Karpathen. Der Kosak Iwan setzte seinen Sohn neben sich auf's Roß, indem er ihn an sich band. Schon brach die Dämmerung herein, sie ritten immerfort. Der Knabe schlief ein;

auch Iwan begann zu schlummern. Schlafe nicht Kosak, die Wege auf den Bergen sind gefährlich! ... Aber der Kosak hat ein Roß, das überall selbst den Weg weiß; es strauchelt nicht und tritt nicht fehl. Zwischen den Bergen ist eine Kluft, deren Grund hat noch Niemand gesehen; es ist so weit bis auf den Grund wie von der Erde zum Himmel. Ueber die Kluft führt ein Weg; zwei Menschen können da nebeneinander reiten, drei aber durchaus nicht. Vorsichtig schritt das Roß mit dem schlummernden Kosaken. Daneben ritt Peter und bebte, und hielt den Athem an vor Freude. Er sah sich um und stieß seinen Busenfreund in den Abgrund; und Roß und Kosak und Knabe flogen in die Tiefe.

* *
*

Im Falle aber griff der Kosak an einen Ast, und das Roß allein stürzte hinab. Mit seinem Sohn auf den Schultern suchte er hinaufzuklimmen; schon war er bald oben, da erhob er die Blicke und sah, wie Peter den Speer nach ihm richtete, ihn zurückzustoßen. „Du mein gerechter Gott! Hätte ich doch lieber den Blick nicht erhoben, als daß ich sehe, wie mein Bruder mich mit dem Speer zurückstoßen will! O mein geliebter Bruder! durchbohre mich mit dem Speer,

wenn mir's einmal so beschieden ist; aber nimm meinen Sohn; was hat der schuldlose Knabe vergangen, daß er eines so grausen Todes sterben soll?" Peter lachte und stieß ihn mit dem Speer, und Kosak und Knabe flogen in den Abgrund. Da nahm sich Peter alles Gut und lebte wie ein Pascha. Solche Roßheerden hatte Keiner, wie Peter, und nirgends gab es so viel Schafe und Hammel wie bei ihm. Und Peter starb.

* *
*

Als Peter starb, rief Gott die Seelen der beiden Freunde, Peters und Iwans, vor Gericht. „Ein großer Sünder ist dieser Mensch!" sagte Gott: „Iwan! ich finde nicht gleich eine Strafe für ihn; wähle Du ihm selbst eine!" Lange sann Iwan, eine Strafe erdenkend; endlich sprach er: „Ein großes Leid hat dieser Mensch mir angethan: er hat seinen Bruder verrathen, wie Judas, und meiner ehrlichen Nachkommenschaft mich beraubt. Ein Mann aber ohne ehrliche Nachkommenschaft ist wie ein hingestreutes Saatkorn, das fruchtlos in der Erde verloren geht. Es kommt nicht auf, und Niemand weiß, daß es da gewesen.

* *
*

„So füge es denn, o Gott, also, daß seine ganze Nachkommenschaft kein Glück auf Erden habe; daß der Letzte seines Geschlechtes ein solcher Bösewicht sei, wie es noch keinen auf der Welt gegeben. Und von jeder seiner Missethaten sollen seine Ahnen und Urahnen im Grabe keine Ruhe finden und unerhörte Qual leidend sich aus den Gräbern erheben! Der Judas Peter aber soll nicht im Stande sein sich emporzuheben und hierdurch noch bittrere Qual leiden; er soll in die Erde beißen, wie ein Rasender, und sich winden unter der Erde.

* * *

Und wenn das Maß der Uebelthaten jenes Mannes voll ist, so erhebe mich, Gott, aus diesem Abgrund zu Rosse auf den höchsten Berg, und da mag er zu mir kommen, und ich will ihn von jenem Berg in die tiefste Tiefe werfen; und alle seine todten Ahnen und Urahnen, wo sie immer gelebt, sollen aus den verschiedensten Enden der Welt herbeiziehen, um ihn zu nagen für die Pein, die er ihnen angethan, und ihn ewig nagen, und ich will an seinen Qualen mich weiden! Der Judas Peter aber soll aus der Erde sich nicht erheben können, er soll auch ihn nagen

wollen, aber sich nur selbst nagen, und seine Gebeine sollen immer länger wachsen, damit sein Schmerz noch heftiger werde. Das wird seine schrecklichste Qual sein; denn keine größere Qual gibt es für den Menschen, als sich rächen wollen und nicht rächen können."

* *
*

„Fürchterlich ist die Strafe, die Du erdacht, Mensch!" sagte Gott: „mag alles so sein, wie Du gesprochen: aber sitze Du auch dort ewig auf deinem Roß und sollst das Himmelreich nicht haben!"

Und so ist alles geschehen. Noch heutzutage sitzt auf den Karpathen zu Roß ein wunderbarer Ritter und sieht, wie in der bodenlosen Tiefe die Todten den Todten nagen, und hört, wie ein unter der Erde liegender Todter in den schrecklichsten Qualen an seinen Gebeinen nagt und furchtbar die ganze Erde erschüttert . . . ."

Schon hatte der Greis das Lied geendet; schon griff er von Neuem in die Saiten; schon sang er die spaßhaften Geschichten von Choma und Jerema und

dem Glaser Stokosa . . . . aber Alt und Jung konnte noch immer nicht zu sich kommen und stand noch lange da mit gesenktem Haupte und dachte an das schreckliche Ereigniß der Vorzeit.

Der Mantel.

Erzählung

von

Nikolaus Gogol.

dem Winde Spielzeug . . . . . aber Fix und Jung konnte noch immer nicht zu sich kommen und stand noch lange da mit gesenktem Haupte und dachte an das schreckliche Ereigniß der Nacht.

Im Departement . . . . aber nein! ich sage lieber nicht, in welchem Departement. Es gibt nichts Grimmigeres in der Welt als die Departements aller Art, die Regimenter, die Kanzleien, mit einem Worte, als die Beamten jeden Faches. Heutzutage geht's so weit, daß jeder Einzelne in seiner Person die ganze Gesellschaft beleidigt glaubt. So soll noch ganz kürzlich ein gewisser Kreishauptmann, ich erinnere mich nicht mehr aus welcher Stadt, eine Klagschrift eingereicht haben, in welcher er sonnenklar darthut, daß die Ordnung des Staates untergraben und der heilige Name desselben geradezu mißbraucht wird. Zum Beweise habe er der Klagschrift einen ungeheuer starken Band irgend eines Romans beigelegt, wo alle zehn Seiten ein Kreishauptmann auftritt, stellenweise sogar in betrunkenem Zustande.

Um daher alle Unannehmlichkeiten zu vermeiden, wollen wir das Departement, von welchem die Rede ist, lieber als ein gewisses Departement bezeichnen.

Also, in einem gewissen Departement diente ein gewisser Beamter — man kann just nicht sagen, von Bedeutung, klein von Wuchs, etwas pockennarbig, etwas fuchshaarig, sogar ein bischen kurzsichtig, mit einer kleinen Glatze über der Stirn, mit Falten auf beiden Backen und von jener Gesichtsfarbe, welche man die hämorrhoidale nennt .... Was ist zu thun! Daran ist das Petersburger Klima Schuld. Was den Rang betrifft (denn bei uns muß man vor allen Dingen den Rang angeben), so war er, was man einen ewigen Titularrath nennt, über den bekanntlich zur Genüge gewitzelt und gestichelt worden ist von gewissen Schriftstellern, welche die löbliche Gewohnheit haben, diejenigen anzupacken, die nicht beißen können. Der Familienname dieses Beamten war Baschmatschkin (Schuhmann). Der Name, wie man sieht, stammte einmal von einem Schuh her; aber wann, aus welcher Zeit und auf welche Art er von einem Schuh stammte — darüber ist nichts bekannt. Sowohl der Vater als der Großvater und selbst der Urgroßvater und kurz sämmtliche Baschmatschkins trugen Stiefeln, die sie nur zwei-, dreimal des Jahres besohlen ließen. Sein Tauf- und Vatername war Akaki Akakiewitsch. Vielleicht wird derselbe dem Leser ein wenig sonderbar und gesucht

vorkommen: aber ich kann versichern, daß er keineswegs gesucht worden, sondern es fügte sich so von selbst, daß sich gar kein andrer Name geben ließ. Das geschah nämlich folgender Maßen: Akaki Akakiewitsch wurde, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, in der Nacht auf den 23. März geboren. Seine selige Mutter, die Gattin eines Beamten und eine sehr brave Frau, schickte sich an, das Kind, wie sich's gehört, taufen zu lassen. Die Mutter lag noch im Bette, der Thür gegenüber; zur Rechten stand ihr Gevatter Iwan Iwanowitsch Jeroschkin, ein vortrefflicher Mann, ehemaliger Actuar im Senate, und zur Linken ihre Gevatterin, die Gemahlin des Viertelmeisters, Arina Sewenowo Belobruschkowa, eine Frau von seltenen Vorzügen. Man schlug der Wöchnerin zur Auswahl drei Namen vor: Mokkius, Sosius, oder, wenn sie wollte, den des Märtyrers Chosdasata. „Nein," dachte die Selige, „das sind mir zu seltsame Namen." Ihr zu Liebe wurde der Kalender an einer andern Stelle aufgeschlagen: abermals drei Namen: Triphilius, Dula und Barachasius. „Das ist eine Strafe Gottes," sagte die Alte: „was das nur für Namen sind! Wahrhaftig, die habe ich mein Lebtag nicht gehört. Wenn es noch Baradat oder Baruch wäre — aber Triphilius und Barachasius!" Man

blätterte weiter, da fand man: Pausikasius und Bachthisius. „Nun ich sehe schon,“ versetzte die Alte: es muß ihm wohl nicht beschert sein! Wenn es einmal so ist, so mag er lieber heißen, wie sein Vater geheißen hat. Der Vater hieß Akaki, mag der Sohn auch Akaki heißen.“ Auf diese Weise entstand Akaki Akakiewitsch. Das Knäblein wurde getauft, wobei es zu weinen anfing und ein solches Gesicht schnitt, als hätte es geahnt, daß es Titularrath sein würde. Auf solche Art also war dies alles zugegangen. Wir erwähnen das nur, damit der Leser sich selbst überzeugen kann, daß dies nothwendiger Weise geschah, und daß sich durchaus kein anderer Name geben ließ.

Wann er ins Departement eingetreten und wer ihn angestellt — dessen konnte sich Niemand erinnern. So viel auch Direktoren und sonstige Vorgesetzte gewechselt hatten, ihn sah man immer auf demselben Flecke, in derselben Stellung, bei derselben Beschäftigung, immer als denselben Registrator — sodaß man zuletzt annahm, er müsse wahrscheinlich schon fir und fertig so zur Welt gekommen sein, mit der Interimsuniform und der Glatze auf dem Kopfe. Im Departement erwies man ihm nicht die geringste Achtung. Die Diener blieben nicht allein sitzen, wenn er durch den Saal ging, sondern sie warfen ihm nicht ein

mal einen Blick zu, wie wenn eine bloße Fliege vorbeigeflogen wäre. Die Vorgesetzten behandelten ihn despotisch kalt. Irgend ein Gehilfe des Actuars schob ihm die Acten gerade unter die Nase, ohne auch nur zu sagen: „Schreiben Sie's ab," oder: „Das ist ein hübsches, interessantes Stück," oder sonst irgend eine Freundlichkeit, wie das unter wohlerzogenen Expedienten zu sein pflegt. Und er nahm's, sah blos auf die Acten, nicht wer sie ihm vorgelegt, und ob dieser dazu befugt war. Er nahm's und ging gleich ans Abschreiben. Die jungen Beamten lachten und spöttelten über ihn, so weit ihr Kanzleiwitz reichte, erzählten sich in seiner Gegenwart mancherlei Geschichten, die sie sich von ihm ausgedacht, und von seiner Wirthin, einer siebzigjährigen Alten, sagten, daß diese ihn schlüge, fragten ihn, wann er sie heirathen würde, schütteten ihm Papierchen auf den Kopf und meinten, es sei Schnee. Aber Akaki Akakiewitsch erwiederte darauf kein Wort, als höre und sehe er Niemand. Es hatte nicht einmal Einfluß auf seine Beschäftigung: unter all diesen Neckereien machte er keinen einzigen Fehler im Schreiben. Nur wenn die Scherze gar zu unerträglich wurden, wenn man ihn an den Arm stieß und in seiner Arbeit hinderte, sagte er: „Laßt mich, warum kränkt Ihr mich!" Und et-

was Seltsames lag in diesen Worten, in dem Tone, in welchem er sie sprach. Es klang etwas darin, was so sehr zum Mitleid neigte, daß ein neu angestellter junger Mann, der nach der Andern Beispiel sich auch erlaubt hätte, über ihn zu spotten, auf einmal innehielt, wie wenn ihm ein Messer durch's Herz fuhr — und von der Zeit kam ihm alles wie verändert vor, erschien ihm alles in einem andern Lichte. Eine gewisse überirdische Macht stieß ihn von seinen Kameraden ab, mit denen er sich befreundet hatte, sie für anständige, gebildete Leute haltend. Und noch lange nachher, in den froheſten Augenblicken schwebte ihm der kleine Beamte vor, mit der Glatze auf dem Kopfe, mit seinen durchdringenden Worten: „Laßt mich, warum kränkt Ihr mich!" — und in diesen durchdringenden Worten klangen noch andere: „Ich bin Dein Bruder." Und da bedeckte sich der arme junge Mann das Gesicht mit den Händen, und viele Mal in seinem Leben hat er später gebebt, als er sah, wieviel Unmenschlichkeit im Menschen sei, wieviel wilde Rohheit hinter der feinen, gebildeten Lebensart stecke — ja, du lieber Himmel! sogar in einem Menschen, den die Welt für edel und brav anerkennt . . . .

Kaum gab es Jemand, der so in seinem Amte lebte, wie er. Es ist wenig gesagt: er diente mit

Eifer, nein, er diente mit Liebe. Dort, über dem Abschreiben ging ihm eine eigene, mannigfaltige und angenehme Welt auf. Vergnügen malte sich auf seinem Gesichte; einige Buchstaben waren seine Lieblinge; wenn er an diese kam, verlor er sich ganz: er lächelte, blinzelte und half mit den Lippen nach, so daß man in seinen Gesichtszügen, schien es, jeden Buchstaben lesen konnte, den seine Feder hinzeichnete. Wenn man ihn seinem Eifer gemäß belohnt hätte, so wäre er, vielleicht zu seinem eigenen Erstaunen, noch Staatsrath geworden; aber er ersaß sich, wie seine Collegen, die Witzlinge, sich auszudrücken pflegten, kein Kreuz ins Knopfloch, sondern Schmerzen ins Kreuz. — Uebrigens kann man nicht sagen, daß ihm gar keine Aufmerksamkeit erwiesen wurde. Einer der Directoren, der ein guter Mensch war und ihn für seinen langen Dienst belohnen wollte, befahl ihn mit etwas Wichtigerem zu beschäftigen als mit gewöhnlichem Abschreiben. Und zwar sollte er aus bereits geschlossenen Acten einen Bericht an eine andere Behörde abfassen. Die ganze Sache bestand darin, daß die Aufschrift geändert und hie und da bei den Zeitwörtern die dritte Person statt der ersten gesetzt würde. Das machte ihm solche Arbeit, daß er ganz in Schweiß

kam, sich die Stirne rieb und zuletzt sagte: „Nein, gebt mir lieber etwas abzuschreiben.“ Seitdem ließ man ihn immer beim Abschreiben. Außerhalb desselben schien für ihn nichts zu existiren. Er bekümmerte sich nicht im Geringsten um seine Kleidung. Die Interimsuniform, die er trug, war nicht mehr grün, sondern von röthlich-mehlartiger Farbe, der Kragen daran schmal und niedrig, so daß sein Hals, der nichts weniger als lang war, herausragte und von ungewöhnlicher Länge schien, wie bei jenen Gypskatzen, welche ganze Schaaren russischer Ausländer auf dem Kopfe zum Verkauf herumtragen. Und immer blieb an seinem Rock etwas hängen: entweder etwas Heu oder ein Faden; auch besaß er die seltene Kunst, so oft er über die Straße ging, gerade in dem Augenblicke unter ein Fenster zu kommen, wo zu demselben aller Kehricht hinausgeworfen wurde, weshalb er auf seinem Hute immer Melonenkörner und ähnliches Zeug davon trug. Kein einzig Mal im Leben wandte er seine Aufmerksamkeit auf das, was auf der Straße vorging, worauf bekanntlich seine Collegen, die jüngern Beamten, beständig Acht haben. Geht doch der Scharfsinn dieser letztern so weit, daß sie sogar bemerken, bei welchem Fußgänger auf der andern Seite des Trottoirs unten an den

Hosen sich die Strippen losgetrennt — was ihnen stets ein schelmisches Lächeln entlockt! Akaki Akakiewitsch aber, wenn er auch auf etwas hinblickte, sah überall seine zierlichen, gerade geschriebenen Zeilen, und nur etwa wenn auf einmal, er wußte nicht wie, ein Pferdemaul auf seine Schulter zu liegen kam und aus den Nüstern ihm einen rechten Wind auf die Wange blies, nur dann bemerkte er, daß er sich nicht in der Mitte der Zeile, sondern in der Mitte der Straße befand. Kam er nach Hause, so setzte er sich gleich an den Tisch, löffelte hastig seine Kohlsuppe, aß Fleisch mit Lauch, ohne zu achten, wie es schmeckte, und aß das alles mit Fliegen und was sonst noch der Zufall hineingebracht. Spürte er, daß ihm der Magen zu schwellen anfing, so stand er vom Tische auf, holte sein Tintenfaß hervor und schrieb Acten ins Reine, die er nach Hause mitnehmen konnte. Hatten sich just keine solchen gefunden, so verfertigte er zu seinem eigenen Vergnügen eine Copie für sich, falls ein Actenstück bemerkenswerth war, nicht etwa durch Stylschönheiten, sondern durch die Adresse an irgend eine neue oder wichtige Person.

Selbst in jenen Stunden, wenn der graue Petersburger Himmel völlig dunkel wird, wenn das ganze Beamtenvölkchen sich satt gegessen, und zwar

jeder so gut er konnte, je nach seinem Gehalt und seinem Appetit, wenn alles schon ausruht von dem Kritzeln der Federn in den Kanzleien, von dem Umherrennen in eignen und fremden Geschäften und von allem, was der unverwüstliche Mensch, mehr sogar als nöthig, sich freiwillig auferlegt, wenn die Beamten den Rest ihrer Zeit Vergnügungen zu widmen eilen: der Kunstsinnige ins Theater fliegt, ein Anderer auf die Straße, um seine Muße an die Betrachtung einiger Hütchen zu wenden, ein Dritter den Abend damit hinbringt, einem hübschen Mädchen, dem Stern eines kleinen Beamtenkreises, den Hof zu machen, wieder ein Anderer (und das ist am häufigsten der Fall) sich geradeswegs zu einem seiner Collegen begibt, zwei, drei Treppen hoch, in ein Paar Zimmer mit Vorsaal oder Küche und schon mit einigen Ansprüchen auf Eleganz, nämlich mit einer Lampe oder sonst irgend einem Ding, das mit vielen Opfern erkauft worden, mit manchem Verzicht auf Diners und Spazierfahrten — kurz selbst dann, wenn alle Beamte in den kleinen Wohnungen ihrer Freunde Whist spielen und Thee aus Gläsern nebst Pfennigzwieback genießen, wenn sie den Rauch aus ihren langen Pfeifen ziehen und beim Kartengeben eine Klatscherei erzählen, die ihnen aus der

vornehmen Gesellschaft zugeflogen (denn diese kommt einem Russen nie und unter keinerlei Umständen aus dem Sinn), oder auch wenn sie über nichts zu sprechen haben und die ewige Anekdote von dem Commandanten wieder vorbringen, welchem man angezeigt, daß eine Frevlerhand dem Pferde des Petermonumentes den Schweif gestutzt — mit einem Worte, selbst dann wenn alles sich zu zerstreuen suchte, gab Akaki Akakiewitsch sich keiner Zerstreuung hin. Niemand konnte sagen, daß er ihn je in irgend einer Abendunterhaltung gesehen. Nachdem er sich am Schreiben eine rechte Güte gethan, ging er zu Bette und lächelte im Voraus vergnügt bei dem Gedanken an den morgenden Tag, an das, was ihm Gott morgen zum Abschreiben bescheren würde. So floß das stille Leben dieses Menschen hin, der bei vierhundert Rubeln Gehalt mit seinem Loose zufrieden zu sein wußte, und so hätte er vielleicht ein hohes Alter erreicht, wenn es nicht vielfache Unglücksfälle gäbe, die auf den Lebensweg nicht blos der Titularräthe, sondern auch der Hof-, Geheim- wirklichen Geheim- und aller andern Räthe gestreut sind, ja sogar derjenigen, die Niemandem rathen und von Niemandem Rath annehmen.

In Petersburg haben alle Beamten, die nicht über vierhundert Rubel Gehalt bekommen, einen

rechten Todfeind. Dieser Feind ist Niemand anders als unser nordischer Frost, wiewohl man übrigens sagt, daß er ganz gesund sein soll. Um neun Uhr Morgens, also genau um die Stunde, wo sich die Straßen mit Kanzleigängern füllen, beginnt er so heftige und so prickelnde Stüber sämmtlichen Nasen ohne Wahl zu ertheilen, daß die armen Beamten geradezu nicht wissen, wo sie sie hinthun sollen. In der Zeit, wo selbst den Höhergestellten vom Froste die Stirn weh thut und Thränen in die Augen dringen, sind die armen Titularräthe oft ganz schutzlos. Ihre einzige Rettung besteht darin, daß sie im dünnen Mäntelchen so schnell als möglich über die fünf, sechs Straßen laufen und dann beim Portier so lange mit den Füßen stampfen, bis die auf dem Wege erfrornen Fähigkeiten und Talente für die gehörigen Bureaus aufthauen. Akaki Akakiewitsch fing seit einiger Zeit zu spüren an, daß es ihn besonders stark am Rücken und an der Schulter durchwehe, ungeachtet er die gesetzliche Strecke so schnell als möglich zu durchlaufen suchte. Endlich fiel ihm ein, ob sein Mantel nicht einige Schäden habe. Als er ihn zu Hause recht aufmerksam besah, entdeckte er, daß derselbe an zwei bis drei Stellen, namentlich am Rücken und an der Schulter gerade wie Leinwand geworden war. Das

Tuch hatte sich so abgerieben, daß man durchsehen konnte, und das Futter war auseinander gefahren. Man muß wissen, daß auch mit dem Mantel Akaki Akakiewitschs die Kanzlisten Gespött trieben. Sie entzogen demselben lange den edlen Namen eines Mantels und nannten ihn Capote. Er war in der That sonderbar beschaffen, der Kragen wurde mit jedem Jahr kleiner, weil er zum Ausflicken der anderen Theile diente. Das Geflickte aber zeugte just nicht für die Kunst des Schneiders und machte sich allerdings plump und häßlich. Als Akaki Akakiewitsch sah, woran es lag, fand er, daß es nöthig sein würde, den Mantel zu Petrowitsch hinzutragen, einem Schneider, der in vierter Etage über der Hintertreppe wohnte und trotzdem, daß er nur ein Auge und Pockennarben auf dem ganzen Gesicht hatte, mit recht gutem Erfolge die Röcke und Hosen der Beamten und anderer Leute flickte, natürlich, wenn er nüchtern war und sein Kopf nicht größere Entwürfe hegte.

Von diesem Schneider sollte ich eigentlich nicht viel reden, aber da es nun einmal so eingeführt ist, daß in einer Erzählung jeder Charakter vollständig gezeichnet sein muß, so bleibt mir nichts übrig, auch Petrowitsch muß dran. Erst hieß er nur Gregor schlecht-

weg und war Leibeigener eines gewissen Herrn. Petrowitsch nannte er sich, seit er frei geworden und an jedem Feiertage stark zu trinken anfing — erst nur an den hohen, hernach aber ohne Unterschied an allen Kirchfesten, wo nur im Kalender ein Kreuzchen stand. In der Beziehung blieb er der Sitte der Väter treu und zankte deshalb mit seiner Frau, die er ein weltlich gesinntes Weib, eine Deutsche schalt. Da wir einmal etwas über sie haben fallen lassen, müssen wir wohl auch von ihr ein Paar Worte sagen: nur war leider von ihr nicht viel mehr bekannt, als daß sie die Frau Petrowitschs und kein Tuch auf dem Kopfe, sondern eine Haube trug; einer auffallenden Schönheit aber, wie es schien, konnte sie sich just nicht rühmen. Wenigstens waren es nur die Gardesoldaten, die, wenn sie ihr begegneten, ihr unter die Haube sahen, wobei sie mit dem Schnurrbart zuckten und einen ganz eigenen Ton ausstießen.

Die Treppe, welche zu Petrowitsch führte (man muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen) war ganz überzogen von Wasser, von Spülicht und durch und durch von jenem Spirituosenduft durchdrungen, der die Augen beizt und bekanntermaßen auf allen Hintertreppen der Petersburger Häuser unausweichlich ist. Als Akaki Akakiewitsch diese Treppe hinauf-

stieg, dachte er schon darüber nach, wieviel Petrowitsch verlangen würde, und nahm sich vor, nicht mehr als zwei Rubel zu geben. Die Thür stand offen, weil die Hausfrau, die einen Fisch sott, in der Küche so viel Rauch gemacht hatte, daß man nicht einmal die Küfer sehen konnte. Akaki Akakiewitsch ging durch die Küche, ohne selbst von der Hausfrau bemerkt zu werden, und kam endlich in das Zimmer, wo er Petrowitsch auf einem breiten, ungestrichenen hölzernen Tische mit untergeschlagenen Beinen wie einen türkischen Pascha sitzen sah. Nach der Sitte aller Schneider, wenn sie bei ihrer Arbeit sind, saß er barfuß. Vor allem fiel der unserm Akaki wohlbekannte Finger in die Augen mit dem eigenthümlich verkrüppelten, wie Schildkrot dicken und starken Nagel. Um den Hals Petrowitschs hing ein Bündel Seide und Zwirn, und auf den Knieen hielt er irgend einen alten Lumpen. Er hatte schon drei Minuten lang den Faden durch das Nadelöhr zu ziehen gesucht und traf nicht, weshalb er sehr erbost war auf die Dunkelheit und auf den Faden selbst und halblaut murrte: „Will nicht hinein, das niederträchtige Ding — was du mich ärgerst, du...“

Es war Akaki Akakiewitsch unangenehm, gerade in einem Augenblicke zu kommen, wo Petrowitsch

ärgerlich war: am liebsten bestellte er etwas bei Petrowitsch, wenn dieser sich ein wenig encouragirt oder, wie seine Frau sich auszudrücken pflegte, „mit Branntwein sich vollgeladen, der einäugige Teufel!" In solchem Zustande gab Petrowitsch gern nach und war alles zufrieden, er verbeugte sich sogar und dankte jedesmal. Hernach kam freilich die Frau und jammerte, der Mann sei betrunken gewesen und habe zu wenig verlangt: doch da brauchte er nur noch ein Paar Gröschchen zuzugeben, und die Sache war abgemacht. Jetzt aber schien Petrowitsch nüchtern und somit schroff, ungefällig und im Stande, weiß der Teufel was für Preise vorzuschlagen. Akaki Akakiewitsch merkte das und hätte gleich, wie man zu sagen pflegt, rechtsum machen mögen: aber es war einmal geschehen. Petrowitsch blinzelte ihn unverwandt mit seinem einzigen Auge an, und Akaki sprach unwillkürlich: „Guten Tag, Petrowitsch." — „Guten Tag, lieber Herr," erwiederte Petrowitsch und schielte nach der Hand Akaki's, um zu sehen, welche Art Beute diese trug.

„Höre, Petrowitsch, ich komme zu Dir von wegen ... Dings da..."

Man muß nämlich wissen, daß Akaki Akakiewitsch sich größtentheils in Präpositionen, Nebenwör-

tern und öfters in solchen Partikeln ausdrückte, die gar keinen Sinn haben. Wenn es sich aber um etwas Schwieriges handelte, so hatte er sogar die Gewohnheit, den Satz nicht einmal zu beenden; so z. B. begann er sehr oft seine Rede mit den Worten: „Das ist allerdings von wegen ...“ und weiter kam nichts; er selbst hatte alles vergessen und glaubte es schon gesagt zu haben.

— „Was denn?“ fragte Petrowitsch und besah zu gleicher Zeit mit seinem einzigen Auge die ganze Uniform Akaki's, vom Kragen bis zu den Aermeln, die Taille, die Falten und Knopflöcher, was ihm alles wohlbekannt war, da er es selbst verfertigt hatte. Das ist nun einmal die Weise der Schneider; das ist das Erste, was sie thun, wenn sie mit Euch zusammenkommen.

„Weißt Du, Petrowitsch, von wegen ... Dings ... der Mantel, siehst Du, das Tuch ist an allen andern Stellen noch ganz fest, nur ein wenig bestäubt und darum sieht es wie alt aus, aber es ist eigentlich neu; nur hier und da eine Stelle ein wenig ... Dings ... am Rücken und auf der einen Schulter hat es sich ein wenig abgerieben und außerdem noch auf dieser Schulter ein wenig, siehst Du, das ist alles ... Gar nicht viel Arbeit ...“

Petrowitsch nahm die „Capote," breitete dieselbe erst auf den Tisch, besah sie lange, schüttelte den Kopf und griff ins Fenster nach einer runden Tabaksdose mit dem Portrait irgend eines Generals (welches, konnte man nicht wissen, weil die Stelle, wo sich das Gesicht befand, mit dem Finger durchgestoßen und dann mit einem viereckigen Papierstreifen verklebt war). Nachdem er eine Prise genommen, hing Petrowitsch die Capote sich über die Hände, besah sie gegen das Licht und schüttelte abermals den Kopf. Darauf wendete er das Futter nach oben, schüttelte wieder den Kopf, nahm wieder den Deckel mit dem papierverklebten General ab, stopfte sich die Nase voll Tabak, machte dann die Dose zu und sagte endlich: „Nein, das kann man nicht ausbessern: eine schlechte Garderobe!"

Unserm Akaki bebte das Herz im Leibe bei diesen Worten. „Warum kann man nicht, Petrowitsch?" sagte er fast mit der flehenden Stimme eines Kindes. „Es ist doch nichts weiter als auf den Achseln abgerieben, Du wirst doch wohl einige Läppchen haben..."

— „Läppchen hab' ich schon, Läppchen werden sich schon finden," sagte Petrowitsch: „aber ich kann sie nicht annähen, das Zeug ist ganz morsch — wenn

man nur mit der Nadel daran rührt, fährt's auseinander."

„Wenn's auch auseinander fährt, so legst Du gleich ein Fleckchen drauf."

— „Aber wo soll ich's denn hinlegen! Es kann sich ja nicht halten. Der Mantel ist zu abgetragen, es heißt nur noch Tuch: wenn der Wind bläst, so fliegt's auseinander."

„Nun so mach's doch fest. Nun, sollte denn wahrhaftig ... Dings ...!"

— „Nein," sagte Petrowitsch entschieden: „es geht durchaus nicht. Das Zeug ist zu schlecht. Machen Sie sich lieber eine Fußbedeckung daraus, wenn es kälter wird, denn Strümpfe wärmen nicht. Das haben die Deutschen erfunden, um den Leuten das Geld abzunehmen (Petrowitsch stichelte gelegentlich gern auf die Deutschen): aber einen Mantel werden Sie sich wohl neu anschaffen müssen."

Bei dem Worte „neu" wurde es unserm Akaki finster vor den Augen, und alles im Zimmer drehte sich um ihn. Das Einzige, was er deutlich sah, war der General mit dem papierverklebten Gesichte auf der Dose Petrowitschs. „Wie denn neu?" sagte er immer noch wie im Schlafe: „ich habe ja gar kein Geld dazu."

— „Nun ja, neu,“ sagte Petrowitsch mit barbarischer Ruhe.

„Aber ... wenn es nun ein neuer sein sollte ... was würde er denn ... Dings ...“

— „Das heißt, was er kosten wird?“

„Ja.“

— „Nun, drei Fünfzigrubelscheine müssen Sie wenigstens dran wenden,“ sagte Petrowitsch und kniff dabei bedeutsam die Lippen zusammen. Er war ein Freund von starken Effecten, er liebte Einen so plötzlich zu verblüffen und dann von der Seite zu betrachten, welches Gesicht der Verblüffte nach solchen Worten schneide.

„Hundertfünfzig Rubel für einen Mantel!“ schrie der arme Akaki auf, schrie vielleicht das erste Mal in seinem Leben, denn er zeichnete sich sonst durch eine leise Stimme aus.

— „Ja wohl!“ sagte Petrowitsch: „und da kommt's noch auf den Mantel an. Wenn wir einen Marderkragen nehmen und Seidenfutter, so wird er auf zweihundert zu stehen kommen.“

„Lieber Petrowitsch,“ rief Akaki mit bittender Stimme und hörte nicht und wollte nicht auf die Worte Petrowitschs sammt all ihrem Effect hören.

„Bessere ihn doch aus, so gut es geht, daß ich ihn wenigstens noch eine Zeit lang tragen kann.“

— „Nein! das wäre verlorne Mühe und weggeschmissenes Geld,“ sagte Petrowitsch, und Akaki verließ ihn nach solchen Worten ganz vernichtet. Petrowitsch aber stand noch lange, nachdem sich jener entfernt, bedeutsam die Lippen zusammenkneifend und ohne an seine Arbeit zu gehen, zufrieden, daß er weder sich weggeworfen noch die Schneiderkunst herabgewürdigt habe.

Als Akaki auf die Straße kam, war er wie im Traume. „So also steht die Sache!“ sprach er zu sich selbst: „hätte doch wahrlich nicht gedacht, daß es so käme....“ Darauf setzte er nach einigem Schweigen hinzu: „Also auf die Art! So stehts! Das habe ich mir wahrhaftig gar nicht denken können!“ Hier folgte abermals langes Schweigen, und dann sagte er: „So also! Das ist aber doch wirklich ein ganz unerwarteter...Dings... nun wirklich, ein solcher Umstand...“

Nachdem er dies gesagt, schlug er, ohne es zu merken, anstatt nach Hause zu gehen, eine ganz entgegengesetzte Richtung ein. Auf dem Wege streifte ihn ein Essenkehrer mit seiner unsaubern Seie und färbte ihm den Rücken schwarz; von dem Giebel eines im Bau begriffenen Hauses fiel eine ganze Schürze Kalk

auf ihn herab; er merkte das alles nicht, und erst als er auf einen Straßenwächter stieß, der seine Hellebarde neben sich hingestellt und aus dem kleinen Horn Tabak in die warzige Faust schüttete, kam er ein wenig zur Besinnung, und das auch nur, weil ihm der Straßenwächter sagte: „Was kriechst Du Einem auf die Nase! Hast Du denn kein Trochtuar?" Dies veranlaßte ihn sich umzusehen und nach Hause umzukehren. Hier erst sammelte er seine Gedanken, gewann ein klares, wirkliches Bild seiner Lage und sprach nicht mehr abgebrochen zu sich, sondern besonnen und aufrichtig, wie zu einem vernünftigen Freunde, mit dem man die intimste Herzenssache besprechen kann.

„Nein," sagte Akaki: „heute ist mit Petrowitsch nicht zu reden; heute, scheint's, muß ihn seine . . . Dings . . . seine Frau geprügelt haben. Ich gehe lieber Sonntag früh zu ihm: auf den Sonnabend wird er stark schielen und verschlafen sein; dann wird ihm ein Räuschchen Noth thun, und seine Frau wird ihm kein Geld geben wollen, und dann schiebe ich ihm ... Dings ... ein Paar Gröschchen in die Hand, das wird ihn geschmeidiger machen, und dann wird er den Mantel schon ... Dings ..."

So erwog Akaki bei sich selbst, sprach sich Muth zu und wartete bis zum nächsten Sonntag. Als er

von Weitem die Frau Petrowitschs aus dem Hause gehen sah, begab er sich gleich zu ihm. Petrowitsch schielte wirklich auf den Sonnabend sehr stark, senkte den Kopf zu Boden und war ganz verschlafen. Gleichwohl hatte er kaum gehört, wovon die Rede sei, so war's, als hetzte ihn der Teufel. „Nein, es geht nicht," sagte er: „haben Sie die Güte, bestellen Sie einen neuen Mantel."

Jetzt schob ihm Akaki die Paar Groschen in die Hand. „Ich danke, lieber Herr," sagte Petrowitsch: „will mich ein bischen stärken, auf Ihre Gesundheit: und was Ihren Mantel betrifft, den schlagen Sie sich ganz aus dem Sinn: er ist auch keinen Pfifferling werth — aber ich will Ihnen einen neuen machen, der soll eine Pracht sein, da gebe ich Ihnen mein Wort drauf."

Akaki Akakiewitsch fing wieder von der Reparatur an — aber Petrowitsch hörte ihn nicht und sagte: „Einen neuen will ich Ihnen schon machen, verlassen Sie sich drauf; ich werde mein Möglichstes thun. Wir können auch, wie es jetzt Mode ist, ein Paar neusilberne Schnallen an den Kragen setzen zum Zuhefteln."

Nun sah Akaki Akakiewitsch wohl ein, daß es ohne einen neuen Mantel nicht abgehen würde, und

ihm sank völlig der Muth. In der That, womit einen Mantel anschaffen? wo das Geld hernehmen? Gewissermaßen konnte er sich freilich auf die kommende Feiertagsgratification verlassen, aber das Geld war schon längst im Voraus berechnet und vertheilt. Er mußte neue Beinkleider haben, dem Schuhmacher eine frühere Schuld bezahlen, der ihm nämlich ein Paar alte Stiefel vorgeschuht, bei der Nähterin drei Hemden bestellen und zwei Stück von jener Wäsche, die man in der Büchersprache nicht gut nennen kann. Mit einem Worte: das Geld mußte ganz aufgehen, und sollte der Director auch so gnädig sein, statt der vierzig Rubel Gratification, fünfundvierzig oder funfzig anzusetzen, so bliebe doch nur eine rechte Kleinigkeit, die sich im Mantelcapitale wie ein Tropfen im Meere verlieren würde. Zwar wußte er auch, daß Petrowitsch, wenn er seine Laune hatte, teufelsmäßige Preise vorschlug, so daß bisweilen seine Frau selbst sich nicht enthalten konnte auszurufen: „Bist Du von Sinnen, Dummkopf? Einmal arbeitest Du um ein Spottgeld, und jetzt treibt Dich der Böse so viel zu verlangen, als Du selber nicht werth bist.“ Zwar wußte er, daß Petrowitsch auch für achtzig Rubel einen herstellen würde — aber wie treibt man die achtzig Rubel auf? Die Hälfte ließe sich noch

schaffen, die Hälfte fände sich schon, vielleicht sogar noch etwas drüber, aber wo die andere Hälfte nehmen? .... Doch zuvörderst muß der Leser erfahren, wo die erste Hälfte herkam. Akaki hatte die Gewohnheit, von jedem Rubel, den er ausgab, ein Paar Kopeken in ein verschlossenes Kästchen zu thun, in welches das Geld durch eine Oeffnung am Deckel hineingeworfen wurde. Nach Ablauf jedes halben Jahres revidirte er das gesammelte Kupfer und wechselte es in kleines Silbergeld um. Das setzte er lange Zeit fort, und auf diese Art kam in mehreren Jahren eine Summe von über vierzig Rubeln zusammen. Also die Hälfte hatte er in Händen — aber wo nun die andere hernehmen? Akaki Akakiewitsch sann hin und her und fand, daß er seine gewöhnlichen Ausgaben würde beschränken müssen, wenigstens ein Jahr lang: der Thee des Abends sollte abkommen, kein Licht gebrannt werden, und hätte er ja zu arbeiten, nun, so könnte er ja zu seiner Wirthin ins Zimmer gehen und bei deren Lichte schreiben. Auf der Straße nahm er sich vor, recht leicht und vorsichtig über die Pflastersteine zu schreiten, wo möglich auf den Zehen, um die Sohlen nicht so schnell abzutreten, die Wäsche seltener zum Waschen zu geben und, damit sie nicht zu schmutzig werde, sie, wenn er nach

Hause käme, gleich abzulegen und blos seinen Nankinschlafrock anzubehalten, den er sehr lange hatte und den selbst die Zeit verschonte. Anfangs, das muß man gestehen, fielen ihm diese Beschränkungen etwas schwer, nachher aber ging's doch und er kam hinein: ja, er gewöhnte sich sogar, des Abends vollständig zu hungern. Dafür nährte er sich geistig, indem er die ewige Idee des künftigen Mantels in sich herumtrug. Von der Zeit an hatte sich sein ganzes Dasein mehr ausgefüllt; ihm war, wie wenn er sich verheirathet, wie wenn sich Jemand mit ihm verbunden, wie wenn er nicht mehr allein sei, sondern eine liebende Gefährtin sich entschlossen habe, mit ihm gemeinsam den Lebensweg zu gehen — und diese Gefährtin, es war Niemand anders als ein dickwattirter Mantel, mit starkem, unverwüstlichem Futter. Er wurde lebhafter, sogar charakterfester, wie ein Mensch, der sich bereits ein bestimmtes Ziel vorgesteckt. Von seinem Gesichte und seinem Benehmen verlor sich von selbst alle Ungewißheit, alle Unentschlossenheit, mit einem Worte, alle schwankenden, unbestimmten Züge. Feuer blitzte zuweilen in seinen Augen, durch seinen Kopf zuckte sogar die kühne Idee, ob er nicht wirklich Schnallen an den Kragen setzen lasse? Das Nachdenken darüber machte ihn fast ganz zerstreut; einmal hätte

er sich beinahe verschrieben, so daß er laut ausrief: „Uh!“ und ein Kreuz schlug. Jeden Monat besuchte er wenigstens einmal Petrowitsch, um sich mit ihm über den Mantel zu besprechen, wo am besten Tuch zu kaufen sei, von welcher Farbe, zu welchem Preise, und jedesmal ging er zwar etwas besorgt, aber doch zufrieden nach Hause und dachte, endlich werde doch die Zeit kommen, wo das alles gekauft und der Mantel fertig würde. Es kam sogar schneller, als er erwartete. Gegen alles Vermuthen gab der Director unserm Akaki nicht vierzig oder fünfundvierzig, sondern volle sechzig Rubel als Gratification. Hatte er geahnt, daß Akaki einen Mantel brauchte, oder traf sich das so von ungefähr, kurz — dadurch fanden sich auf einmal zwanzig Rubel mehr. Dieser Umstand beschleunigte die ganze Sache. Nur noch zwei, drei Monate ein klein wenig gehungert — und Akaki hatte wirklich an achtzig Rubel beisammen. Sein in der Regel sehr ruhiges Herz fing hoch zu klopfen an. Gleich den ersten Tag begab er sich mit Petrowitsch in einen Kaufladen. Es wurde sehr gutes Tuch gekauft — und das war kein Wunder, denn man hatte schon ein halbes Jahr zuvor daran gedacht, und es verging kein Monat, wo man nicht in den Laden gekommen wäre, über den Preis zu unterhandeln.

Dafür sagte nun aber auch Petrowitsch, daß es gar kein besseres Tuch gebe. Zum Unterfutter wurde Callicot genommen, aber von solcher Güte und Festigkeit, daß es nach den Worten Petrowitschs noch besser als Seide war und sogar hübscher und „glanziger" aussah. Marder kaufte er nicht, weil der wirklich zu theuer war, nahm jedoch statt dessen das beste Katzenfell, das sich im Gewölbe vorfand, und das man von fern recht gut für Marder nehmen konnte. Ueber der Arbeit brachte Petrowitsch im Ganzen zwei Wochen zu; es gab sehr viel zu steppen, sonst wäre er früher fertig geworden. Für Macherlohn verlangte er zwölf Rubel; weniger konnte er durchaus nicht. Alles war mit Seide genäht, mit doppelter feiner Naht, und jede hatte Petrowitsch mit seinen eigenen Zähnen durchgenommen, verschiedene Figuren damit ausprägend.

Es war . . . an welchem Tage, läßt sich schwer sagen, aber gewiß am feierlichsten in dem Leben Akaki Akakiewitschs, als Petrowitsch endlich den Mantel brachte. Dies geschah des Morgens, gerade um die Stunde, wo er in die Kanzlei gehen mußte. Zu keiner andern Zeit konnte der Mantel gelegener kommen als jetzt; denn es war schon ziemlich starker Frost eingetreten, der noch sehr zu steigen drohte.

Petrowitsch brachte den Mantel mit allem Anstand eines ordentlichen Schneiders. Sein Gesicht hatte einen so bedeutsamen Ausdruck, wie ihn Akaki Akakiewitsch noch nie gesehen hatte. Es schien, als fühle er in vollem Maße, daß er nichts Geringes zuwege gebracht, als zeige er plötzlich an sich die ganze Kluft, die den bloßen Flicker von dem Kleiderverfertiger trennt. Er zog den Mantel aus seinem Schnupftuch, in das er denselben eingeschlagen: das Tuch war eben aus der Wäsche, und er legte es erst jetzt zusammen und steckte es in die Tasche zum Gebrauch. Stolz hielt er den Mantel mit beiden Händen empor und warf ihn recht gewandt Akaki Akakiewitsch um die Schulter; dann zog er von hinten etwas herab, dann drappirte er ihn um Akaki halb offen. Akaki Akakiewitsch, als ein Mann von Jahren, wollte auch die Aermel anprobiren, Petrowitsch half ihm den Mantel anziehen, und siehe da, er paßte auch so ganz gut. Mit einem Worte, es zeigte sich, daß der Mantel nichts zu wünschen übrig ließ und just zur rechten Zeit kam. Petrowitsch unterließ nicht bei der Gelegenheit zu sagen, daß er nur darum so wenig verlangt, weil er auf einer kleinen Straße wohne, kein Aushängeschild habe, auch weil er Akaki Akakiewitsch schon lange kenne:

auf der Newsky-Perspective aber hätte dieser für bloßes Macherlohn fünfundsiebzig Rubel geben müssen. Akaki wollte sich darüber in keinen Disput mit Petrowitsch einlassen, ihm war schon angst vor all den ungeheuren Summen, mit denen Petrowitsch Einem gern Sand in die Augen streute. Er bezahlte ihn, dankte ihm und ging gleich im neuen Mantel in die Kanzlei. Petrowitsch ging ihm nach, blieb auf der Straße stehen und betrachtete lange den Mantel von Weitem, dann bog er absichtlich in ein krummes Quergäßchen ein, um schnell wieder auf die Straße herauszukommen und noch einmal seinen Mantel von der andern Seite zu sehen, d. h. von vorn. Unterdessen ging Akaki Akakiewitsch in der allerfestlichsten Gemüthsstimmung. Er fühlte jede Secunde, daß er einen neuen Mantel auf seinen Schultern habe, und einige Male lächelte er sogar vor innerlichem Behagen. In der That hatte das Kleid einen doppelten Vorzug: einmal war es warm, und dann war es hübsch. Den Weg merkte er ganz und gar nicht und fand sich auf einmal in der Kanzlei. Im Vorsaale legte er den Mantel ab, besah ihn von allen Seiten und vertrauete ihn der besondern Aufsicht des Portiers an. Ich weiß nicht, auf welche Weise in der Kanzlei auf einmal Alle erfuhren, daß Akaki Akakie-

witsch einen neuen Mantel habe, und daß die Capote nicht mehr existire. Im Nu eilten Alle in den Vorsaal hinaus, den neuen Mantel Akaki's zu besehen. Nun gratulirte man ihm, begrüßte ihn, so daß er erst nur lächelte, zuletzt aber sich sogar schämte. Als vollends Alle in ihn drangen, er müsse seinem neuen Mantel zu Ehren einen Schmaus geben und mindestens sie Alle zum Thee einladen, verlor Akaki Akakiewitsch ganz die Fassung und wußte nicht, wie er sich benehmen, was er antworten und wie er sich ausreden sollte. Erst nach einigen Minuten brachte er hoch erröthend die naive Versicherung vor, es sei gar kein neuer Mantel, es sei eben auch nur ein alter. Endlich sagte einer der Beamten (ich glaube sogar ein Assistent des Actuars!) wahrscheinlich, um zu zeigen, daß er nicht im Mindesten stolz sei und auch mit Niedrigergestellten umgehe: „Wohlan, ich will für Akaki Akakiewitsch einen Thee geben und lade Sie auf heute Abend zu mir ein; auch ist gerade heute mein Namenstag.“ Natürlich gratulirten die Beamten dem Assistenten des Actuars und nahmen seine Einladung mit Vergnügen an. Akaki machte Ausflüchte: da sagten aber Alle, es sei unhöflich, es sei gerade zu eine Schmach und Schande, und nun konnte er sich keineswegs mehr entziehen. Uebrigens war es

ihm nachher angenehm, als ihm einfiel, daß er hierdurch Gelegenheit haben würde, auch des Abends in seinem neuen Mantel auszugehen. Dieser ganze Tag war für Akaki Akakiewitsch ein hoher, freudiger Festtag. Er kehrte in der allerglücklichsten Stimmung nach Hause, warf seinen Mantel ab und hing ihn vorsichtig an die Wand, nachdem er sich noch einmal am Tuch und Unterfutter geweidet; dann holte er absichtlich zum Vergleiche seine frühere Capote hervor, die gänzlich auseinandergefahren war. Er warf einen Blick auf dieselbe und mußte sogar selbst lächeln — so außerordentlich war der Unterschied! Ja, noch lange hernach beim Essen mußte er immer wieder lachen, wenn ihm der Zustand seiner Capote einfiel.

Er aß vergnügt und nach dem Essen schrieb er nichts mehr, sondern streckte sich behaglich auf's Bett, bis es dunkel wurde. Hierauf kleidete er sich an, ohne erst die Acten zusammenzuschnüren, nahm den Mantel um und ging aus. Wo eigentlich jener Beamte wohnte, der ihn eingeladen, können wir zu unserm Bedauern nicht sagen: unser Gedächtniß wird uns sehr untreu, uud alles in Petersburg, alle Häuser, Straßen sind in unserm Kopfe so in einandergeflossen und in einander gewirrt, daß es uns äußerst schwer fällt, da etwas ordentlich herauszu-

bekommen. Wie dem auch sei, so viel ist wenigstens gewiß, daß jener Beamte in dem besten Stadttheile wohnte, mithin gar nicht in der Nähe unsers Akaki. Erst hatte dieser einige Gassen mit schwacher Beleuchtung zu passiren; je mehr er sich aber der Wohnung des Beamten näherte, wurden die Straßen belebter, bewohnter und besser beleuchtet. Es kamen mehrere Fußgänger vorbei, er begegnete elegant gekleideten Damen, Männern in Biberkragen; die Bauernkutscher auf ihren mit bronzirten Nägeln beschlagenen plumpen Holzschlitten wurden seltener: dagegen zeigten sich überall flotte Bursche in violettsammtnen Mützen auf lackirten Schlitten mit Bärendecken, und Karossen mit reich verziertem Bock flogen über die Straße, mit ihren Rädern im Schnee knisternd. Unser Akaki betrachtete dies alles wie etwas Neues. Schon seit mehreren Jahren war er des Abends nicht ausgegangen. Neugierig blieb er vor dem erleuchteten Fenster einer Kunsthandlung stehen und besah ein Bild: es stellte ein hübsches Weib dar, das den Schuh abwarf und auf diese Weise den ganzen gar nicht häßlichen Fuß sehen ließ; hinter ihr steckte ein Mann mit schönem Backen- und Knebelbart zur Thüre des andern Zimmers den Kopf heraus. Akaki Akakiewitsch lächelte kopfschüttelnd und ging seines Weges. Wa-

rum lächelte er? Hatte er etwas gesehen, was ihm ganz fremd war, wofür aber doch Jeder ein instinktartiges Gefühl hat, oder dachte er, wie so manche andere Beamte: „O diese Franzosen! wenn die einmal was wollen, so wird's gewiß schon . . . Dings . . .“ Vielleicht aber dachte er das nicht — man kann ja einem Menschen nicht ins Herz dringen und alles wissen, was er denkt! Endlich erreichte er das Haus, in welchem der Assistent des Actuars wohnte. Der Mann lebte auf großem Fuß: er hatte eine Wohnung in zweiter Etage inne; auf der Treppe brannte eine Laterne. Als Akaki Akakiewitsch in den Vorsaal kam, erblickte er auf dem Boden ganze Reihen von Galoschen. Unter ihnen, mitten im Zimmer, stand die Theemaschine zischend und dampfend. An den Wänden hingen Mäntel, Ueberröcke, und einige darunter sogar mit Biberkragen oder Sammtaufschlägen. Im anstoßenden Zimmer hörte man Lärm und Reden, was auf einmal noch deutlicher und lauter wurde, als die Thür aufging und der Lakai heraustrat mit einem Theebret, auf welchem geleerte Gläser, ein Milchkännchen und ein Korb Zwieback standen. Die Beamten mußten schon lange beisammen gewesen sein und bereits das erste Glas Thee getrunken haben. Akaki Akakiewitsch hing selbst sei-

nen Mantel auf und trat hinein: ihm schimmerten zu gleicher Zeit Kerzen, Beamte, Pfeifen, Spieltische entgegen und ins Ohr hallte ihm dumpf das Gespräch von allen Seiten und das Geräusch der hin- und hergerückten Stühle. Er blieb sehr ungeschickt mitten im Zimmer stehen und besann sich, was er zu thun hätte. Aber man hatte ihn schon bemerkt, empfing ihn mit Geschrei, und Alle begaben sich sogleich in den Vorsaal und besahen von Neuem seinen Mantel. Akaki Akakiewitsch wurde zwar etwas verlegen, aber gutherzig, wie er war, freute er sich doch recht, als Alle seinen Mantel lobten. Hernach, das versteht sich, ließ man ihn sammt seinem Mantel und setzte sich, wie's Brauch ist, an die Whisttische. Der Lärm, das Gerede, die Menge Menschen, alles dies berührte unsern Akaki ganz eigen: er wußte geradezu nicht, was er beginnen, wo er die Hände, die Beine, seinen ganzen Körper hinthun sollte. Endlich setzte er sich zu den Spielenden, blickte in die Karten, sah bald dem Einen bald dem Andern ins Gesicht, und nach einigen Minuten fing er zu gähnen an und empfand Langeweile, zumal die Stunde schon längst vorüber war, in der er sich gewöhnlich schlafen legte. Er wollte sich dem Wirth empfehlen, aber man ließ ihn nicht fort und sagte, er müsse unbe-

dingt zu Ehren seines neuen Kleides ein Glas Champagner trinken. Nach einer Stunde ging man zum Souper, das aus Vinaigrette, kaltem Kalbsbraten, Pasteten, süßem Backwerk und Champagner bestand. Akaki Akakiewitsch mußte zwei Pokale leeren, worauf ihm recht heiter zu Muthe wurde. Allein vergessen konnte er doch keineswegs, daß es schon um Mitternacht und längst Zeit zum Nachhausegehen war. Damit ihn der Wirth nicht wieder zurückhalte, schlich er leise aus dem Zimmer und suchte im Vorsaale seinen Mantel, den er nicht ohne Bedauern auf dem Boden liegen fand: er schüttelte ihn ab, blies jedes Stäubchen weg, nahm ihn um und ging die Treppe hinunter. Draußen war noch alles hell: einige Kramläden, diese unwandelbaren Klubbs von allerhand Dienern und Gesinde, waren offen, andere zwar geschlossen, zeigten aber einen langen Lichtstrahl durch die Thürspalte, woraus man sehen konnte, daß sie noch Besuch hatten, daß wahrscheinlich die Dienstmädchen und Knechte noch in Beendigung ihrer Gespräche und Mittheilungen begriffen waren, während sie ihre Herrschaften in völliger Ungewißheit über ihren Aufenthalt ließen. Akaki Akakiewitsch ging in froher Stimmung, lief sogar auf einmal, ich weiß nicht weßhalb, hinter einer Dame her, die

blitzschnell vorüberstrich und an der jeder Theil ihres Körpers voll ungewöhnlicher Bewegung war. Aber er hielt auch gleich wieder an und schritt langsam, wie zuvor, sich selbst über den plötzlichen Trab wundernd, in den er, ohne zu wissen wie, hineingekommen war. Bald dehnten sich vor ihm die einsamen Gassen, die schon am Tage nicht sonderlich lebhaft sind, viel weniger des Abends. Nun wurden sie immer einsamer und öder; es brannten wenige Laternen, und in diesen schien wenig Oel zu sein; es kamen hölzerne Häuser, Planken; nirgends eine Seele; nur der Schnee auf der Straße flimmerte und die geschlossenen niedrigen Hütten starrten traurig ins Dunkel. Akaki näherte sich der Stelle, wo die Gasse von einem endlosen freien Platz durchschnitten war, der wie eine schauerliche Wüste aussah und dessen gegenüberliegende Häuser man kaum wahrnehmen konnte.

In der Ferne, Gott weiß wo, schimmerte Licht in irgend einem Wächterhäuschen, das am Ende der Welt zu stehen schien. Die frohe Stimmung unsers Akaki verlor sich jetzt bedeutend. Er betrat den Platz nicht ohne eine unwillkürliche Angst, wie wenn sein Herz wirklich Unheil geahnt hätte. Er sah sich um und nach allen Seiten: Oede weit und

breit, wie ein Meer. „Nein, ich sehe lieber gar nicht hin," dachte er und ging mit geschlossenen Augen: als er sie aber öffnete, um zu wissen, ob er bald über den Platz hinaus sei, sah er auf einmal mehrere schnurrbärtige Männer dicht vor sich stehen: was es für Leute waren, konnte er nicht mehr unterscheiden. — Es wurde ihm finster vor den Augen und sein Herz klopfte laut.

„Aber der Mantel ist ja mein," sagte einer von ihnen mit donnernder Stimme, ihn am Kragen packend. Akaki wollte schon „Hülfe" rufen; da hielt ihm ein Anderer eine Faust von der Größe eines Beamtenkopfs vor den Mund und rief: „Wag' es nur einen Schrei zu thun!" Akaki Akakiewitsch fühlte jetzt nur, daß man ihm den Mantel abnahm, ihm einen Stoß mit dem Knie gab — hin stürzte er in den Schnee und verlor die Besinnung. Nach einigen Minuten kam er zu sich und stand auf, aber da war Keiner mehr da. Er fühlte, daß es ihn kalt durchwehe, daß der Mantel weg war: er fing zu schreien an, aber der Stimme schien es gar nicht beizukommen, bis an die Ecke des Platzes zu dringen. Verzweiflungsvoll und ohne zu schreien aufzuhören, lief er über den Platz geradaus nach dem Wächterhäuschen, an welchem der Wächter stand und auf seine Helle-

barde gelehnt neugierig hinzusehen schien, was Teufel für ein Mensch von Weitem auf ihn zugelaufen komme und schreie. Aber Akaki Akakiewitsch lief herbei und schrie ihn außer Athem an, warum er denn schlafe und auf gar nichts Acht gebe und nicht sehe, wie Einer beraubt werde. Der Wächter versicherte, Niemand bemerkt und nur gesehen zu haben, daß ihn ein paar Leute auf dem Platze angehalten, doch hätte er geglaubt, das wären seine Freunde; er solle lieber, statt vergebens zu zanken, morgen zum Polizeiinspector hingehen, der Polizeiinspector würde den Dieb schon ausfindig machen. Akaki Akakiewitsch kam in dem unordentlichsten Zustande nach Hause gerannt: seine Haare, deren er nur noch wenige an den Schläfen und am Hinterkopfe hatte, waren völlig zerzaust, Brust und Seite und die ganzen Hosen voller Schnee. Seine alte Wirthin sprang, als sie heftig an die Thür klopfen hörte, eilends aus dem Bette und lief blos in einem Schuh, die Thür aufzumachen, wobei sie aus Züchtigkeit das Hemd über der Brust zusammenhielt. Als sie aber geöffnet, prallte sie zurück bei dem Anblick Akaki Akakiewitschs. Wie er ihr vollends erzählte, was ihm widerfahren, schlug sie die Hände zusammen und sagte, man müsse sich direct an den Bezirkswachtmeister wenden; dem Viertelsmeister

sei nicht zu trauen, er würde versprechen und hinschleppen; am besten sei es, direct zum Bezirkswachtmeister zu gehen, den sie übrigens selbst kenne, da die Finnin Anna, die bei ihr früher Köchin gewesen, jetzt beim Bezirkswachtmeister als Wärterin diene; auch sehe sie ihn häufig, wenn er an ihrem Hause vorbeifahre, und jeden Sonntag komme er in die Kirche, bete und blicke dabei alle Leute munter an: also nach allem zu schließen, müsse es ein herzensguter Mensch sein.

Nachdem Akaki Akakiewitsch diese Entscheidung angehört, schlich er traurig auf sein Zimmer — und wie ihm da die Nacht hinging, das überlasse ich Jedem zu ermessen, der sich nur einigermaßen die Lage eines Andern vorzustellen vermag. Frühmorgens begab er sich zum Bezirkswachtmeister; aber man sagte ihm, daß dieser schlafe. Er kam um zehn Uhr, abermals hieß es: er schläft. Er kam um elf, da hieß es: der Bezirkswachtmeister ist nicht zu Hause. Er kam zur Essenszeit, aber die Schreiber im Vorsaal wollten ihn durchaus nicht hineinlassen, er solle ihnen sagen, was ihn herführe, was er wünsche, was geschehen sei — so daß endlich Akaki Akakiewitsch einmal im Leben Charakter zeigen wollte und ihnen rund heraus erklärte, er müsse den Bezirkswachtmei-

ster persönlich sprechen, sie hätten kein Recht, ihn nicht vorzulassen, er käme aus dem Departement in officieller Angelegenheit, und wenn er über sie Beschwerde führte, dann sollten sie zusehen. Dagegen wagten die Schreiber nichts zu sagen und einer von ihnen ging den Bezirkswachtmeister herauszurufen. Der Bezirkswachtmeister nahm die Mittheilung über den Raub des Mantels höchst sonderbar auf. Statt den Hauptpunkt zu beachten, fing er Akaki Akakiewitsch zu fragen an: warum er so spät nach Hause gegangen sei, ob er nicht etwa an einem liederlichen Orte gewesen, so daß Akaki ganz verwirrt ward und sich entfernte, ohne eigentlich zu wissen, ob die Mantelangelegenheit nun den gehörigen Gang nehmen würde oder nicht. Diesen ganzen Tag war er nicht in der Expedition (das passirte ihm das erste Mal im Leben!). Den andern Tag stellte er sich ein, ganz bleich und in seiner alten Capote, die jetzt noch kläglicher aussah. Als die Beamten von dem Mantelraube hörten, fanden sich zwar noch solche, die auch diesmal nicht unterließen, über Akaki Akakiewitsch zu spötteln, die meisten jedoch dauerte der Arme. Sie veranstalteten sofort unter sich eine Collecte, aber es kam eine wahre Kleinigkeit zusammen, denn die Expedienten hatten sich ohnehin schon sehr

verausgabt, da sie auf das Portrait des Directors subscribirt, und auf ein Buch, welches ihnen der Bureauchef, ein Freund des Autors, anempfohlen. Einer jedoch, von Mitleid bewegt, entschloß sich unserm Akaki wenigstens mit gutem Rathe beizustehen und sagte: er solle nicht zum Viertelsmeister gehen, denn wenn es auch möglich sei, daß der Viertelsmeister aus dem Wunsche, das Lob der Behörde zu erwerben, den Mantel auf irgend eine Art wirklich ausfindig mache, so würde der Mantel darum doch auf der Polizei bleiben, wenn er nicht gesetzliche Beweise beibringen könnte, daß derselbe ihm gehöre; das Beste sei daher, sich an eine gewisse bedeutende Person zu wenden; die bedeutende Person würde sich mit der betreffenden Behörde in Vernehmen setzen und könne erfolgreichere Maßregeln ergreifen lassen. Da blieb nichts übrig: Akaki Akakiewitsch entschloß sich die bedeutende Person anzugehen. Was eigentlich das Amt der bedeutenden Person war — das ist bis jetzt unbekannt geblieben. Man muß wissen, daß diese bedeutende Person erst kurz zuvor bedeutend geworden und bis dahin unbedeutend gewesen. Uebrigens konnte die Stellung desselben auch jetzt nicht für bedeutend gelten im Vergleich mit noch bedeutenderen. Aber es findet sich immer ein Kreis von

Menschen, für welche das in den Augen Anderer Unbedeutende schon bedeutend ist. Der Mann suchte übrigens seine Bedeutenheit durch viele andere Mittel zu verstärken. Nämlich er führte es so ein, daß die niedern Beamten ihn schon auf der Treppe empfingen, wenn er ins Amt kam, daß an ihn direct sich Niemand wenden durfte, sondern alles in strengster Ordnung ging. Der Collegienregistrator mußte es dem Gouvernementssekretär melden, der Gouvernementssekretär weiter, bis die Sache an ihn gelangte. So ist einmal in unserm heiligen Rußland alles von Nachahmungssucht angesteckt: Jeder äfft es seinem Vorgesetzten nach. Man erzählt sogar, daß ein gewisser Titularrath, als man ihn zum Chef eines kleinen Specialbureaus gemacht, sofort ein besonderes Zimmer für sich in Beschlag nahm, welches er „Expeditionszimmer" nannte. An die Thür habe er betreßte Diener mit rothen Kragen hingestellt, die griffen an die Thürklinke, wenn Jemand kam, und ließen Jeden ein, und doch habe im „Expeditionszimmer" kaum ein gewöhnlicher Schreibtisch Raum gefunden. — Die Weise und Manieren der bedeutenden Person waren solid und majestätisch, aber durchaus nicht complicirt. Die Hauptbasis seines Systems war Strenge. „Strenge, Strenge und —

Strenge" pflegte er zu sagen, und bei dem letzten Worte blickte er gewöhnlich demjenigen, zu dem er sprach, bedeutsam ins Gesicht. Eigentlich hatte er hierzu gar keinen Grund, denn die zehn Beamten, welche den Regierungsmechanismus der Kanzlei bildeten, geriethen ohnehin schon in die gehörige Furcht, wenn sie ihn von fern sahen, standen von ihrer Arbeit auf und verharrten in kerzengerader Stellung, bis der Chef durch's Zimmer ging. Sein Gespräch mit Niedrigergestellten klang gewöhnlich äußerst streng und bestand fast nur aus drei Phrasen: „Wie unterstehen Sie sich? Wissen Sie, mit wem Sie sprechen? Begreifen Sie, wen Sie vor sich haben?" Sonst war er ein seelenguter Mensch, gegen Freunde herzlich und gefällig — aber der Generalsrang hatte ihn ganz irre gemacht. Seit er den Generalsrang erhalten, war er wie verwirrt, kam aus seinem Gleise und wußte geradezu nicht, wie er sich nehmen sollte. Traf er mit Gleichgestellten zusammen, so war's noch ein ganz ordentlicher, in vieler Hinsicht gescheiter Mann; so wie er aber in eine Gesellschaft kam, in der sich Leute befanden, nur um Einen Rang unter ihm — taugte er förmlich zu gar nichts, saß schweigend da, und sein Zustand war um so mitleiderregender, da er selbst fühlte, daß er die Zeit ungleich besser zubringen könnte. In seinen

Augen las man das lebhafteste Verlangen, an irgend einem interessanten Gespräche Antheil zu nehmen, sich irgend einer Gruppe anzuschließen, aber es hielt ihn der Gedanke zurück, ob er da nicht schon zu weit gehen würde, ob das nicht zu familiär sei und sein Ansehen darunter leiden könnte. Und in Folge derartiger Betrachtungen blieb er fortwährend in ein und demselben schweigsamen Zustande, nur dann und wann gewisse einsylbige Laute von sich gebend, und erwarb sich den Titel des langweiligsten Menschen.

Zu einer solchen bedeutenden Person kam unser Akaki Akakiewitsch, und zwar zur allerungünstigsten Zeit, sehr ungelegen für sich, wiewohl übrigens ganz gelegen für die bedeutende Person. Der bedeutende Mann unterhielt sich eben in seinem Cabinet recht heiter mit einem unlängst angekommenen alten Freunde und Jugendgenossen, den er mehrere Jahre nicht gesehen. Da meldete man ihm einen gewissen Baschmatschkin. Er fragte abgebrochen: „Wer ist das?“ Man antwortete ihm: „Ein gewisser Kanzleibeamter.“ — „Ah, so! kann warten: ich habe jetzt keine Zeit.“ Hier muß bemerkt werden, daß der bedeutende Mensch ganz und gar log: er hatte recht gut Zeit, er sowohl wie der Freund hatten längst sich gegenseitig über alles ausgesprochen und in iher Unterhaltung

waren bereits sehr lange Pausen eingetreten, wobei sie nur einander leicht auf die Schulter klopften, mit den Worten: „So, so, lieber Iwan Abramowitsch." — „Ja, so geht's, lieber Stephan Warlamowitsch!" — Gleichwohl ließ er den Kanzleibeamten warten, um dem Freunde, der lange nicht gedient und sich zu Hause auf seinem Gute ganz versessen, nur zu zeigen, wie lange die Beamten in seinem Vorsaal warteten. Endlich nachdem er genug geplaudert und noch mehr geschwiegen, nachdem er in dem sehr bequemen Lehnsessel eine Cigarre ausgeraucht, that er, als fiele es ihm plötzlich ein, und sagte zu dem an der Thür stehen gebliebenen Sekretär, der Papiere vorzulegen hatte:

„Ist nicht ein Kanzleibeamter draußen? Sagen Sie ihm, daß er eintreten kann."

Als er das demüthige Wesen Akaki Akakiewitschs und dessen alte Uniform gewahr wurde, wendete er sich rasch zu ihm um und fragte: „Was wünschen Sie?" in abgebrochenem festem Ton, welchen er acht Tage vor dem Antritt seines gegenwärtigen Amtes und seiner Beförderung zum General auf seiner Stube vor dem Spiegel einstudirt. Akaki Akakiewitsch empfand schon bei Zeiten die gehörige Angst, und so gut er konnte, so viel es ihm die Geläufigkeit seiner

Zunge erlaubte (wobei er sich übrigens des Wörtchens „Dings“ noch öfter als sonst bediente), setzte er auseinander, wie der Mantel vollständig neu gewesen, wie man ihn auf die unmenschlichste Art beraubt habe, und nun wende er sich an ihn und bitte um seine gütige Vermittelung, er möchte dem Herrn Oberpolizeimeister davon schreiben oder sonst Jemandem, damit sich der Mantel wiederfinde.

Dem General schien ein solches Benehmen, ich weiß nicht warum, zu familiär.

„Was soll das heißen, mein Herr?“ sagte er abgebrochen: „was wollen Sie hier? kennen Sie die Ordnung nicht? Wissen Sie denn nicht, welches der officielle Weg ist? Darüber hätten Sie erst eine Bittschrift in meine Kanzlei einreichen sollen, die wäre dem Actuar zu Händen gekommen, dem Bureauchef, alsdann meinem Sekretär, und mein Sekretär hätte sie mir zugestellt....“

— „Aber, Excellenz,“ erwiederte Akaki Akakiewitsch und gab sich die größte Mühe, sein ganzes Bischen Geistesgegenwart zu sammeln, fühlte aber zugleich, daß er fürchterlich in Schweiß kam: „ich — ich habe mich erkühnt, Ihre Excellenz.... zu bemühen, weil die Sekretäre ... Dings ... ein unverläßlich ... Volk ...“

„Was? wer? wie?“ rief der bedeutende Mann: „welcher Geist spricht aus Ihnen? wo haben Sie solche Ideen her? was ist das für ein ungestümer Trotz, der sich unter den jungen Leuten verbreitet gegen Vorgesetzte und Höherstehende!“ Der bedeutende Mann schien nicht bemerkt zu haben, daß Akaki Akakiewitsch schon über die Funfzig hinaus war; daß man ihn somit nur relativ einen jungen Menschen nennen konnte, das heißt, etwa im Vergleich mit einem Siebziger.

„Wissen Sie, wem Sie das sagen? begreifen Sie, wen Sie vor sich haben? begreifen Sie das? begreifen Sie das? Ich frage Sie!“ Hier stampfte er mit dem Fuße und hob die Stimme bis zu einer so hohen Note, daß selbst einem Andern als Akaki Akakiewitsch angst geworden wäre. Unser armer Akaki war denn auch wie versteinert, wankte und zitterte am ganzen Leibe und vermochte nicht auf den Füßen zu stehen: wenn nicht gleich die Diener herbeigeeilt wären, ihn zu halten, so wäre er zu Boden gestürzt. Man trug ihn fast regungslos hinaus. Der bedeutende Mann aber, zufrieden, daß der Effect sogar alle Erwartung überstieg, und ganz selig in dem Gedanken, daß sein Wort einem Menschen sogar die Besinnung rauben könne, warf einen Seitenblick auf den Freund,

um zu sehen, wie er das betrachte, und sah nicht ohne Befriedigung, daß derselbe sich in einem ganz unbestimmten Zustande befand, und daß ihm selbst etwas angst zu werden anfing.

Wie er die Treppe hinunterkam, wie auf die Straße, darauf besann sich Akaki Akakiewitsch nicht mehr. Er fühlte weder Hände noch Füße. In seinem ganzen Leben hatte ihn kein General so angefahren, und noch dazu ein fremder! Er ging durch's Gestöber, das draußen wirbelte, mit aufgerissenem Munde, vom Trottoir abkommend. Der Wind, nach Petersburger Weise, blies auf ihn von allen Seiten, aus allen Quergäßchen. Im Nu hatte er eine Halsentzündung weg, und als er nach Hause kam, vermochte er kein Wort hervorzubringen; er war ganz aufgeschwollen und mußte sich ins Bett legen. So mächtig wirkt oft ein gehöriges Anfahren!

Am andern Tage brach bei ihm ein heftiges Fieber aus. Die Krankheit verlief, Dank sei es der großmüthigen Unterstützung des Petersburger Klimas, schneller noch als sich erwarten ließ, und als der Arzt erschien, fand er, nachdem er den Puls befühlt, nichts mehr zu thun, als warme Umschläge zu verordnen, dies aber auch nur, damit der Kranke nicht ganz ohne die wohlthätige Hülfe der Medicin bliebe;

denn er erklärte übrigens auf der Stelle, daß derselbe in ein bis zwei Tagen unfehlbar caput sei. Er wandte sich darauf zur Wirthin mit den Worten: „Sie, Mütterchen, verlieren keine Zeit und bestellen Sie gleich für ihn einen fichtenen Sarg, ein eichener würde ihm zu theuer sein." Hörte Akaki Akakiewitsch diese verhängnißvollen Worte — und wenn er sie gehört, brachten sie eine erschütternde Wirkung auf ihn hervor? Dauerte ihn sein elendes Leben? — Darüber wissen wir nichts, denn er lag die ganze Zeit im Fieber und im Delirium. Fortwährend hatte er die sonderbarsten Gesichte: bald sah er Petrowitsch und bestellte bei ihm einen Mantel mit eigenthümlichen Fallen für Diebe, die ihm unablässig unter dem Bette zu liegen schienen — ja, einen Dieb glaubte er sogar unter seiner Decke und bat jeden Augenblick die Wirthin, sie möchte ihn herausziehen: bald fragte er, warum seine alte Capote vor ihm hinge, er habe ja einen neuen Mantel. Bald kam es ihm vor, als stünde er vor dem General, er hörte, wie ihn dieser recht ausschalt, und rief: „Verzeihung, Excellenz!" Hernach fing er abscheulich zu lästern an und brachte solche schauderhafte Worte vor, daß seine alte Wirthin sich sogar bekreuzte, da sie dergleichen nie von ihm gehört hatte, zumal diese Worte unmittelbar auf das

Wort „Excellenz“ folgten. Zuletzt sprach er völlig unzusammenhängendes Zeug, das man gar nicht verstehen konnte; nur so viel ließ sich abnehmen, daß all seine wirren Reden und Gedanken sich einzig und allein um den Mantel drehten.

Endlich gab der arme Akaki den Geist auf. Weder sein Zimmer noch seine Sachen wurden zugesiegelt, einmal, weil er keine Erben hatte, und dann, weil er sehr wenig hinterließ, nämlich: ein Bündel Gänsekiele, ein Buch weißes Stempelpapier, drei Paar Strümpfe, zwei drei Hosenknöpfe und die dem Leser schon bekannte Capote. Wer dies alles geerbt, weiß Gott; darum, ich gestehe es, bekümmerte sich nicht einmal der Erzähler dieser Geschichte. Akaki Akakiewitsch wurde auf den Kirchhof geschafft und beerdigt. Und Petersburg blieb ohne Akaki Akakiewitsch, wie wenn er nie existirt hätte.

Spurlos verschwand dies arme Wesen, das Niemand beschützt hatte, das Niemandem theuer war, Niemandes Interesse erregte, nicht einmal die Aufmerksamkeit des Naturforschers, der doch selbst eine gewöhnliche Fliege auf die Nadel steckt, sie unterm Mikroskop zu betrachten — dies Wesen, das so geduldig den Hohn der Kanzlisten ertrug und ins Grab sank, ohne etwas Besonderes gethan zu haben,

welches aber denn doch, war's auch nur am Ende seiner Tage, ein freundlicher Gast besuchte, in Gestalt eines Mantels, um einen Augenblick dies freudlose Leben zu beseelen, und welches gleich darauf das Unglück zermalmend traf, wie es die Mächtigen dieser Erde trifft!....

Kurz nach seinem Tode wurde ein Kanzleidiener zu ihm geschickt, mit dem Befehle, er solle sich sofort in der Expedition einfinden, der Chef verlange es. Aber der Kanzleidiener kam unverrichteter Sache zurück und meldete, daß er nicht mehr kommen könne; auf die Frage „warum?" drückte er sich folgendermaßen aus: „Nun ja, er ist schon todt, es sind drei Tage, daß man ihn beerdigt." Auf diese Weise erfuhr man in der Kanzlei den Tod Akaki Akakiewitschs, und Tags darauf saß an dessen Platze schon ein anderer, weit längerer Beamter, der die Buchstaben nicht so geradlinig schrieb, sondern viel geneigter und schiefer.

Wer sollte sich nun aber denken, daß dies noch nicht alles ist, und daß es unserm Akaki noch bestimmt war, einige Tage nach seinem Tode viel Lärm zu machen, gleichsam zur Entschädigung für sein von aller Welt unbemerktes Leben. Aber es war wirklich so, und unsere arme Geschichte nimmt unerwartet

einen phantastischen Schluß. In Petersburg verbreitete sich auf einmal das Gerücht, daß an der Kalinkabrücke und noch weit über diese hinaus Nachts ein Todter erscheine, in Gestalt eines Kanzleibeamten, der einen gestohlenen Mantel suche und unter diesem Vorgeben Allen die Mäntel abreiße, ohne Rücksicht auf Stand und Rang, und zwar allerhand Mäntel: mit Katzen- oder Biberfellen, wattirte, Genetten-, Fuchs-, Bärenpelze, kurz was es immer für Pelze und Felle giebt, mit denen die Menschen ihr eigenes bedecken. Einer der Kanzlisten hatte mit eignen Augen den Todten gesehen und auf der Stelle in ihm Akaki Akakiewitsch erkannt; das jagte ihm aber einen solchen Schreck ein, daß er über Hals und Kopf davonrannte, weshalb er ihn nicht recht hatte betrachten können, doch sah er wohl, wie jener ihm von fern mit dem Finger drohte. Von allen Seiten liefen Klagen ein, daß die Rücken und Schultern nicht etwa blos der Titularräthe, sondern sogar der Hofräthe völliger Erkältung ausgesetzt wären, wegen des häufigen Mäntelabreißens. Da traf die Polizei Anstalten, den Todten um jeden Preis, todt oder lebendig, einzufangen, und ihn Andern zum Exempel auf's Härteste zu bestrafen; das wäre ihr denn auch beinahe geglückt. Nämlich einer von den Wächtern

in der Kiruschkinschen Quergasse hatte den Todten auf frischer That ertappt, als er eben einem ausgedienten Musikanten, der seiner Zeit einmal Flöte gespielt, einen Friesmantel abreißen wollte, und packte ihn fest am Kragen. Auf seinen Ruf kamen noch zwei seiner Collegen, die bat er ihn zu halten: er selbst griff nur auf einen Augenblick in den Stiefel nach seinem Tabaksschächtelchen, um mit einigen Prisen seine erfrorne Nase wieder zu erfrischen; wahrscheinlich aber war der Tabak solcher Art, daß ihn selbst ein Todter nicht vertragen konnte. Der Wächter hatte kaum mit dem Finger das rechte Nasenloch zugedrückt und ins linke eine Handvoll Tabak hineingezogen, als der Todte so heftig zu niesen anfing, daß er allen Dreien die Augen vollspritzte. Während sie sich dieselben mit den Fäusten auswischten, blieb keine Spur mehr vom Todten, so daß sie selbst nicht recht wußten, ob sie ihn wirklich in Händen gehabt. Von der Zeit an bekamen die Wächter eine solche Angst vor Todten, daß sie sich nicht einmal getrauten, die Lebenden anzugreifen, und nur von fernzuriefen: „He Du, geh Deiner Wege!" Der todte Beamte aber zeigte sich sogar jenseit der Kalinkabrücke und setzte furchtsame Leute in nicht geringen Schrecken.

Doch wir haben ja die bedeutende Person

ganz vergessen, die eigentlich fast die Ursache dieser phantastischen Wendung einer im Uebrigen durchaus wahren Geschichte war. Vor allem dürfen wir nach Recht und Billigkeit nicht unerwähnt lassen, daß der bedeutende Mann, gleich nachdem sich der fürchterlich angefahrne Akaki Akakiewitsch entfernt, etwas wie Mitleid empfand. Mitleid war ihm nicht fremd; sein Herz war vielen edlen Regungen zugänglich, nur daß sein Rang sie sehr oft hinderte sich zu äußern. Kaum hatte ihn der angekommene Freund verlassen, so fingt er an über den armen Akaki Akakiewitsch nachdenklich zu werden. Und seitdem schwebte ihm jeden Tag der bleiche Akaki vor, der das officielle Anfahren nicht ausgehalten. Der Gedanke an diesen beunruhigte ihn dermaßen, daß er acht Tage darauf sich sogar entschloß, einen Beamten zu ihm hinzuschicken, um zu erfahren, wie es ihm gehe, und ob ihm nicht noch auf irgend eine Art geholfen werden könnte. Als man ihm hinterbrachte, daß Akaki Akakiewitsch plötzlich am Fieber gestorben sei, ward er sogar höchst bestürzt, empfand Gewissensbisse und blieb den ganzen Tag verstimmt. Um sich einigermaßen zu zerstreuen und den unangenehmen Eindruck los zu werden, begab er sich den Abend zu einem seiner Freunde, bei dem er eine anständige Gesellschaft fand — und was das

Beste, Alle waren da fast von gleichem Rang, so daß ihn nichts mehr genirte. Das übte einen wunderbaren Einfluß auf seine Stimmung. Er wurde heiterer, angenehm im Gespräch, liebenswürdig, mit einem Worte, er amüsirte sich den Abend vortrefflich. Beim Souper hatte er ein Paar Gläser Champagner getrunken — ein Mittel, das bekanntlich im Betreff der Heiterkeit gar nicht übel wirkt. Der Champagner machte ihn geneigt, noch ein wenig zu schwämen. Namentlich beschloß er nicht gleich nach Hause zu fahren, sondern erst zu einer bekannten Dame, zu Karolina Iwanowna, einer Dame, wie es scheint, von deutscher Abkunft, zu der er in ganz freundschaftlichem Verhältnisse stand. Ich muß nämlich bemerken, daß der bedeutende Mann nicht mehr jung, und ein guter Gatte, ein ehrbarer Familienvater war. Zwei Söhne, deren einer schon in der Kanzlei diente, und eine liebliche Tochter mit einem zwar etwas gebognen, aber hübschen Näschen, kamen jeden Tag ihm die Hand zu küssen mit den Worten: Bon jour, papa. Seine Gemahlin, eine noch frische und gar nicht häßliche Frau, reichte ihm erst ihre Hand zum Kusse, dann drehte sie die Hand um und küßte die seinige. Aber der bedeutende Mann, wiewohl er übrigens mit den Familienzärtlichkeiten vollkommen zufrieden war, hielt

es doch für anständig, freundschaftlicher Beziehungen halber in einem andern Stadttheil eine Freundin zu haben. Diese Freundin war nicht im Mindesten hübscher noch jünger als seine Frau: aber solche Räthsel giebt es nun einmal in der Welt und es ist nicht unsere Sache, darüber zu urtheilen.

Also der bedeutende Mann eilte die Treppe hinab, setzte sich in den Schlitten und sagte dem Kutscher: „Zu Karolina Iwanowna," dann hüllte er sich recht bequem in seinen warmen Mantel und blieb in jenem schönen Zustande, der sich für einen Russen gar nicht besser ersinnen läßt, wenn Einem nämlich von selbst die allerangenehmsten Gedanken in den Kopf kommen, ohne daß man sich nur die geringste Mühe zu geben braucht, sie zu suchen und nach ihnen zu jagen. Mit dem größten Vergnügen erinnerte er sich leichthin aller lustigen Einzelheiten der Unterhaltung, aller Worte, die den kleinen Kreis zum Lachen gebracht, einige wiederholte er sogar halblaut, fand sie noch immer so spaßhaft wie vorhin und somit ganz natürlich, daß er selbst darüber von Herzen gelacht. Nur störte ihn dann und wann ein Windstoß, der auf einmal, Gott weiß woher und warum, ihm so recht ins Gesicht schnitt, ihm Schneeflocken in die Augen streute, seinen Mantelkragen wie ein Segel aufblähte und

mit übernatürlicher Gewalt ihm über den Kopf warf, so daß er unabläſſig zu thun hatte, sich nur herauszuwickeln. Plötzlich fühlte der bedeutende Mann, daß ihn Jemand recht fest am Kragen packte. Als er sich umwandte, sah er einen Menschen von kleiner Statur, in alter, abgetragener Uniform, und erkannte nicht ohne Schrecken in ihm Akaki Akakiewitsch. Das Gesicht des Kanzleibeamten war weiß wie Schnee und sah ganz wie das eines Todten aus. Aber der Schrecken des bedeutenden Mannes überstieg alle Grenzen, als der Todte den Mund verzog, mit fürchterlichem Grabesduft ihn anwehte und folgende Worte sprach: „Also hab' ich Dich endlich! Also halt' ich Dich endlich am Kragen! Deinen Mantel brauch' ich just! Hast Dich um meinen nicht bekümmert und mich noch obendrein ausgescholten — jetzt gib Deinen her!" Der arme bedeutende Mann war halbtodt. So charakterstark er in der Kanzlei und gegen Niedrigstehende sich erwies, und wiewohl bei dem ersten Blick auf seine männliche Gestalt und sein Wesen Jedermann sagte: „Ha, welch ein Charakter!" — so empfand er doch jetzt, gleich vielen Leuten von heldenmäßigem Aeußern, eine solche Angst, daß er sogar nicht ohne Grund irgend einen krankhaften Anfall fürchtete. Rasch warf er selbst den Mantel von

den Schultern und rief dem Kutscher aus Leibeskräften zu: „Fahre so schnell wie möglich nach Hause.“ Der Kutscher, welcher diese Stimme gewöhnlich in kritischen Augenblicken vernahm und sogar von etwas Handgreiflicherem begleitet, zog für jeden Fall den Kopf ein, schwang die Peitsche und flog dahin wie ein Pfeil. In fünf Minuten war der bedeutende Mann schon an der Thür seines Hauses. Bleich, erschrocken, ohne Mantel, war er statt zu Karolina Iwanowna, nach Hause gekommen, wankte, so gut er konnte, auf sein Zimmer und hatte eine sehr unruhige Nacht — so daß am andern Morgen beim Thee ihm die Tochter geradezu sagte: „Du bist heute ganz blaß, Papa.“ Aber der Papa schwieg und verrieth mit keinem Worte, was ihm begegnet, wo er gewesen, und wo er hingewollt.

Dieses Ereigniß machte einen großen Eindruck auf ihn. Er sprach sogar viel seltener zu seinen Untergebenen: „Wie unterstehen Sie sich? Begreifen Sie, wen Sie vor sich haben?“ und sagte er's auch, so geschah es doch erst, nachdem er ordentlich angehört, worum es sich handle.

Das Merkwürdigste aber war, daß seit der Zeit das Erscheinen des todten Beamten ein Ende hatte. Der Generalsmantel muß ihm also vollkommen ge-

paßt haben: wenigstens hörte man nicht mehr, daß Jemandem ein Mantel abgerissen wurde. Uebrigens wollten sich mehrere geschäftige und besorgte Leute keineswegs beruhigen und behaupteten fest, daß in entfernten Stadttheilen sich noch immer der todte Beamte zeige. Wirklich hat ein Wächter in Kolomna mit eigenen Augen gesehen, wie hinter einem Hause eine Erscheinung hervorkam: da er jedoch von Natur etwas schwach war (einmal hatte ein gewöhnliches großes Ferkel, das ihm in den Weg gelaufen kam, ihn umgeworfen, zum größten Gelächter der umstehenden Kutscher, die ihm ob solchen Hohnes ein paar Kopeken zum Tabak beisteuern mußten), also, da er sich schwach fühlte, wagte er sie nicht anzuhalten, und ging ihr nur so lange in der Dunkelheit nach, bis die Erscheinung sich plötzlich umsah, stehen blieb und fragte: „Was willst Du?", — wobei eine Faust zum Vorschein kam, wie sie nicht einmal bei Lebenden gefunden wird. — „Nichts," sagte der Wächter und kehrte sogleich um. Doch war jene Erscheinung viel größer von Wuchs und trug einen riesigen Schnurrbart. Sie lenkte ihre Schritte, wie es schien, nach der Obuchower Brücke und verschwand in der Dunkelheit der Nacht.

Kleinrussische Landedelleute.

Idylle

von

Nikolaus Gogol.

Ich liebe sehr das bescheidene Leben jener einsamen Besitzer entlegner Dörfer, welche man in Kleinrußland als die „vom alten Schlage“ bezeichnet; sie gleichen baufälligen malerischen Häuschen, die durch ihre Einfachheit schön sind, durch ihren vollständigen Gegensatz zu neuen, glatten Gebäuden, deren Wände noch nicht der Regen abgespült, deren Dächer noch nicht grünes Moos bedeckt, an deren Eingang noch nicht der Bewurf abgesprungen und die rothen Ziegel hervorblicken. Ich versetze mich gern bisweilen auf einen Augenblick in die Sphäre dieses ungewöhnlich einsamen Lebens, wo kein einziger Wunsch über das Gitter des kleinen Hofes hinausgeht, über den Zaun des mit Aepfel- und Pflaumenbäumen angefüllten Gartens und über die ihn umgebenden Dorfhütten, die sich auf die Seite gesenkt, von Weiden, Flieder und Birnbäumen beschattet. Das Leben ihrer bescheidenen Bewohner ist so still, so still, daß man sich für einen Augenblick vergessen und glauben könnte,

es gäbe hier keine Leidenschaften, keine Wünsche, nichts von jenen Ausflüssen des bösen Geistes, welche die Welt erregen, man habe das alles nur in einem hellen, funkelnden Traumbild gesehen. Noch steht es mir vor Augen, das niedrige Häuschen, mit der Gallerie von kleinen schwarzhölzernen Säulen, die um das ganze Haus führt, damit man während eines Gewitters die Fensterläden schließen kann, ohne vom Regen naß zu werden: dahinter duftige Eschen, ganze Reihen niedriger Obstbäume, überströmt vom Purpur der Kirschen und von den dunklen Wellen blaßbläulich angehauchter Pflaumen — ein weitastiger Ahorn, unter dessen Schatten zum Ausruhen ein Teppich ausgebreitet ist: vor dem Hause ein geräumiger Hof mit kurzem, frischem Rasen und einem ausgetretnen Fußsteg von der Scheune zur Küche, von der Küche zu den herrschaftlichen Zimmern: und dort die langhalsige Gans, die mit ihren flaumweichen Jungen Wasser trinkt — das Gitter mit Bündeln getrockneter Aepfel und Birnen und mit auszulüftenden Teppichen überhängt — die Fuhre Melonen an der Scheune, der abgespannte Ochs, der sich träge daneben hingelegt .... alles dies hat für mich einen unaussprechlichen Reiz, vielleicht weil ich es nicht mehr sehe und weil uns ja alles lieb ist, wovon wir

getrennt sind. Dem sei nun wie ihm wolle, aber wenn mein Wagen sich diesem Häuschen nur näherte, fühlte sich meine Seele schon in einem Zustande wundersam behaglicher Ruhe! Munter trampelten die Pferde vor die Thüre, der Kutscher stieg gewöhnlich vom Bock und stopfte sich seine Pfeife, als wär' er zu Hause; selbst das Gebell der phlegmatischen Köter und Zottler klang meinen Ohren angenehm. Aber mehr als alles gefielen mir die Besitzer dieser stillen Winkel selbst, die alten Väterchen und Mütterchen, die sorglich mir entgegenkamen. Ihre Gesichter schweben mir noch jetzt vor, bisweilen mitten im Geräusch und im Gedränge modischer Fracks, und dann ist's mir plötzlich wie im Traum, und mir dämmert die Vergangenheit auf. Auf ihren Gesichtern lag stets eine solche Güte, eine solche Herzlichkeit und Offenmüthigkeit, daß man unwillkürlich wenigstens auf eine Weile sich aller kühnen Ideen entschlug und unmerklich mit allen seinen Empfindungen sich in das harmlose idyllische Leben versenkte.

Ich kann bis heutigen Tag ein Paar alte Leutchen aus jener Zeit nicht vergessen: ach, sie sind beide nicht mehr, aber noch immer füllt Wehmuth meine Seele und es preßt mir seltsam das Herz zusammen, wenn ich mir denke, daß ich wieder einmal an ihren

frühern, nunmehr verödeten Wohnort komme, und an der Stelle, wo ihr niedriges Häuschen stand, einen eingefallenen Zaun, einen versumpften Teich, einen überwachsenen Graben erblicke — und weiter nichts. Ja, dann wird mir traurig zu Muthe! schon im Voraus recht traurig! Doch wenden wir uns zur Erzählung.

Aphanassi Iwanowitsch Tostohub und seine Frau Pulcheria Iwanowna Tostohubin, wie sie die benachbarten Bauern nannten, waren jenes alte Paar, von dem ich zu sprechen angefangen. Wenn ich ein Maler wäre und Philemon und Baucis auf der Leinwand darstellen wollte, ich würde mir nie ein anderes Modell wählen als sie.

Afanassi Iwanowitsch war ein Sechziger, Pulcheria Iwanowna funfzig Jahr alt. Afanassi Iwanowitsch war hochgewachsen, trug beständig einen mit Camelot überzogenen Schafspelz, saß gebückt und lächelte fast immer, er mochte erzählen oder nur hören. Pulcheria Iwanowna dagegen war etwas ernst, lachte fast niemals; aber aus ihren Zügen, aus ihren Augen sprach so viel Güte, so viel Bereitwilligkeit, Einen mit dem Besten, was sie hatten, zu bewirthen, daß gewiß Jedem ein Lächeln auf diesem gutmüthigen Gesichte schon gar zu süß vorge-

kommen wäre. Die feingezogenen Runzeln auf beider Gesichtern hatten so etwas Angenehmes, daß ein Künstler sie ihnen sicherlich abgestohlen hätte. Es schien, als könnte man darin ihr ganzes Leben lesen, jenes klare, ruhige Leben, wie es die altnationalen, schlichten und dabei wohlhabenden Familien geführt, die immer einen solchen Gegensatz bilden zu jenen niedrigen Kleinrussen, welche vom Theerhändler und Schacherer sich heraufdrängen, wie die Heuschrecken alle Gerichtssäle und Expeditionen füllen und ihren eignen Landsleuten den letzten Heller abnehmen, Petersburg mit Rabulisten überschwemmen, zuletzt sich ein Capitälchen zurücklegen und feierlich ihren auf o ausgehenden Namen ein großrussisches w anhängen. Nein, sie glichen jenen armseligen, verachtungswerthen Geschöpfen so wenig wie alle ächten alten Familien Kleinrußlands. Ihre gegenseitige Liebe konnte man nicht ohne Antheil betrachten. Nie sagten sie zu einander „Du,“ sondern nur „Sie.“ — Sie Afanassi Iwanowitsch, Sie Pulcheria Iwanowna. „Den Stuhl haben S i e eingedrückt, Afanassi Iwanowitsch?“ — „Sein Sie nicht böse, Pulcheria Iwanowna, das war ich.“ Kinder hatten sie nie gehabt, und darum wandten sie ihre Neigung einander ausschließlich zu. Einst in seiner Jugend hatte Afanassi Iwanowitsch

bei der „Compagnie" gedient und wurde hernach Secondmajor. Aber das war schon sehr lange her, das war vorbei; Afanassi Iwanowitsch selbst erwähnte es fast niemals. In seinem dreißigsten Lebensjahre heirathete er: da war er ein flotter Bursch und trug ein gesticktes Camisol; er entführte sogar recht geschickt Pulcheria Iwanowna, die ihre Verwandten ihm nicht zur Frau geben wollten; aber auch dessen schien er sich kaum mehr zu erinnern, wenigstens sprach er nie darüber. Allen diesen frühren ungewöhnlichen Ereignissen war längst ein ruhiges, einsames Leben gefolgt, jenes schlummernde und zugleich harmonische Hinträumen, das wir empfinden, wenn wir auf dem Balkon eines Dorfhäuschens sitzen, der nach dem Garten geht, und ein schöner Regen schwellend herabrauscht, das Laub peitscht, in plätschernden Bächlein zusammenströmt und alle unsere Glieder in Schlummer tönt, während hinter den Bäumen in Gestalt einer halbzertrümmerten Wölbung der Regenbogen hervorblickt und mit seinen sieben Farben blaß am Himmel leuchtet: oder wenn uns ein Wagen wiegt, der zwischen grünen Gesträuchen taucht, wenn die Steppenwachtel schlägt, und das duftige Gras sammt den Aehren und Kornblumen zum Schlag hereindringt und uns angenehm über Gesicht und Hände streift.

Mit heiterm Lächeln ließ er sich immer von seinen Gästen erzählen, sprach wohl auch selbst bisweilen, am meisten aber hatte er zu fragen. Er gehörte nicht zu jenen Greisen, die mit ihrem ewigen Lob der alten Zeit und Tadel der neuen lästig werden; im Gegentheil, es äußerte sich in seinen Fragen große Neugier und Antheil an den Lebensverhältnissen, am Wohl und Weh des Andern, was gute alte Leute immer interessirt, obschon diese Neugier einigermaßen der eines Kindes gleicht, das, während es mit Euch spricht, das Siegel an Eurer Uhrkette betrachtet. Dann, ich darf es wohl sagen, athmete sein Gesicht Güte.

Die Zimmer, die unser Paar bewohnte, waren klein, niedrig, wie man sie gewöhnlich bei Leuten alten Schlages trifft. In jedem stand ein ungeheurer Ofen, der fast den dritten Theil des Zimmers einnahm. Alle waren furchtbar warm, weil Afanassi Iwanowitsch und Pulcheria Iwanowna die Wärme gar sehr liebten. Beheizt wurden sie von der Flur aus, wo denn auch fast immer Stroh bis hoch an die Decke lag. Dies ist nämlich in Kleinrußland das gewöhnliche Brennmaterial statt des Holzes; das Knistern und Leuchten des brennenden Strohes macht die Flur sehr angenehm in Winterabenden, wenn die

muntere Jugend, nachdem sie draußen bei Verfolgung irgend einer Brünette ganz erfroren, in die Hände klatschend hereingelaufen kommt. Die Wände des Zimmers waren mit vielen Bildern und Bilderchen in schmalen alterthümlichen Rahmen verziert. Ich bin überzeugt, der Hausherr selbst und seine Frau hatten längst vergessen, was diese Bilder darstellten, und hätte man ihnen einige weggetragen, sie würden es sicherlich nicht gemerkt haben. Zwei Portraits waren groß, in Oel gemalt, das eine irgend eines Geistlichen, das andere Peters III. Aus einem schmalen Rähmchen blickte die Herzogin Lavallière, von Fliegen beschmutzt. Um das Fenster und über der Thür hingen eine Menge kleiner Bilderchen jener Art, die man sich fast gewöhnt für Flecken an der Wand zu nehmen, und die man daher gar nicht ansieht. Der Boden war in allen Zimmern ungedielt, aber so sauber mit Lehm gestrichen, so reinlich, wie gewiß in keinem reichen Hause das Parquet, das der verschlafene Herr in Livree träge abkehrt. Das Zimmer Pulcheria Iwanowna's stand voll Kasten und Kisten, Kistchen und Kästchen. Eine Menge Säcke und Körbe mit Samen, und zwar von Blumen, Küchenpflanzen, Wassermelonen, hingen an den Wänden. Mehrere Knäuel buntfarbiger Wolle, Läppchen alter Kleider, die vor einem halben Jahr-

hundert gemacht waren, lagen in den Ecken umher, in und zwischen den Kistchen. Pulcheria Iwanowna war sehr haushälterisch und hob Alles auf, wiewohl sie oft selbst nicht wußte, wozu es einmal gebraucht werden sollte. Das Bemerkenswertheste aber im Hause waren die singenden Thüren. Ich kann es nicht sagen, woher es kam, daß sie sangen. Waren die verrosteten Angeln die Ursache, oder hatte ihr Meister selbst einen geheimen Mechanismus in ihnen angebracht — aber merkwürdig ist, daß jede Thür eine andere Stimme hatte. Die ins Schlafzimmer führende, sang den allerfeinsten Discant, die ins Eßzimmer schnurrte Baß, dagegen die in der Flur gab einen seltsamen zitternden und zugleich stöhnenden Ton von sich, so daß, wenn man genau hinhörte, es Einem zuletzt ganz deutlich klang: „Meine Lieben, ich friere!" Ich weiß, daß Vielen dieser Ton durchaus nicht gefällt; ich aber habe ihn sehr gern, und wenn es mir hier einmal begegnet, daß ich Thüren knarren höre, so weht es mich plötzlich wie Landluft an und mir ist, als käme ich ins niedrige Zimmerchen, von einem Licht in alterthümlichem Leuchter erhellt, als sei das Abendessen schon aufgetragen, und die dunkle Mainacht blickt aus dem Garten durch das offene Fenster auf den gedeckten Tisch, als trillerte die Nachtigall

durch den Garten, das Haus und über den entfernten Fluß hin, als flüsterten schaurig die Zweige, und . . . mein Gott! welch eine Reihe von Erinnerungen zieht da an mir vorüber!

Die Stühle waren massiv hölzerne, wie man sie vor Alters hatte: alle mit hoher gedrechselter Rückenlehne, weder angestrichen noch lackirt, ja nicht einmal mit irgend einem Stoff überzogen; sie glichen einigermaßen den Stühlen, auf die noch heutzutage die hohen Geistlichen sich setzen. Dreieckige Tischchen in den Winkeln, viereckige vor dem Divan und dem Spiegel in dünnem Goldrahmen mit geschnitzten Blättern, welche die Fliegen mit schwarzen Punkten übersäet, vor dem Divan ein Teppich mit Vögeln, die wie Blumen aussahen, und Blumen, die wie Vögel aussahen: das war fast der ganze Schmuck des anspruchslosen Häuschens, in welchem meine guten Alten wohnten. Das Mägdezimmer stak voll von jungen und nicht jungen Mädchen in streifigen Röcken; denen gab Pulcheria Iwanowna dann und wann eine Kleinigkeit zu nähen, oder sie ließ sie Beeren lesen, meist aber liefen sie nach der Küche und schliefen. Pulcheria Iwanowna fand es unumgänglich, sie im Hause zu behalten, und überwachte streng deren Sittlichkeit. Aber zu hrem größten Erstaunen

vergingen nie einige Monate, ohne daß bei irgend einem ihrer Mädchen der Leib ungewöhnlich zunahm; es war dies um so mehr zu verwundern, da im Hause sich fast gar kein Junggeselle befand, mit Ausnahme des Stubenjungen, der, wenn er nicht aß, gewiß schlief. Pulcheria Iwanowna schalt gewöhnlich die Schuldige aus und verbot dergleichen in Zukunft auf's Allerstrengste. An den Fensterscheiben summte eine erschreckliche Menge Fliegen, die alle der dumpfe Baß der Hummel überstimmte, zuweilen von dem durchdringenden Schrillen der Wespen begleitet. Sobald jedoch Licht gebracht wurde, begab sich der ganze Schwarm zur Ruhe und lagerte sich wie eine schwarze Wolke über die Decke.

Aphanassi Iwanowitsch bekümmerte sich sehr wenig um die Wirthschaft, wiewohl er manchmal zu den Schnittern hinausfuhr und ihrer Arbeit aufmerksam zusah. Die ganze Last der Verwaltung lag auf Pulcheria Iwanowna. Ihre wirthschaftliche Thätigkeit bestand in unaufhörlichem Auf- und Zumachen der Speisekammer, im Einlegen, Trocknen, Einkochen einer zahllosen Menge Früchte und Pflanzen. Ihr Haus glich vollständig einem chemischen Laboratorium. Unter einem Apfelbaum war immerwährend Feuer angemacht, und vom eisernen Dreifuß kam fast

niemals ein Kessel oder eine kupferne Schüssel mit Eingemachtem, Gelée, Honigküchelchen Zuckerplätzchen und ich weiß nicht was sonst noch. Unter einem andern Baume zog der Kutscher in einem fort Liqueur ab von Pfirsichblättern, Ramselblüthen, Kirschkernen; am Schlusse dieses Prozesses war er nie im Stande die Zunge zu rühren, lallte solchen Unsinn, daß Pulcheria Iwanowna nichts verstehen konnte, und ging in die Küche schlafen. Von all dem Zeug wurde eine solche Menge eingekocht, eingelegt, getrocknet, daß es sicherlich zuletzt den ganzen Hof überschwemmt haben würde (denn Pulcheria Iwanowna bereitete gern noch über den angenommenen Bedarf hinaus viel zum Vorrath), hätten nicht die Mägde die größte Hälfte davon vertilgt, die in der Speisekammer sich so furchtbar vollfraßen, daß sie den ganzen Tag über Leibschneiden klagten und ächzten. Auf den Ackerbau und die übrigen wirthschaftlichen Punkte außerhalb des Hauses konnte Pulcheria wenig eingehen. Der Verwalter in Gemeinschaft mit dem Vogt stahl unbarmherzig. Beide hantierten in den herrschaftlichen Wäldern, wie wenn sie ihre eigenen wären, fertigten eine Menge Schlitten, die sie auf dem nahen Jahrmarkte los wurden, und verkauften alle dicken Eichenstämme den benachbarten

Kosaken zum Mühlengebälk. Nur einmal hatte Pulcherin Iwanowna den Wunsch, ihre Wälder zu revidiren. Zu dem Ende wurde eine Droschke mit großmächtiger Lederdecke angespannt: sobald der Kutscher an den Strängen zog und die Pferde, die noch bei der Miliz gedient, sich von der Stelle rührten, erfüllte die Luft ein sonderbares Getön, wie wenn auf einmal Flöte, Schellen und Trommelschlag durcheinanderschallten, jeder Nagel, jeder eiserne Haken klirrte, so daß man selbst an den Mühlen hören konnte, wie die gnädige Frau ausgefahren, obgleich es eine Entfernung von nicht weniger als zwei Wersten war. Die schreckliche Waldverwüstung, der Verlust jener Eichen, die sie noch in ihrer Kindheit als hundertjährige gekannt hatte, konnte von Pulcheria Iwanowna nicht unbemerkt bleiben. „Wie kommt das," sagte sie zu dem anwesenden Verwalter: „daß sich die Eichen so gelichtet? Sieh zu, daß sich nicht Deine Haare lichten!" — „Wie das kommt?" entgegnete der Verwalter gelassen: „sind eingegangen, gnädige Frau, wahrhaftig eingegangen! Der Blitz hat sie getroffen, Würmerhaben sie zernagt — sind wahrhaftig eingegangen." Pulcheria Iwanowna befriedigte diese Antwort vollständig, und zu Hause gab sie den Befehl, nur im

Garten über die spanischen Kirschen und Winterbirnen die Hut zu verdoppeln. Diese würdigen Männer, der Verwalter und der Vogt, fanden es auch überflüssig, das ganze Mehl in die herrschaftlichen Scheunen zu bringen; nach ihrer Meinung hatte die Herrschaft auch an der Hälfte genug: und diese Hälfte brachten sie nachgerade verschimmelt oder durchnäßt, was sie just auf dem Jahrmarkt als Ausschuß zurückbehalten hatten. Aber so viel auch der Verwalter und der Vogt stahlen, so fürchterlich alles im Hause fraß, von der Wirthschafterin bis zu den Schweinen, die eine schwere Menge Pflaumen und Aepfel vertilgten und oft sogar eigens mit ihren Rüsseln an den Baum stießen, damit er Obst herabregne, so viel auch die Sperlinge und Raben wegpickten, so viel das ganze Gesinde seiner Gevatterschaft in fremden Dörfern verschenkte (es schleppte sogar alte Leinwand und Geschirr aus den Scheunen, nnd alles dies floß der Universalquelle zu d.h. der Schenke), so viel die Gäste entwendeten, die phlegmatischen Kutscher und Lakaien — das gesegnete Land erzeugte doch alles in solcher Menge, und die beiden Alten brauchten so wenig, daß all diese schreckliche Plünderung in ihrer Wirthschaft sich kaum bemerkbar machte.

Aphanassi Iwanowitsch und Pulcheria Iwanowna waren nach der Weise aller Gutsbesitzer von

altem Schlag große Freunde von Essen und Trinken. So wie es Tag wurde (sie standen immer früh auf) und das vielstimmige Thürenconcert anging, saßen sie schon beim Kaffee. Nach dem Kaffee trat Aphanassi Iwanowitsch in die Flur und scheuchte die Gänse mit dem Tuche, Kisch! Kisch! rufend, fort von der Thür. Im Hofe traf er gewöhnlich den Verwalter; er ließ sich immer in ein Gespräch mit ihm ein, erkundigte sich genau nach den Arbeiten und theilte ihm Bemerkungen und Weisungen mit, in denen eine ungewöhnliche Kenntniß der Landwirthschaft gewiß Jeden verwundern mußte, so daß ein Neuling sich nicht einmal zu denken getraut hätte, daß bei einem so umsichtigen Wirthe Stehlen möglich sei. Aber der Verwalter war ein durchtriebener Fuchs; er verstand zu antworten und noch besser zu wirthschaften. Darauf ging Aphanassi Iwanowitsch ins Zimmer zurück und sagte, sich seiner Frau nähernd: „Nun, Pulcheria Iwanowna, wär's nicht vielleicht Zeit, einen Imbiß zu nehmen?" — „Aber was soll's denn nur gleich sein, Aphanassi Iwanowitsch? Vielleicht Plätzchen mit Fett oder Mohnpastetchen oder eingelegte Pilze?" — „Meinetwegen Pilze oder Pastetchen," antwortete Aphanassi Iwanowitsch, und schnell war der Tisch gedeckt und Pastetchen nebst Pilzen aufgetragen. Eine Stunde vor

dem Mittagsessen nahm Aphanassi Iwanowitsch wieder einen Imbiß, trank aus einem alterthümlichen silbernen Pokal Branntwein, aß Pilze dazu nebst gebackenen Fischen u. s. w. Zu Mittag gegessen wurde um zwölf Uhr. Außer Schüsseln und Saucenkännchen standen auf dem Tische eine Menge Töpfchen mit verklebten Deckeln, damit nicht irgend ein appetitliches Erzeugniß der alten schmackhaften Küche ausdampfe. Ueber Tische wurde meist von Gegenständen gesprochen, die das Essen zunächst angingen. „Mir kommt dieser Brei etwas angebrannt vor," pflegte Aphanassi Iwanowitsch zu sagen: scheint's Ihnen nicht auch, Pulcheria Iwanowna?" — „Nein, Aphanassi Iwanowitsch, thun Sie nur mehr Butter hinein, so wird er Ihnen nicht mehr angebrannt vorkommen, oder gießen Sie doch diese Pilzsauce darüber." „Meinetwegen," sagte Aphanassi Iwanowitsch und reichte seinen Teller hin: „wollen den Versuch machen." Nach dem Mittagsessen ruhete Aphanassi Iwanowitsch ein Stündchen, worauf ihm Pulcheria Iwanowna eine auseinandergeschnittene Wassermelone brachte mit den Worten: „Kosten Sie doch, Aphanassi Iwanowitsch, was das für eine gute Wassermelone ist." — „Geben Sie nichts darauf, Pulcheria Iwanowna, daß sie roth in der Mitte ist; es

gibt auch rothe, die nicht gut sind.“ Aber die Wassermelone verschwand gleich. Hierauf aß der Alte noch einige Birnen und machte mit seiner Frau einen Spaziergang im Garten. Wenn sie zurückkamen, ging Pulcheria Iwanowna an ihre Beschäftigung, er aber setzte sich unter's Wetterdach nach dem Hofe zu und sah, wie die Speisekammer fortwährend ihr Inneres öffnete und schloß, wie die Mägde einander stoßend einen Haufen allerlei Zeugs in hölzernen Kistchen, Sieben, Schwingen und andern Fruchtbehältern bald hinein-, bald hinaustrugen. Nach einem Weilchen schickte er nach Pulcheria Iwanowna oder begab sich selbst zu ihr, und sagte: „Was könnt' ich denn nur essen, Pulcherin Iwanowna?“ — „Was denn?“ versetzte sie. „Ich gehe vielleicht und sage, daß man Ihnen die Klöße mit Erdbeeren bringt, die ich eigens für Sie habe aufheben lassen?“ — „Auch das,“ erwiederte Aphanassi Iwanowitsch. „Oder wollen Sie nicht vielleicht Kaltschale?“ — „Auch das,“ war die Antwort, worauf denn alles dies gleich gebracht und natürlich gegessen wurde. Vor dem Nachtmahl nahm Aphanassi Iwanowitsch noch etwas zu sich. Um halb zehn Uhr setzten sie sich zum Nachtmahl, dann gingen sie schlafen, und allgemeine Stille trat auf diesen geschäftsvollen und doch ruhigen Plätzchen ein.

Das Zimmer, in welchem Aphanassi Iwanowitsch und Pulcheria Iwanowna schliefen, war so warm, daß Wenige im Stande gewesen wären, ein paar Stunden darin zu bleiben. Aphanassi Iwanowitsch aber legte sich, um es noch wärmer zu haben, auf den Ofen, wiewohl ihn die große Hitze trieb, oft mitten in der Nacht aufzustehen und im Zimmer hin- und her zu schreiten. Bisweilen ächzte Aphanassi Iwanowitsch, während er so im Zimmer herumging. Dann fragte ihn Pulcheria Iwanowna: „Warum ächzen Sie denn, Aphanassi Iwanowitsch?“ — „Gott weiß, Pulcheria Iwanowna, mir ist, als wenn ich etwas Leibschmerzen hätte.“ — „Vielleicht essen Sie was, Aphanassi Iwanowitsch.“ — „Ich weiß nicht, ob das gut sein wird, Pulcheria Iwanowna — übrigens, was könnt' ich denn nur essen?“ — „Saure Milch oder etwas dünnes Muß mit getrockneten Birnen.“ — „Meinetwegen, ich will es nur kosten,“ sagte Aphanassi Iwanowitsch. Das verschlafene Mädchen ging und wühlte in den Schränken — und Aphanassi Iwanowitsch aß einen Teller voll. Dann sagte er gewöhnlich: „Jetzt fühle ich mich etwas erleichtert.“

Bisweilen, wenn draußen schönes Wetter, das Zimmer recht geheizt und Aphanassi Iwanowitsch in guter Laune war, spaßte er gern mit Pulcheria Iwa-

nowna und sprach von etwas ganz Fernliegendem. „Nun, Pulcheria Iwanowna," sagte er: „wenn auf einmal unser Haus abbrennt, wo kämen wir hin?" — „Da sei Gott vor!" rief Pulcheria Iwanowna, sich bekreuzend. — „Aber gesetzt, unser Haus brennte ab, wo zögen wir dann hin?" — „Weiß Gott, was Sie da reden, Aphanassi Iwanowitsch! Wie sollte unser Haus abbrennen: das wird Gott verhüten." — „Nun wie aber, wenn's abbrennte?" — „Nun, dann zögen wir in die Küche. Sie würden sich eine Zeitlang mit dem Zimmerchen begnügen, das jetzt die Wirthschafterin bewohnt." — „Aber wie, wenn die Küche auch abbrennte?" — „Der Herr bewahre uns vor solchem Unglück daß auf einmal das Haus und die Küche abbrennte! Nun, dann müßten wir in die Speisekammer, bis ein neues Haus fertig würde." „Aber wenn die Speisekammer auch abbrennte?" — „Weiß Gott, was Sie da reden! Ich will Sie gar nicht mehr hören! Es ist Sünde, so zu sprechen, Gott straft für solche Reden." — Aphanassi Iwanowitsch aber, zufrieden, daß er mit Pulcheria Iwanowna gespaßt, blieb lächelnd sitzen.

Doch am allerinteressantesten schienen mir die alten Leutchen, wenn sie Besuch hatten. Dann nahm in ihrem Hause alles eine andere Gestalt an. Diese

guten Menschen, man kann es sagen, lebten ganz und gar ihrem Gast. Das Beste, was sie besaßen, wurde hervorgeholt. Sie wetteiferten mit einander, Einem alles vorzusetzen, was ihre Wirthschaft bot. Aber am angenehmsten war mir, daß all ihre Gefälligkeit nichts Süßliches hatte. Dieses herzliche Wohlwollen sprach sich so mild in ihren Zügen aus und stand ihnen so gut, daß man unwillkürlich ihrem Nöthigen nachgab. Es ging aus der reinsten Einfalt ihrer guten, offenen Seelen hervor. Es war eine andere Herzlichkeit, als die, mit welcher ein Regierungsbeamter Jemand bewirthet, durch dessen Verwendung er emporgekommen, den er seinen Wohlthäter nennt, vor dem er kriecht. — Kein Gast wurde am selben Tage fortgelassen, er mußte durchaus die Nacht bleiben. „Wie können Sie so spät noch einen so weiten Weg machen?“ pflegte Pulcheria Iwanowna zu sagen (der Gast wohnte nämlich in der Regel drei oder vier Werste von ihnen). — „Freilich,“ sagte Aphanassi Iwanowitsch: „man weiß nicht, was begegnen kann — wenn Einen Räuber überfallen, oder Spitzbuben!“ — „Bewahre der Himmel!“ rief Pulcheria Iwanowna: „wer wird denn auf die Nacht von so etwas sprechen? Räuber hat man nicht zu fürchten — aber es ist draußen so finster, Sie können durchaus nicht

fahren. Und Ihr Kutscher, ich kenne ja Ihren Kutscher, der ist so schwach und klein, daß ihn jede Mähre todtschlägt; jetzt hat er sich gewiß schon satt gegessen und schläft irgendwo."

Kurz und gut, der Gast mußte durchaus bleiben. Doch belohnte ihn auch der Abend in dem warmen niedern Zimmerchen, wo ein herzliches, wohlthuendes und einschläferndes Gespräch geführt wurde, und das nahrhafte, meisterlich zubereitete Essen gar traulich dampfte. Ich sehe noch wie heute Aphanassi Iwanowitsch gebückt auf dem Stuhle sitzen und dem Gast aufmerksam, ja sogar mit Vergnügen zuhören. Bisweilen kam die Rede auf Politik. Der Gast, der auch sehr selten sein Dorf verließ, zog mit bedeutsamen Mienen und geheimnißvollem Ausdrucke des Gesichts seine Schlüsse und erzählte, der Franzose habe sich heimlich mit dem Engländer beredet, Bonaparte wieder gegen Rußland ziehen zu lassen, oder er sprach im Allgemeinen von bevorstehendem Krieg, und dann sagte Aphanassi Iwanowitsch oft, wie wenn er seine Frau gar nicht sähe: „Ich will auch in den Krieg: warum könnte ich denn nicht?" — „Er ist gleich dabei!" fiel Pulcheria Iwanowna ein. „Glauben Sie ihm nur nicht," sagte sie sich zum Gaste wendend: „wie soll er auf seine alten Tage in den Krieg? Der erste

beste Soldat erschießt ihn, bei Gott, er erschießt ihn, legt ohne Weiteres auf ihn an und schießt ihn todt." — „Ei was," sagt Aphanassi Iwanowitsch, „ich erschieße ihn auch . . ." „Hören Sie nur," unterbrach ihn Pulcheria Iwanowna, „hören Sie nur, was er spricht! Er will in den Krieg! Seine Pistolen sind längst verrostet und liegen in der Kammer; Sie sollten sie nur sehen, noch vor dem Schusse sprengt sie das Pulver. Und die Hände wird er sich zerschlagen und das Gesicht verstümmeln, und wird für ewige Zeiten unglücklich." — „Ei was!" versetzte Aphanassi Iwanowitsch: „ich kaufe mir neue Waffen, einen Säbel oder eine Kosakenpike. — „Das will er Einem nur weismachen!" fiel Pulcheria Iwanowna ärgerlich ein. „Was ihm nur auf einmal in den Sinn kommt! Ich weiß zwar, daß er scherzt, aber es ist doch unangenehm zu hören; solches Zeug spricht er immer — manchmal wird's Einem ordentlich angst." Aber Aphanassi Iwanowitsch, zufrieden, daß er seine Frau ein wenig erschreckt, bückte sich auf seinen Stuhl und lachte.

Pulcheria Iwanowna gefiel mir am meisten, wenn sie den Gast zum Imbiß führte. „Dieser Branntwein," sagte sie, den Pfropfen aus einer Flasche ziehend: „ist ein Salbeiaufguß; bei Achsel-

oder Kreuzschmerzen hilft er sehr; hier das ist Tausendgüldenkraut: recht gut gegen Ohrensausen und Flechten. Der da ist von Pfirsichkernen abgezogen, nehmen Sie doch ein Gläschen — welch ein schöner Duft! Wenn man etwa beim Aufstehen aus dem Bette sich an eine Schrankecke oder an einen Tisch stößt und eine Beule an der Stirn aufläuft, so braucht man nur vor dem Mittagsessen ein Gläschen davon zu trinken — und weg ist alles, wie wenn's gar nicht da gewesen wäre." Hierauf folgte ein ähnlicher Bericht über die andern Flaschen, die sämmtlich eine gewisse Heilkraft hatten. Nachdem der Gast dieser ganzen Apotheke hatte zusprechen müssen, führte sie ihn zu einer Menge daneben stehender Teller. „Hier haben Sie Pilze mit Quendel, hier mit Gewürznelken und Haselnüssen. Die hat mich eine Türkin einlegen gelehrt, als noch die Türken bei uns in Gefangenschaft waren. Das war eine recht gutmüthige Türkin, und man konnte gar nicht merken, daß sie den türkischen Glauben hatte; sie ging fast ganz wie wir, nur Schweinefleisch aß sie nicht, das soll ihnen verboten sein. Hier haben Sie Pilze mit Johannisbeerblättern und Muskatnuß! Und sehen Sie die großen Kräuter da — die hab' ich zum ersten Mal eingelegt und weiß noch nicht, wie sie schmecken; das Recept verrieth mir der Pfarrer Iwan:

man muß in einem kleinen Fäßchen zuallervörderst Eichenblätter ausbreiten, darüber Pfeffer und Salz streuen und dann kommen die Blüthen da hinein, mit den Stielen nach oben. Das dort sind Pastetchen mit Käse: und die hier mit Sauerkraut und Buchweizen liebt Aphanassi Iwanowitsch ganz besonders.

— „Ja," setzte Afanassi Iwanowitsch hinzu: „ich esse sie sehr gern, sie sind weich und etwas säuerlich."

Ueberhaupt war Pulcheria Iwanowna in der allerbesten Stimmung, wenn sie Besuch hatte. Die gute Alte! sie war ganz ihren Gästen hingegeben. Ich fühlte mich ungemein wohl bei ihnen, und obgleich ich wie alle, die sie besuchten, fürchterlich viel essen mußte, obgleich mir dies sehr schädlich war, so besuchte ich sie doch stets mit Vergnügen. Uebrigens meine ich, die Luft selbst müsse in Kleinrußland eine besondere Eigenschaft haben, welche die Verdauung befördert; denn wollte hier zu Lande sich Jemand in solchem Maße vollessen, so würde er ohne Zweifel statt ins Bett in den Sarg kommen.

Ihr lieben Alten!

Aber meine Erzählung nähert sich einem sehr traurigen Ereigniß, welches auf immer das Leben dieses friedlichen Oertchens veränderte. Dieses Er-

eigniß erscheint um so auffallender, da es aus einem höchst unbedeutenden Umstande hervorging. Doch das ist nun einmal der eigenthümliche Lauf der Dinge, daß oft die geringfügigsten Ursachen große Ereignisse hervorrufen, und umgekehrt große Unternehmungen von den geringfügigsten Folgen sind. Mancher Eroberer sammelt alle Kräfte seines Reiches, kriegt mehrere Jahre hindurch, seine Heerführer werden berühmt und alles das endet mit der Erkämpfung einer Handvoll Erde, wo man nicht einmal Platz genug hat, Kartoffeln zu bauen: dagegen zanken sich einmal zwei Wurstmacher aus zwei Städten um eine Kleinigkeit und der Zank verbreitet sich bald über die Städte und dann über Dörfer und Flecken und zuletzt über das ganze Reich. Aber lassen wir diese Reflexionen; sie gehören nicht hierher; auch liebe ich überhaupt keine Reflexionen, wenn sie eben nur solche bleiben.

Pulcheria Iwanowna hatte ein graues Kätzchen, welches fast immer in einen Knäuel zusammengeballt zu ihren Füßen lag. Sie streichelte es bisweilen und kitzelte es am Halse, den das verhätschelte Kätzchen dabei so lang als möglich reckte. Man kann just nicht sagen, daß Pulcheria Iwanowna das Thier außerordentlich geliebt hätte, aber da sie einmal an

dasselbe gewöhnt war, hatte sie es gern. Doch spöttelte bisweilen Afanassi Iwanowitsch über diese Zuneigung.

„Ich weiß nicht, Pulcheria Iwanowna, was Sie nur an der Katze finden? Was soll sie? Ja, wenn Sie noch einen Hund hätten, das wär' was Anderes: einen Hund kann man zur Jagd brauchen, aber eine Katze wozu?“

—„Sein Sie doch stille, Afanassi Iwanowitsch: Sie reden immer nur hinein und weiter nichts. Ein Hund ist unreinlich, ein Hund macht alles schmutzig, beißt alles, aber eine Katze ist ein stilles Geschöpf, das Niemanden Leides thut.“

Uebrigens war's Afanassi Iwanowitsch völlig gleich, ob Hund oder Katze: er sagte das nur, um Pulcheria Iwanowna ein wenig zu necken.

Hinter dem Garten befand sich ein großer Wald, welchen der unternehmende Verwalter ganz verschont hatte, vielleicht weil hier die Axtschläge von Pulcheria Iwanowna selbst gehört werden konnten. Es war eine finstere Wildniß, die alten Baumstämme, mit überwuchernden Haselstauden bedeckt, sahen wie befiederte Taubenfüße aus. In diesem Walde hausten wilde Katzen. Die wilden Katzen des Waldes muß man nicht mit jenen Waghälsen vermengen, die auf den Dächern der Häuser herumspringen. Die in den

Städten sind ungeachtet ihrer schroffen Art doch weit civilisirter als die Waldbewohner; diese dagegen sind größtentheils ein finsteres wildes Volk; sie sehen immer dürr und elend aus, miauen mit rauher ungebildeter Stimme, graben sich zuweilen einen unterirdischen Gang bis unter die Scheune, wo sie Fett stehlen, und wagen sich sogar in die Küche mit einem raschen Sprung durch's offne Fenster, sobald sie bemerken, daß der Koch sich entfernt. Ueberhaupt kennen sie gar kein edles Gefühl, sie leben vom Raub und würgen die jungen Sperlinge selbst in den Nestern. Diese Katzen unterhielten sich mehrmals durch ein Loch unter der Scheune mit dem sanften Kätzchen der Pulcheria Iwanowna und lockten es zuletzt an sich, wie ein Trupp Soldaten eine einfältige Bäuerin anlockt. Pulcheria Iwanowna bemerkte das Verschwinden der Katze, ließ sie suchen, aber die Katze fand sich nicht. Drei Tage vergingen; es that Pulcheria Iwanowna recht leid, endlich aber vergaß sie's ganz. Eines Tages, als sie aus ihrem Küchengarten mit frischen, grünen Gurken, die sie selbst für Afanassi Iwanowitsch abgepflückt, zurückging, hörte sie ein klägliches Miauen. Instinctmäßig rief sie: „Miez, Miez!" und auf einmal kam ihr graues Kätzchen aus dem Gebüsch hervor, elend,

dürr; man sah, daß es mehrere Tage nichts gefressen hatte. Pulcheria Iwanowna fuhr fort sie zu rufen; aber die Katze blieb vor ihr stehen, miaute und wagte nicht näher zu treten. Man merkte, daß sie seit der Zeit sehr verwildert war. Pulcheria Iwanowna ging voraus und rief die Katze immer wieder, die ihr furchtsam bis an den Zaun nachschlich. Endlich, als sie die frühern bekannten Plätze sah, kam sie auch ins Zimmer. Pulcheria Iwanowna hieß ihr sogleich Milch und Fleisch geben und weidete sich an der Gier, mit der ihr armer Liebling Stück auf Stück verschlang und die Milch schlürfte. Die graue Flüchtlingin nahm zusehends zu und fraß nicht mehr so gierig. Pulcheria Iwanowna streckte die Hand aus, sie zu streicheln: aber die Undankbare mochte sich wohl schon zu sehr an die wilden Katzen gewöhnt haben, oder hatte sich von dem romanhaften Grundsatz anstecken lassen, daß Armuth bei Liebe besser sei als ein Leben in Palästen (denn die Katzen waren arm wie Kirchenmäuse), wie dem auch sei, genug, sie sprang zum Fenster hinaus und Keiner vom Gesinde konnte sie fangen.

Die Alte wurde nachdenklich: „Das war der Tod, der sich mir angemeldet!“ sagte sie zu sich selbst und nichts vermochte sie zu zerstreuen. Den ganzen Tag war sie verstimmt. Vergebens scherzte Afanassi Iwanowitsch

und fragte, weshalb sie auf einmal so traurig geworden sei. Pulcheria Iwanowna schwieg oder antwortete durchaus unbefriedigend. Den andern Tag war sie merklich abgefallen.

„Was ist Ihnen, Pulcheria Iwanowna? Sie sind doch nicht krank?"

— „Nein, ich bin nicht krank, Afanassi Iwanowitsch! Ich muß Ihnen etwas Besonderes mittheilen. Ich weiß, daß ich diesen Sommer sterbe. Mein Tod hat sich mir schon angemeldet.

Dem Alten zuckte es krampfhaft um den Mund; aber er suchte seinen Schmerz zu bewältigen und sagte lächelnd: „Weiß Gott, was Sie da reden, Pulcheria Iwanowna! Sie mögen wohl statt des Deocies, was Sie oft einnehmen, Pfirsichliqueur getrunken haben."

— „Nein, Afanassi Iwanowitsch, ich habe keinen Pfirsichliqueur getrunken," antwortete sie.

Afanassi Iwanowitsch that es leid, daß er sich solchen Scherz gegen seine Frau erlaubt; er sah sie an und eine Thräne hing an seiner Wimper.

— „Ich bitte Sie, Afanassi Iwanowitsch, meinen Wunsch zu erfüllen," sagte Pulcheria Iwanowna. „Wenn ich gestorben bin, lassen Sie mich an der Kirchmauer begraben .... in meinem grauen Kleid .... dem mit den kleinen Blümchen .... ja nicht etwa das

Atlaskleid mit den rothen Streifen .... eine Todte braucht kein solches Kleid, was soll es ihr? Ihnen aber kann es nützen, Sie können sich daraus einen Paradeschlafrock machen lassen, um, wenn Sie Besuch erhalten, anständig vor den Gästen zu erscheinen."

„Weiß der Himmel, was Sie da reden, Pulcheria Iwanowna! Der Tod ist noch so weit und Sie ängstigen mich schon mit solchen Worten!"

—„Nein, Afanassi Iwanowitsch, ich weiß wohl, wann ich sterbe; doch müssen Sie um mich nicht trauern: ich bin schon alt und habe genug gelebt; Sie sind auch alt, wir werden uns bald in jener Welt sehen."

Aber Aphanassi Iwanowitsch schluchzte wie ein Kind.

— „Wie dürfen Sie nur weinen, Afanassi Iwanowitsch! Sündigen Sie nicht und erzürnen Sie Gott nicht durch Ihren Schmerz. Mir thut es nicht leid, daß ich sterben muß, nur das Eine thut mir leid (ein schwerer Seufzer unterbrach einen Augenblick ihre Worte), daß ich nicht weiß, wem ich Sie zurücklasse, wer Sie warten wird, wenn ich todt bin. Sie sind ja wie ein kleines Kind; Sie müssen von einer liebenden Hand gepflegt werden." Dabei sprach sich auf ihrem Gesichte eine so tiefe, so auflösende

Wehmuth aus, daß in diesem Momente sie schwerlich Jemand mit Gleichgültigkeit hätte ansehen können.

— „Höre, Jewdocha," sagte sie, sich zu ihrer Wirthschafterin wendend, die sie eigens hatte rufen lassen: „wenn ich todt bin, daß Du ja für Deinen Herrn sorgst, daß Du ihn wahrst wie Deinen Augapfel, wie Dein leiblich Kind. Sieh, daß immer in der Küche das bereitet wird, was er gern ißt, daß Du ihm immer reine Wäsche und Kleider gibst; und wenn Besuch da ist, putz' ihn ordentlich an, sonst ist er im Stande und geht im alten Schlafrock, denn er vergißt schon jetzt oft, wann Feiertag und wann Werkeltag ist. Verwende kein Auge von ihm, Jewdocha; ich werde in jener Welt für Dich beten, und Gott wird Dich belohnen. Vergiß nicht, Jewdocha, Du bist schon alt, Du hast nicht lange mehr zu leben, darum lade keine Sünde auf Deine Seele: wenn Du ihn aber nicht wartest, so wird Dich alles Glück fliehen; ich selber werde Gott bitten, daß er Dir kein seliges Ende gibt, und Du selbst wirst unglücklich sein, und Deine Kinder werden unglücklich sein, und Dein ganzes Geschlecht wird nimmermehr den Segen Gottes haben."

Arme Alte! Sie dachte jetzt nicht an den großen Augenblick, der ihr bevorstand, nicht an ihr Seelen-

heil, nicht an ihr zukünftiges Leben; sie dachte nur an den armen Gefährten ihres irdischen Lebens, den sie allein und hülflos zurücklassen sollte. Mit ungewöhnlicher Hast traf sie alle Anstalten, daß nach ihrem Tode Afanassi Iwanowitsch ihre Abwesenheit nicht fühlbar sei. Sie war von ihrem nahen Ende so fest überzeugt und ihre ganze Seele so tief davon eingenommen, daß sie wirklich einige Tage darauf sich ins Bett legte und nichts mehr genießen konnte. Afanassi Iwanowitsch wurde ganz Aufmerksamkeit und wich nicht von ihrem Bette. „Vielleicht essen Sie was, Pulcheria Iwanowna?“ sagte er, ihr unruhig ins Gesicht sehend. Aber Pulcheria Iwanowna sprach nichts. Endlich nach langem Schweigen bewegte sie die Lippen, wie wenn sie etwas sagen wollte — und athmete aus.

Afanassi Iwanowitsch war ganz vernichtet; das kam ihm so ungeheuer vor, daß er nicht einmal weinte; mit trüben Blicken starrte er sie an — als wüßte er nicht, was die Leiche zu bedeuten hatte.

Die Verstorbene wurde auf einen Tisch gelegt, mit dem von ihr selbst bezeichneten Kleide angethan, die Hände über einander gekreuzt, in der einen Hand eine Wachskerze. Er blickte auf alles starr hin. Eine Menge Volkes drängte sich nach dem Hofe,

viele Gäste waren zur Bestattung gekommen: im Hofe standen lange Tische, darauf Reis, Liqueur, Pasteten in Haufen; die Gäste sprachen, weinten, sahen die Todte an, rühmten ihre Vorzüge, blickten auf ihn; er aber betrachtete dies alles seltsam. Endlich trug man die Leiche auf den Gottesacker, das Volk strömte nach, auch er ging mit. Die Geistlichen waren in vollem Ornat, die Sonne schien, Säuglinge weinten auf den Armen der Mütter, die Lerchen sangen, Kinder in bloßem Hemde tummelten sich auf dem Wege. Jetzt stellte man den Sarg über das Grab — hieß den Mann der Verstorbenen herantreten und ihr den letzten Kuß geben. Er trat herbei, küßte sie, in seinen Augen zeigten sich Thränen, aber eigenthümliche starre Thränen. Man senkte den Sarg hinunter; der Geistliche nahm die Schaufel und warf zuerst eine Handvoll Erde hinab, der Vorsänger und zwei Kirchendiener stimmten den dumpfen Grabeschor an unter dem klaren, wolkenlosen Himmel, die Knechte griffen zu den Schaufeln, und schon füllte und deckte Erde das Grab — da drängte er sich vor: Alle wichen zur Seite und machten ihm Platz, begierig zu wissen, was er vorhabe. Er erhob die Augen, sah trübe hin und sagte: „So habt Ihr sie denn schon begraben, warum? warum?..." Er stockte und konnte nicht weiter reden.

Als er aber nach Hause kam und sein Zimmer öde fand und selbst den Stuhl, auf welchem Pulcheria Iwanowna gesessen, nicht mehr sah, da schluchzte er, schluchzte heftig, untröstlich und die Thränen rannen ihm stromweise aus den matten Augen.

Fünf Jahre waren seitdem vergangen. Welchen Kummer heilt nicht die Zeit! Welche Leidenschaft besteht im ungleichen Kampf mit ihr! Ich kannte einen Mann in der Blüthe seiner Jugendkraft, von wahrhaft edlem, gefühlvollem Herzen; ich sah ihn lieben — zärtlich, leidenschaftlich, rasend, kühn, innig — und in meiner Nähe, fast vor meinen Augen wurde der Gegenstand seiner Liebe, schön, hold wie ein Engel, von dem unersättlichen Tode hingerafft. Ich habe nie so schreckliche Ausbrüche des Seelenleidens gesehen, nie einen so rasenden, brennenden Schmerz, nie so verzehrende Verzweiflung, wie sie in dem unglücklichen Liebenden tobten. Ich hatte mir nie gedacht, daß der Mensch sich eine solche Hölle schaffen könne, in der kein einzig Bild, kein Schatten von Hoffnung, ja nichts was dieser nur im Entferntesten ähnlich ist.... Man ließ ihn nicht aus den Augen, man versteckte vor ihm jede tödtliche Waffe. Zwei Wochen später überwand er sich auf einmal, fing wieder an zu lachen und zu scherzen; da ließ man ihm

Freiheit. Das Erste, wozu er sie benutzte, war, eine Pistole zu kaufen .... Eines Tages erschreckte die Seinigen ein plötzlicher Schuß: sie stürzten in sein Zimmer und sahen ihn auf dem Boden liegen mit blutigem Schädel. Der hinzugekommene Arzt, dessen Kunst damals die allgemeine Stimme laut pries, fand die Wunde nicht tödtlich — und in der That wurde er zum Erstaunen Aller geheilt. Nun überwachte man ihn noch mehr. Sogar bei Tische wurde kein Messer vor ihm hingelegt und überhaupt suchte man alles zu entfernen, womit er sich verwunden konnte. Aber sehr bald fand er eine neue Gelegenheit und warf sich unter die Räder eines vorüberrollenden Wagens. Arm und Bein wurden ihm zerschmettert, aber er ward auch diesmal geheilt. Ein Jahr darauf sah ich ihn in einer zahlreichen Gesellschaft; er saß am Spieltische und sagte heiter, die eine Karte zudeckend: „petite — ouverte" — hinter ihm stand, über seinen Stuhl gelehnt, sein junges Weib und zählte seine Marken ab.

Wie ich schon sagte, fünf Jahre waren seit dem Tode der Pulcheria Iwanowna verflossen; da machte ich bei einem Aufenthalte in jener Gegend einen Ausflug nach dem Gute Afanassi Iwanowitschs, meines alten Nachbars, bei dem ich so manchen Tag

angenehm zugebracht und mich immer an den besten Küchenerzeugnissen der gastfreundlichen Hausfrau satt gegessen. Als ich mich dem Hause näherte, kam mir das Haus noch einmal so alt vor, die Bauernhütten lagen ganz auf der Seite, wie ohne Zweifel auch ihre Besitzer: das Hofgitter, der Zaun waren ganz zertrümmert, ich sah selbst, wie die Köchin zum Einheizen Stücke aus demselben zog, während sie zu dem gleich daneben aufgehäuften Reisig nur zwei Schritte weiter zu gehen hatte. Traurig fuhr ich an der Thür vor. Dieselben Hunde, nun blind oder mit zerschlagenen Beinen, bellten mich an und hoben ihren zottigen, klettenbehängten Schweif in die Höhe. Ein Greis kam mir entgegen. Ja, das war er! ich erkannte ihn gleich: aber er war jetzt weit tiefer gebückt als sonst. Er erkannte auch mich und grüßte mich mit dem ihm stets eigenen Lächeln. Ich folgte ihm in die Zimmer; sie sahen wie sonst aus, aber ich bemerkte in allen eine seltsame Unordnung, überall fehlte etwas — mit einem Worte, ich empfand jenes sonderbare Gefühl, das sich unser bemächtigt, wenn wir zum ersten Mal in die Wohnung eines Wittwers treten, den wir früher unzertrennlich wußten von der Gefährtin seines ganzen Lebens. Es ist dies ein Gefühl, wie wenn wir einen Menschen ohne Beine vor

uns sehen, den wir immer gesund kannten. In allem zeigte sich die Abwesenheit Pulcheria Iwanowna's. Auf den Tisch kam ein Messer ohne Stiel, die Gerichte waren nicht mehr mit solcher Kunst zubereitet; nach der Wirthschaft wollte ich gar nicht fragen und wagte es nicht, nur einen Blick in die Oekonomie zu werfen.

Als wir uns zu Tische setzten, band die Magd Aphanassi Iwanowitsch eine Serviette um, und sie that sehr wohl daran, denn sonst würde er seinen Schlafrock ganz mit Sauce bespritzt haben. Ich suchte ihn mit etwas zu unterhalten und erzählte ihm mancherlei Neuigkeiten. Er hörte mich mit demselben Lächeln, aber von Zeit zu Zeit war sein Blick ganz stier, und seine Gedanken schweiften nicht etwa umher, sie verloren sich durchaus. Oft hob er einen Löffel Grütze statt an den Mund an die Nase; die Gabel steckte er statt ins Huhn in die Flasche, worauf das Mädchen seine Hand ergriff und nach dem Teller führte. Wir mußten oft mehrere Minuten auf das kommende Gericht warten: Aphanassi Iwanowitsch selbst bemerkte das endlich und fragte: „Wo bleibt denn das Essen so lange?“ Aber der Junge, der die Speisen aufzutragen hatte, schien gar nicht daran zu denken; ich sah ihn durch die Thürspalte mit nickendem Kopfe auf der Bank sitzen und schlafen.

„Dieses Gericht ...“ sagte Aphanassi Iwanowitsch, als Käsefladen mit Sahne aufgetragen wurde — „dieses Gericht ....“ fuhr er fort und ich merkte, daß seine Stimme zu zittern anfing, daß eine Thräne sich aus seinen Augen hervordrängen wollte, aber noch bot er all seine Kraft auf sie zurückzuhalten: „dieses Gericht hat meine sel.... sel... selige...“ und plötzlich brach er in Thränen aus, seine Hand fiel auf den Teller, der Teller flog herab, sprang in Stücke und die Sauce übergoß ihn ganz; er aber saß regungslos da, starr hielt er den Löffel in der Hand und wie ein Strom, wie ein unaufhaltsam sprudelnder Quell rannen, flossen seine Thränen auf die ihn bedeckende Serviette.

Mein Gott! dachte ich, ihn ansehend. Fünf Jahre der alles zermalmenden Zeit — ein Greis, ein stumpfer Greis, der, sollte man meinen, keiner einzigen heftigen Gemüthsbewegung mehr fähig sein konnte, dessen ganzes Leben, schien es, im Sitzen auf einem hohen Stuhl, im Essen gebackener Fische und Birnen und in gutmüthigem Geplauder bestand — und ein so anhaltender, so heißer Schmerz! Was hat denn größere Macht über uns — Leidenschaft oder Gewohnheit? Oder gehen alle heftigen Ausbrüche, alle Wirbel unserer Wünsche und brausenden Leiden-

schaften einzig und allein aus unserm feurigen Alter hervor und scheinen sie nur darum so tief und so bewältigend? Wie dem auch sei, aber mir kamen in jenem Augenblicke alle unsere Leidenschaften kindisch vor gegen diese dauernde, langsame, fast stumpfe Gewohnheit. Einige Male wollte er den Namen seiner Seligen aussprechen, aber kaum begann er, so zuckte sein ruhiges und gewöhnliches Gesicht auf einmal krampfhaft und dieses Kindesweinen schnitt mir ins innerste Herz. Nein, das waren keine Thränen, mit welchen alte Leute so verschwenderisch sind, wenn sie uns ihre traurige Lage und ihr Unglück darstellen, das waren auch keine Thränen, wie man sie bei einem Glase Punsch vergießt, das waren Thränen, die von selbst, die unwillkürlich überflossen von dem herben Weh eines schon erkalteten Herzens.

Er hat darauf nicht lange mehr gelebt. Ich erfuhr erst kürzlich sein Hinscheiden. Seltsam aber, daß die Umstände seines Todes etwas Aehnliches hatten mit dem Tode der Pulcheria Iwanowna. Eines Tages nämlich entschloß sich Aphanassi Iwanowitsch, ein wenig im Garten herumzugehen. Wie er so langsam mit der ihm eigenen Achtlosigkeit hinging und an gar nichts dachte, begegnete ihm etwas Merkwürdiges. Er hörte auf einmal hinter sich mit ganz vernehm-

licher Stimme rufen: „Aphanassi Iwanowitsch!“ Er wandte sich um, aber Niemand war da; er sah nach allen Seiten, blickte ins Gesträuch — kein Mensch. Es war ein stiller Tag und die Sonne schien. Da wurde er einen Augenblick nachdenklich, sein Gesicht belebte sich, und endlich sagte er: „Das ist Pulcheria Iwanowna, die mich ruft.“ Gewiß hat Jeder einmal eine solche Stimme gehört, die ihn beim Namen rief, und die der gemeine Mann so erklärt, daß die Seele eines Verstorbenen sich nach einem Menschen sehne und ihn rufe, worauf unbedingt der Tod folge. Ich gestehe es, für mich hatte dieser geheimnißvolle Ruf immer etwas Schreckliches. Ich erinnere mich, ihn in meiner Kindheit oft vernommen zu haben. Bisweilen wurde hinter mir auf einmal deutlich mein Name genannt. Es geschah meist an einem sehr heitern, sonnigen Tage: kein Blatt bewegte sich an den Bäumen, es war eine Todtenstille, selbst die Heimchen hatten zu zirpen aufgehört, im Garten war keine Seele: aber ich gestehe, wenn mich die wildeste, stürmischste Nacht mit der ganzen Hölle der Elemente allein in einem undurchdringlichen Wald überrascht hätte, ich wäre nicht so erschrocken, wie vor dieser fürchterlichen Stille, an wolkenreinem Tage. Ich lief dann gewöhnlich außer Athem in der größten Angst aus dem Garten und

beruhigte mich erst, wenn mir irgend ein Mensch begegnete, dessen Anblick mich aus dieser schrecklichen Herzensöde zog.

Aphanassi Iwanowitsch gab sich ganz seiner innigen Ueberzeugung hin, daß ihn seine Frau rufe; er gab sich ihr hin, wie ein folgsames Kind, fiel zusammen, hustete, schmolz hin wie ein Licht und erlosch wie dieses, als nichts mehr blieb, was die arme Flamme erhalten konnte. „Legt mich neben Pulcheria Iwanowna —" das war alles, was er vor seinem Ende sprach.

Man erfüllte seinen Wunsch und begrub ihn an der Kirche neben dem Grabe Pulcheria Iwanowna's. Zu seiner Beerdigung kamen wenige Freunde, aber gemeines Volk und Bettelleute fanden sich in gleicher Menge ein. Das herrschaftliche Häuschen verödete nun ganz. Der unternehmende Verwalter sammt dem Vogt schafften alle zurückgebliebenen alten Sachen und alles Geräth, das die Wirthschafterin nicht hatte fortbringen können, in ihre Hütten. Bald kam, ich weiß nicht woher, als Erbe des Gutes, ein entfernter Verwandter an, der früher, ich erinnere mich nicht in welchem Regiment, als Leutnant gedient — ein schrecklicher Reformator. Sofort erkannte er die außerordentliche Zerrüttung und Vernachlässigung der Wirth-

schaft und beschloß das alles von Grund aus zu ändern, zu verbessern und in Ordnung zu bringen. Er kaufte sechs prächtige englische Sicheln, ließ an jede Hütte eine Nummer anschlagen, und kurz und gut, er richtete alles so trefflich ein, daß nach einem halben Jahre das Gut unter Curatel gestellt wurde. Die weise Curatel (sie bestand aus einem ehemaligen Referendar und einem gewissen Stabscapitän in verschossener Uniform) vernichtete in kurzer Zeit sämmtliche Hühner und Eier. Die Hütten, die fast schon am Boden lagen, fielen ganz ein; die Bauern ergaben sich dem Trunke und begannen meist flüchtig zu werden. Der eigentliche Besitzer aber, der übrigens mit seinen Curatoren in recht gutem Einvernehmen stand und mit ihnen zusammen Punsch trank, kam sehr selten in sein Dorf und blieb nicht lange. Noch heutigen Tages besucht er alle Jahrmärkte Kleinrußlands, erkundigt sich genau nach den Preisen größerer Producte, die en gros verkauft werden, wie Mehl, Hanf, Honig und dergl., handelt viel, kauft aber nur die unbedeutendsten Kleinigkeiten, nämlich Feuersteine, Pfeifenbohrer und überhaupt alles das, was selbst im Engrosverkauf den Betrag eines Rubels nicht übersteigt.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.